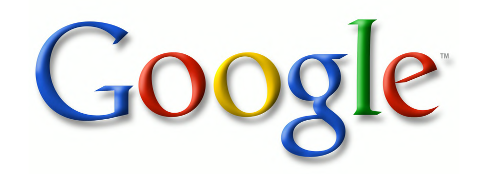
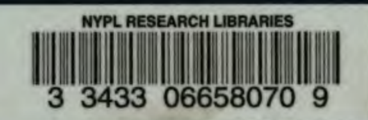
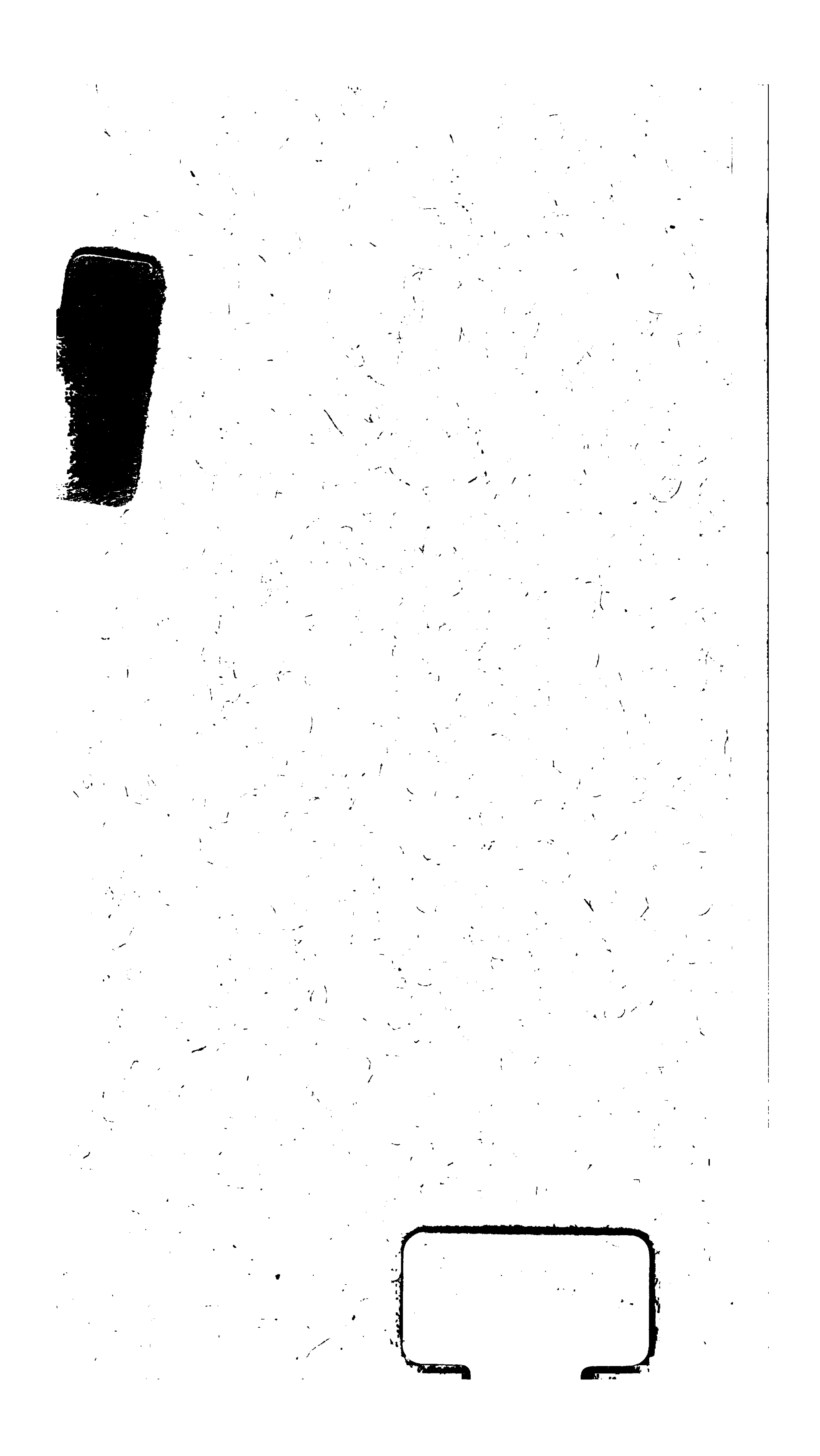
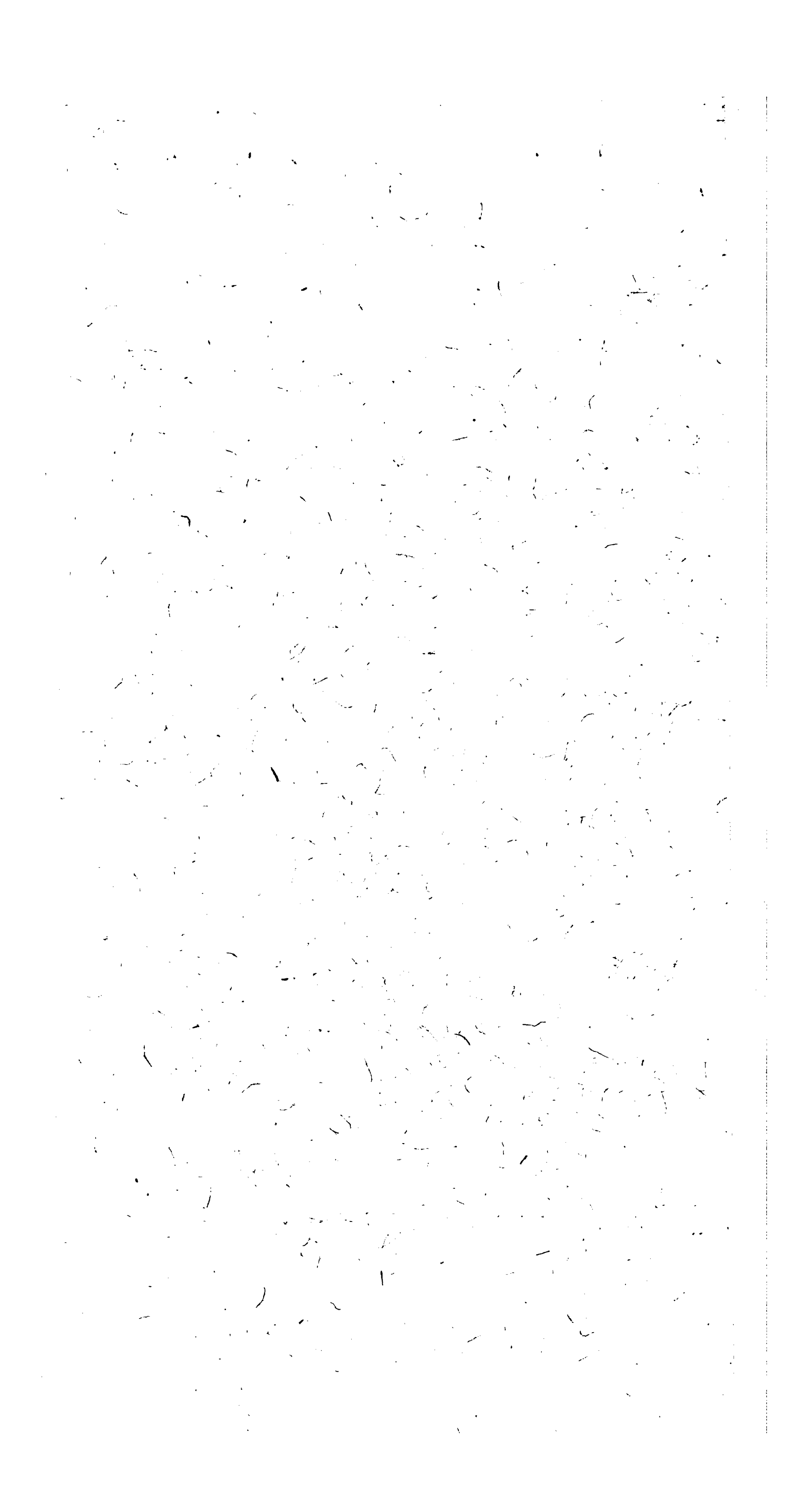


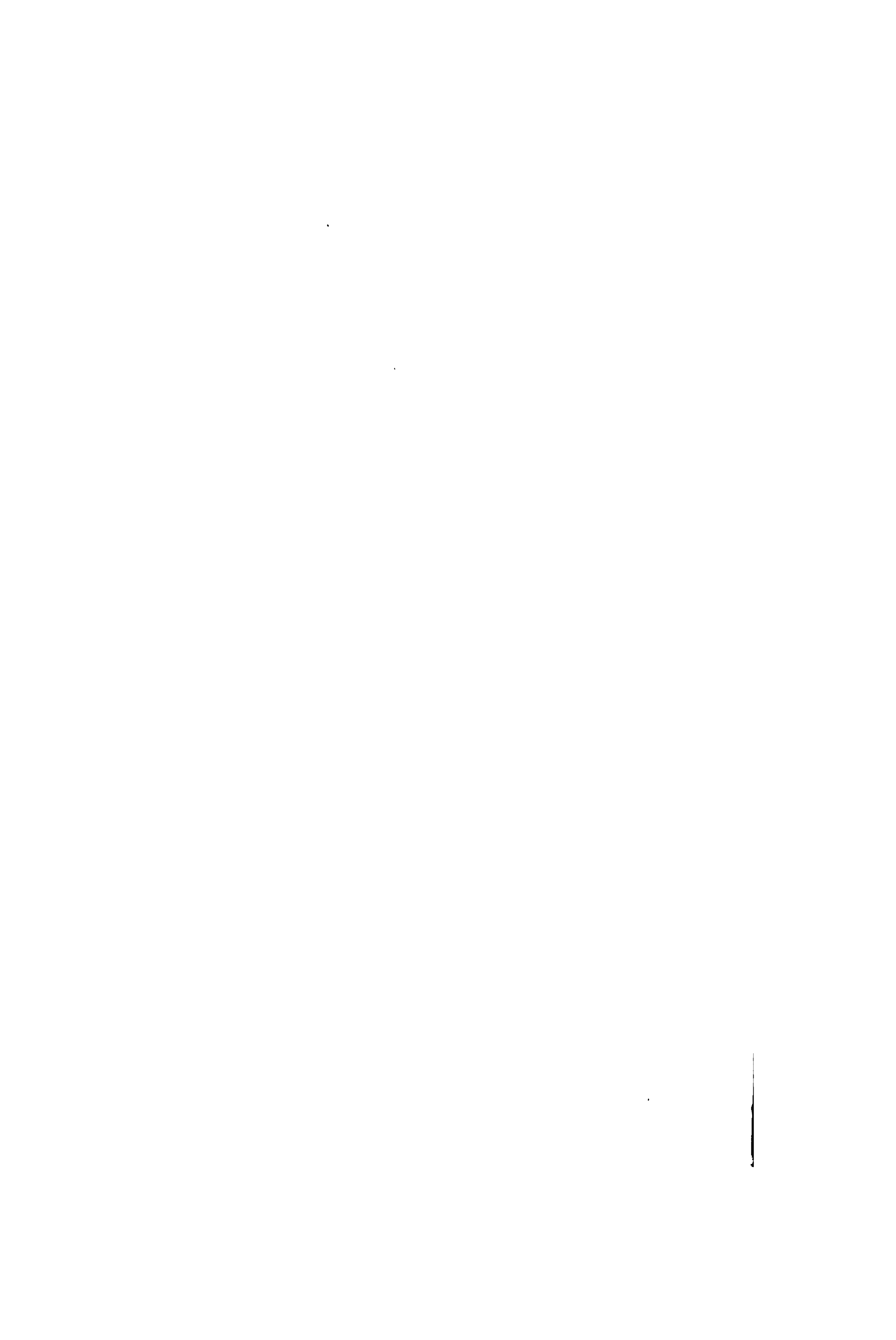

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06658070 9



La Bédoyère

DW

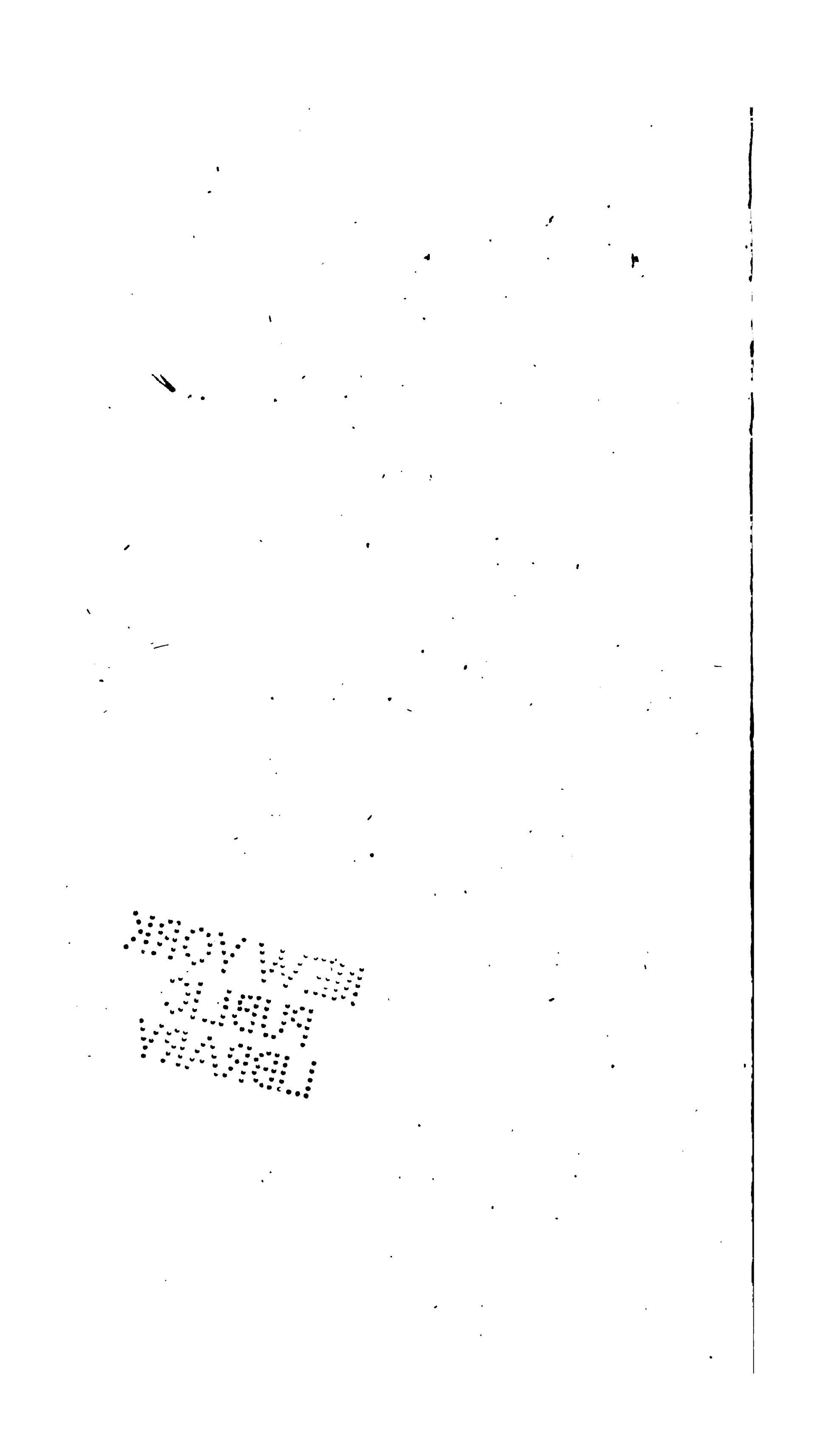




Reise
nach
Savoyen
und in
das südliche Frankreich
in
den Jahren 1804 und 1805.

Aus dem Französischen übersetzt
von
Ch. Weyland,
Herzogl. Sachsen-Weimarschem Legationsrath.

Berlin,
In der Vossischen Buchhandlung,
1809.



Reise

nach

Savoyen

und in

das südliche Frankreich

in den Jahren 1804 und 1805.



Sens. — Autun. — Chalons an der Saone. — Ankunft zu Lyon.

Am 16ten April 1804 verliessen wir Paris, um das südliche Frankreich und Savoyen zu durchreisen. Noch hatte sich das traurige Gefühl, das immer durch die Trennung von geliebten Freunden verursacht wird, nicht ganz in uns verloren, als wir uns schon in dem Walde von Senart befanden, der ehemals der Schrecken aller Reisenden war, heut zu Tage aber ohne die geringste Gefahr durchwandert werden kann. Aus diesem Walde kamen wir in das Dörfchen Lieursaint, wo wir uns lebhaft an die Jagdparthie Heinrich's IV, und an die väterliche Güte des tapfersten unserer Könige erinnerten. Zu Melun an der Seine nahmen wir unser Frühstück ein; dies ist die Vaterstadt von Amyot, dem berühmten Uebersetzer des Plutarch. Einige Stunden nachher kamen wir auf eine Anhöhe, von welcher wir zu gleicher Zeit die reizenden Ufer der Seine und Yonne, die Stadt Montereau und die in der Geschichte durch das tragische Ende des Herzogs von Burgund, Johann ohne Furcht, berühmte Brücke erblickten. Von hieraus ging der Weg bis nach Sens ununterbrochen durch ein äusserst fruchtbares, vortrefflich angebautes Land fort.

Das Städtchen Sens, das an dem Zusammenflusse der Yonne und der Vanne liegt, ist nichts weniger als hübsch. Die Straßen sind enge, und die meisten Häuser von Holz und Erde erbaut, wobei sich bloß

um die Fenster und Thüren herum eine Einfassung von Backsteinen befindet. Man bewundert daselbst besonders die dem heil. Stephanus geweihte Cathedral-Kirche, worin ein großer Theil der Fensterscheiben von dem berühmten Cousin auf das trefflichste gemahlt sind. In derselben liegen der Dauphin und die Dauphine, die Aeltern des letzten Königs von Frankreich, begraben; der verheerende Geist der Revolution, durch den der unglückliche Ludwig XVI vom Thron auf das Blutgerüst gestürzt worden, hat auch die Asche dieser erhabenen Todten nicht verschont; ihr Grabmahl ist aus dem Chor, wo es ursprünglich stand, weggeschleppt worden und seine Trümmer liegen jetzt in dem Winkel einer Kapelle.

Jenseits Sens kamen wir durch ein reiches Thal, das die Yonne bewässert, an deren Ufer auch die Stadt Auxerre am Abhange eines Hügels liegt. Bei dem großen Flecken Vermanton fließt die Cure vorbei; man zieht daselbst das in dem Districte Morvant in dieses Flüßchen geworfene Floßholz wieder heraus, und erbaut alsdann große Flösse, um dieses Brennholz auf der Yonne und Seine nach Paris zu schicken.

Zu Luzy-le-Bois blieben wir über Nacht. Den ganzen folgenden Tag bekamen wir nichts Merkwürdiges zu Gesicht, als das kleine Städtchen Avalon, das im Jahr 1007 gegen den König Robert eine dreimonatliche Belagerung ausgehalten hat. Am 18ten kamen wir nach Autun, an dem Flusse Aroux. Diese Stadt war vor alten Zeiten unter dem Namen Bibracte die Hauptstadt der Aeduer, des mächtigsten Volkes in Gallien, ehe Cäsar dieses Land unterjochte. Sie enthielt sowohl damals als in den zunächst folgenden Jahrhunderten eine große Menge merkwürdiger Denkmähler; allein die wenigen noch heut zu Tage davon vorhandenen Ueberbleibsel sind in einem solchen Grade verfallen und zerstört, daß man die ursprüngliche Be-

stimmung derselben kaum mehr zu errathen im Stande ist. Hierunter gehört z. B. ein viereckiges Gebäude an dem Ufer des Aroux, der Janus-Tempel genannt; es sind nur noch die beiden Seitenwände davon vorhanden, in welchen sich verschiedene Oeffnungen und in deren Zwischenräumen Nischen befinden. Diese Mauern sind ungefähr 7 Fuß dick und 78 Fuß hoch; auf den beiden andern Seiten sind sie aber gänzlich und bis auf den Erdboden herab zerstört. Das Thor von Aroux, das ohne Kitt erbaut ist, und über welchem sich eine Reihe von Säulengewölben befindet, wird ebenfalls für ein Werk der Römer gehalten. In einer kleinen Entfernung von diesem Thore findet man einige Ueberbleibsel von den Wällen der alten Stadt. In dem nahe gelegenen Dörfchen Conar steht man eine runde Pyramide, die von kleinen fest zusammen gekitteten Steinen erbaut ist, und sich oben in einer Kugel, anstatt einer Spitze, endigt. An ihrem Fuße kann sie ungefähr 50 Fuß im Durchmesser enthalten und auch eben so hoch seyn. Man hält sie für das Grabmahl einer vornehmen Person; der Zahn der Zeit hat sie aber ausnehmend beschädigt. Nicht weit von dieser Pyramide liegt das sogenannte Urnenfeld, das von der großen Menge daselbst entdeckter Gräber seinen Namen erhalten hat. Auch befinden sich noch in der Nähe der Stadt einige wenige Ueberbleibsel von einem Amphitheater; allein sowohl der Kampfplatz, als die stufenweise erhöhten Sitze und die Behältnisse für die wilden Thiere sind theils zerfallen, theils so gänzlich mit Gras überwachsen, daß man sie kaum mehr unterscheiden kann.

Als wir Autun verließen, führte uns der Weg ungefähr eine Stunde lang zwischen dürren, unfruchtbaren Hügeln hin, die bloß hin und wieder mit elenden verkrüppelten Waldungen bedeckt sind. Bald aber bekamen wir die fruchtbaren Anhöhen zu Gesicht, die

den herrlichen Wein, den vorzüglichsten Reichthum von Burgund, hervorbringen. Zu Sait-Leger erblickten wir auch zum erstenmale den Kanal von Charolois, diese zweite Quelle von dem blühenden Wohlstand des Landes, und auf den Abend sahen wir ihn abermals, als wir nach Chalons kamen.

Die Lage dieser Stadt an einem schiffreichen Flusse ist sehr angenehm; längs den beiden Ufern desselben befinden sich lauter große und schöne Häuser, und eine Brücke, die darüber führt, ist mit viereckigen Pyramiden verziert. Es kann kein höherer Grad von Fruchtbarkeit gedacht werden, als man in der Gegend um diese Stadt antrifft; alle Arten von Producten werden daselbst in der größten Menge gewonnen, und die Felder prangen überall mit einem solchen mannigfaltigen Reichthum, daß man sich in ein irdisches Paradis versetzt glaubt. Diese große Fruchtbarkeit dauert ununterbrochen fort bis nach Macon. Schon auf der Hälfte des Weges wird man jedoch eine auffallende Veränderung in der Sprache und in der Kleidertracht der Einwohner gewahr. Die erstere ist ein plattes Französisch, oder sogenanntes Patois, das man kaum mehr verstehen kann; die Kleidung der gemeinen Frauenspersonen besteht in einem Rocke von grobem Zeuge, gewöhnlich von blauer Farbe, und einem ähnlichen Jäckchen, das aber um die Ellenbogen und Schultern herum, so wie auch hinten auf dem Rücken, mit mehrern buntfarbigen Tuch- oder Sammetstreifen besetzt ist. Ein zierlich gestalteter Halskragen von feiner Leinwand oder auch wohl von Spitzen dient ihnen statt des Halstuches, und auf dem Kopfe tragen sie über der Mütze einen kleinen runden Hut von schwarzem Filz.

Die Stadt Macon liegt auf dem Abhang eines Hügels, der sich bis an das Ufer der Saone herabzieht; dies ist ein äußerst majestätischer und dabei so

ruhiger Fluß, daß man nicht sogleich auf den ersten Blick unterscheiden kann, auf welche Seite er fließt; was auch schon Cäsar in seinen Commentarien von ihm bemerkt hat. Auf den beiden Ufern desselben befinden sich schöne Kai's, und mitten auf der Brücke, die über denselben führt, steht eine kleine Pyramide, welche ehemals die Gränze zwischen den beiden Ländern la Bresse und le Maconnois ausgemacht hat. Die Stadt an und für sich hat übrigens enge, krumme Straßen und schlechte Häuser.

Seit unserer Abreise von Paris hatten wir beständig Regen und Schnee gehabt, und es war so empfindlich kalt gewesen, daß uns ein großer Theil unsers Vergnügens dadurch entzogen worden war. Allein während unsers Aufenthaltes zu Macon änderte sich das Wetter, und als wir diesen Ort verließen, war nirgends mehr ein Wölkchen am Himmel zu sehen, und die Sonne schien in aller ihrer Pracht. Die schnellen Fortschritte der Vegetation setzten uns in das größte Erstaunen; die Wiesen waren schon mit tausend eben erst aufgeblühten Blumen geschmückt, das Korn fing schon an in Aehren zu schießen, die Bäume waren mit einem zarten Laub bedeckt, und die Lerche schwang sich zum Himmel empor und begrüßte mit ihrem Gesange die Rückkehr der schönen Jahrszeit. Ich sah, ich hörte, und faßte von allen Seiten die angenehmsten Eindrücke auf. Rings um uns her lagen unermeßliche Ebenen, über welche Ceres und Bacchus ihre Füllhörner auszugießen schienen, und mitten durch dieselben hindurch schlängelte sich friedlich die Saone, an deren Ufern eine zahllose Menge von Dörfern lag. Auf der einen Seite verlor sich der Horizont in der ungemessensten Ferne, und auf der andern machten die hohen noch mit Schnee bedeckten Gipfel des Jura-Gebirges die Gränze dieses unvergleichlichen Gemäldes aus.

Die Nacht brachten wir in Anse zu, einem grossen Flecken an dem Flüßchen Azorgue, welches sich ein wenig unterhalb des Ortes in die Saone ergießt. Beinahe gegen der Mündung desselben über liegt die kleine Stadt Trevoux, die durch das französische Wörterbuch und durch das Journal für Wissenschaften und Künste, welche beide ihren Namen führen, bekannt ist.

Wider Willen bemächtigte sich unserer ein melancholisches niederdrückendes Gefühl, als wir uns den andern Tag Lyon näherten. Wir sollten nunmehr diese berühmte Stadt sehen, die noch vor Kurzem ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung war, und jetzt ganz Europa zum Mitleiden bewegt; wir sollten Ruinen erblicken, die nicht das Werk der Zeit, sondern der Menschen sind, wenn man anders gold- und blutdürstige Ungeheuer noch mit dem Namen Menschen belegen darf. Eine breite Allee, die sich an dem Ufer der Saone hinzieht, führt bis in die Vorstadt; hier kamen wir über eine steinerne Brücke, die schon im eilften Jahrhundert erbaut worden ist, und kehrten endlich im Gasthofe von Europa ein.

Diesem gegenüber liegt der Platz Bellecour, auf welchem wir, sobald wir uns ein wenig erfrischt hatten, spazieren gingen. Wohin jedoch unsere Blicke fielen, sahen wir Haufen von Ruinen. Dies ist also der Platz, sagte ich zu mir selbst, der einst so bewundert wurde, und so sehr es zu werden verdiente? Was ist aus der prächtigen Bildsäule zu Pferde von Ludwig dem Großen geworden? Wo ist die schöne Gruppe der Saone und der Rhone, mit welcher das Fußgestell derselben verziert war? Wo die schönen Wasserkünste und der liebliche Rasen, die einst hier den Spaziergänger ergötzten? Hat denn die Wuth des Armen, der sich gegen den Reichen und leider auch gegen sich selbst bewaffnete, gar nichts verschont? Auch sogar die großen prächtigen Gebäude, die, nach einerlei Riß-

sen erbaut, an den beiden Enden des Platzes standen, hat der revolutionnäre Hammer getroffen; sie existiren nicht mehr. Tief ergriffen von diesen schmerzhaften Gefühlen, kehrte ich mit meinen Reisegefährten bald wieder in unsern Gasthof zurück.

Ursprung, Lage und Handel von Lyon.

Lyon, von seinem ehemaligen Wohlstande herabgesunken und seiner besten Bürger beraubt, bietet jetzt dem Philosophen einen unerschöpflichen Stoff zu den ernsthaftesten Betrachtungen dar. Man kann sich keinen rührendern und lehrreichern Anblick denken, als den einer großen Stadt, in welcher sich noch die zerstörten Denkmäler ihres vorigen Glanzes und ihres verschwundenen Glückes befinden! Alle diese Eindrücke sind jedoch unendlich stärker, wenn man sie an Ort und Stelle selbst empfängt, wenn man an der Quelle der Thränen weint. Dies war mein Fall, und ich kann nicht genug beschreiben, wie sehr mein Herz bei dem Anblick der zerstörten, menschenleeren Straßen, ja sogar ganzer von den Flammen verheerter Quartiere zerrissen wurde; bald bejammerte ich die unglücklichen Schlachtopfer dieser schaudervollen Gräuelthaten, bald rief ich gerechte Flüche über ihre unmenschlichen Henker herab.... Anstatt jedoch meine Leser mit meinen Gefühlen zu belästigen, will ich ihnen lieber die Gegenstände schildern, die vor unsern Augen vorüber gegangen sind; zuvor muß ich aber noch kürzlich einige Nachrichten über die Entstehung und die ältere Geschichte dieser Stadt mittheilen.

Der allgemeinen Meinung nach wird die Erbauung von Lyon in das Jahr Rom's 711, also 41 Jahre vor

der christlichen Zeitrechnung, gesetzt, und dem L. Munatius Plancus, einem Unterbefehlshaber Cäsar's, zugeschrieben. Die Stadt nahm an Größe und Wohlstand so reissend schnell zu, daß sie sehr bald den Titel der Hauptstadt von Gallien verdiente. Vom Kaiser Augustus besonders wurde sie mit zahllosen Wohlthaten überhäuft, und aus Dankbarkeit errichtete sie ihm einen Altar an dem Zusammenflusse der Rhone und der Saone. Der Kaiser Claudius, der in ihr geboren war, verschaffte sogar ihren Einwohnern den Zutritt in den römischen Senat. Dieser hohe Gipfel von Ansehen und Macht war jedoch nur von kurzer Dauer: denn bald nachher wurde sie durch eine furchtbare Feuersbrunst so gänzlich zerstört, daß nach dem energischen Ausdrucke Seneca's sich nur eine Nacht zwischen einer großen, mächtigen Stadt und keiner befand. Sogar auch Nero wurde dadurch gerührt; er beklagte das Unglück, das die Stadt betroffen hatte, und ließ sie auf's neue wieder aufbauen. Seine Nachfolger fuhren ebenfalls fort, ihr vielfältige Beweise ihres Wohlwollens zu geben, und besonders zeichneten sich unter diesen Hadrian und die Antonine aus.

Nunmehr trat jedoch eine Revolution ein, welche die Gestalt des ganzen Erdbodens veränderte; die Finsterniß des Heidenthums verschwand nämlich überall vor dem stralenden Lichte der christlichen Religion. Natürlicher Weise konnte diese neue Ordnung der Dinge nicht ohne die allerheftigsten Erschütterungen entstehen; überall waren mit der ersten Einführung des Christenthums die blutigsten Verfolgungen verbunden. Zu Lyon erreichten sie einen vorzüglich hohen Grad; der heilige Photinus und der heilige Irenäus kamen daselbst daselbst mit neunzehntausend ihrer Schüler als Märtyrer des Glaubens um's Leben. Bald nachher ließ sogar der Kaiser Severus die ganze Stadt durch

seine Truppen verheeren und verwüsten. Erst im vierten Jahrhundert, als endlich der Friede in der Kirche und die Gewissensfreiheit wieder hergestellt wurden, konnte auch sie sich aus ihren Ruinen wieder empor heben.

Nach dem Sturz des römischen Reiches fiel Lyon zuerst den Königen von Burgund anheim; auf diese folgten die fränkischen Könige, und späterhin wurde die Stadt bald von einem Fürsten, bald von einem Grafen, bald von einem Erzbischofe beherrscht. Im achten Jahrhundert bemächtigten sich ihrer die Sarazenen, rissen alle Gebäude in derselben nieder *), und ließen den größern Theil der Einwohner über die Klinge springen. Von diesem Zeitpunkte an weiß man nichts mehr von Lyon, und die ganze folgende Periode der Geschichte dieser Stadt ist in ein tiefes Dunkel gehüllt, bis sie endlich unter Philipp dem Schönen mit der Krone Frankreichs verbunden wurde, von der sie auch seitdem nicht wieder getrennt worden ist. Seit dieser Zeit haben sich die Einwohner beständig durch die unwandelbarste Treue gegen ihre rechtmäßigen Monarchen ausgezeichnet. Eine Zeitlang wurden sie zwar von dem verderblichen Schwindel der Ligue hingerissen; aber bald kehrten sie wieder zu ihrer Pflicht zurück, und ihre Reue war so aufrichtig, daß Heinrich IV. in einem feierlichen Edicte erklärte, der Staat habe weder treuere Bürger, noch er selbst bessere Soldaten.

Diese Liebe zu ihren Monarchen war jedoch in ihnen keinesweges ein blinder Enthusiasmus, sondern

*) Diesen wiederholten Verheerungen ist es auch zuzuschreiben, daß man in einer Stadt, die doch zur Zeit der Römer einen so ausgezeichneten Rang behauptet hat, fast ganz und gar keine Alterthümer mehr antrifft. Außer den Ueberbleibseln einer Wasserleitung und einigen Säulen, die sich heut zu Tage in der Kirche von Aisnai befinden, sieht man überall nur einzelne unförmliche und ganz unkenntbare Bruchstücke.

sie gründete sich auf das lebhafteste Gefühl der Dankbarkeit. Durch eine ganz besondere Gnade der Monarchen hatte Lyon immerfort seine alte Verfassung beibehalten, und auch sogar die Grundlage seines blühenden Wohlstandes hatte es einem unserer Könige zu verdanken. Franz I. nahm nämlich die Fabriken dieser Stadt in seinen besondern Schutz, und unter seiner Regierung fingen sie eigentlich an, blühend zu werden.

Die Lage von Lyon ist aber auch ganz ausserordentlich günstig für den Handel. Die Stadt liegt im Mittelpunkte zwischen Deutschland, Italien und Spanien; an ihren Mauern fließt ein reissender Fluß hin, der dem mittelländischen Meere den Tribut ihrer Reichthümer zuführt, und in ihrem Innern hat sie einen andern sehr ruhigen Fluß, dessen Wasser nicht nur eine besonders günstige Eigenschaft zum Färben der Seide besitzt, sondern der sie auch, vermittelst der Canäle von Charolois und Briare, mit Paris und dem Ocean in Verbindung setzt.

Längs der Rhone befindet sich zu Lyon eine Reihe der schönsten Gebäude, und ein vortrefflicher Kai, der über eine halbe Stunde lang ist. Zwei prächtige Brücken führen in die Ebene des Brotteaux, und da ein Theil der Stadt auf einer Anhöhe erbauet ist, so kann man von derselben, ohne zum Thor hinauszugehen, die Gegend weit umher überschauen. Die Schönheit der Landschaft übertrifft an Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit alle Beschreibungen, und das sehr gemäßigte Klima kennt weder die langen Winter des nördlichen, noch die glühende Hitze des südlichen Frankreichs.

Ueberhäuft mit allen Wohlthaten der Natur, haben die Lyoner mit einander in Betreibung der Künste gewetteifert. Beide Hemisphären schmückten sich bisher mit den Producten ihrer Manufacturen, in denen Gold, Silber und Seide auf das künstlichste und geschmackvollste ineinander verwebt waren. Höchst merk-

würdig war es dabei, daß die Industrie der Einwohner dem Grund und Boden, den sie bewohnten, eigenthümlich anzugehören schien. Unsere Nachbarn haben hievon mehr als einmal die Erfahrung gemacht: denn mehrere Fabrikarbeiter haben zu verschiedenen Zeiten, durch glänzende Versprechungen verführt, Lyon verlassen, und sich in den benachbarten Staaten angesiedelt; allein sobald sie unter einen fremden Himmel verpflanzt waren, verlor sich ihr ganzes Genie, und sie sanken zu gewöhnlichen Arbeitern herab.

Da die Stadt so viel zum Ruhm und zum Wohlstande des ganzen Reiches beigetragen hat, so muß ich hier kürzlich einige Bemerkungen über ihre Manufacturen und öffentlichen Anstalten beifügen.

Ganz Europa hat Antheil an den gräuelvollen Ereignissen genommen, durch welche der Handel dieser Stadt zu Grunde gerichtet worden ist, und man darf sich weniger über den jetzigen schlechten Zustand desselben verwundern, als über den Muth der Lyoner und die Anstrengungen, womit sie ihn dem gänzlichen Untergange zu entreissen suchen. Die Hindernisse, die ihm durch die Revolution und durch den fortdauernden Krieg in den Weg gelegt worden, sind jedoch bei weitem nicht die einzigen, die er zu bekämpfen hat. Schon vor dieser unglücklichen Epoche, wo alle Zweige der Industrie von Lyon zu gleicher Zeit zu Grunde gerichtet wurden, hatte die Unbeständigkeit der Mode dem allerwichtigsten unter denselben, demjenigen, der in glücklichern Zeiten sechszigtausend Arbeiter ernährte, einen äusserst fühlbaren, schwer zu ersetzenden Schaden zugefügt. Man erräth wohl, daß hierunter die Seidenmanufakturen, die von broschirten Zeugen, von Gase und Flor gemeint sind. Schon im Jahr 1788 bemerkte man eine sehr bedeutende Abnahme derselben: denn von funfzehntausend Weberstühlen standen damals schon über fünftausend ganz leer. Die Ursache

ferer Lieben Frau von Fourvieres, einer Kapelle, die aus den Ueberresten eines von Trajan aufgeführten Gebäudes erbauet ist, und für welche die Lyoner eine außerordentliche Ehrfurcht hegen. Sie liegt auf einer Anhöhe, von der man die ganze Stadt übersieht, mit dem Lauf der Saone, die durch sie hindurchfließt, und dem der Rhone, die sie auf der Ostseite umringt, ferner die ganze umliegende Gegend und die Ebenen von Bresse und Dauphiné, wo sich der Blick in der weitesten Ferne verliert. Eine mannigfaltigere und reizendere Aussicht kann man sich unmöglich denken; auch hat sie schon Seneca in einigen lieblichen Versen zu schildern gesucht.

Als wir von Fourvieres wieder herabgestiegen waren, besuchten wir das Kloster der Heimsuchung Mariä. Der alte Pallast, auf dessen Ruinen dasselbe erbauet ist, war die gewöhnliche Wohnung der römischen Kaiser und der Obersten der Leibgarde; auch wurde in ihm Germanicus geboren, dessen frühzeitiger Tod so viele Thränen hat vergießen machen.

Durch das Quartier St. Johann kehrten wir hierauf wieder in die Stadt zurück, und besahen im Vorbeigehen das schöne Portal der Cathedralkirche; das Innere derselben enthält jedoch nichts Merkwürdiges. Nicht weit von ihr gingen wir auf einer neu erbaueten hölzernen Brücke, denn die alte steinerne ist während der Belagerung zu Grunde gegangen und noch nicht wieder aufgebauet, über die Saone, und begaben uns in die Kirche von Saint-Rizier, deren Erbauung sich in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung verliert. Man sieht noch heut zu Tage unmittelbar unter dem Hochaltar eine kleine Kapelle, in welcher der heil. Photinus zur Zeit der Verfolgung die gläubigen Christen zur Gottesverehrung versammelt haben soll.

Aus

Aus dieser Kirche begaben wir uns auf den Platz des Terreaux, dem schönsten in Lyon, seitdem der schändliche Couthon den von Bellecour mit Schutt überdeckt hat. Das Rathhaus, das zwischen vier Straßen ganz abgesondert steht, und eines der regelmäßigsten und prächtigsten in ganz Europa ist, macht die größte Schönheit dieses Platzes aus. In der Vorhalle desselben sieht man die emblematischen Figuren der Saone und der Rhone, die von dem Fußgestelle der Bildsäule Ludwigs des Großen weggenommen worden sind. Dem Rathhause gegenüber, jedoch auf der entgegengesetzten Seite von dem Platz des Terreaux, ist das Comödienhaus. Wir begaben uns in dasselbe, um hier unser Tagewerk zu vollenden. Das Haus selbst ist sehr hübsch, aber mit den Schauspielern waren wir keinesweges zufrieden; sie gaben Menschenhaß und Reue, ein Stück, wobei niemand mehr Thränen vergießt. Bei der Langenweile, die uns ihr Spiel und das Stück verursachten, blieb uns nichts anders übrig, als unsere Blicke ringsherum auf die Logen zu werfen, in denen wir eine große Anzahl hübscher Frauenzimmer bemerkten. Die Schönheit ist zu Lyon eine sehr gewöhnliche Blume; allein sie verwelkt daselbst äußerst schnell. Glücklicher Weise besitzen die Lyonerinnen andere schätzbarere Eigenschaften, die nicht mit ihr zu Grunde gehen, nämlich eine vorzügliche Sanftmuth des Charakters, einen sehr gebildeten Geist und eine bewundernswürdige Anlage zu Talenten. Diesem gerechten Lobe des weiblichen Geschlechtes brauche ich das der Mannspersonen wohl nicht beizufügen. Wer kennt nicht ihren Muth, ihre Höflichkeit, ihre probefeste Treue? Man hat ihnen Gewinnsucht zum Vorwurf gemacht, aber nicht bedacht, daß der Gewinn das Ziel des Kaufmanns, so wie der Ruhm das des Kriegers ist. Auch erstickt diese Leidenschaft in ihnen keinesweges die Liebe zu

den schönen Künsten und erkältet sie nicht für die edelsten Gefühle der Menschenliebe.

Am folgenden Tage fingen wir unsere Wanderschaft mit den Freistätten der Schmerzen und des Unglücks an. Die zwei vorzüglichsten darunter, die nicht weit von einander entfernt an dem Ufer der Rhone liegen, sind das Hospital der Charité, das im sechszehnten Jahrhundert, und das Hotel-Dieu, das schon im sechsten Jahrhundert gestiftet worden ist. Sie vereinigen beide eine ausnehmende Pracht mit einem großen Umfang und den zweckmäßigsten Anstalten für die Gesundheit. Eine Commission von fünf Personen besorgt ganz umsonst die Administration derselben, und Frauenspersonen, die bloß durch das reine Gefühl der Menschenliebe und der Religion dazu bewogen werden, verrichten mit einem ächt-evangelischen Eifer alle, auch die beschwerlichsten Dienstleistungen der Krankenpflege.

Das erste von diesen Hospitälern ist für die siebenzigjährigen Greise, für die Waisen und für die sogenannten Kinder des Vaterlandes, d. h. der Ausschweifung und der Wollust bestimmt. In das zweite werden Kranke, schwangere Weiber und Verrückte aufgenommen. Es befinden sich 1270 eiserne Bettstellen darin, und jede Person hat ihre eigene. Auch werden die Kranken gehörig von einander abgesondert, so daß man in dem nämlichen Gebäude alle Arten von Leiden und von menschlichem Elend nach der Reihe neben einander antrifft. Beide Hospitäler besaßen ehemals sehr beträchtliche Einkünfte, die noch jährlich durch wohlthätige Geschenke und fromme Vermächtnisse vermehrt wurden. Die Verwaltung derselben wurde für eine der größten Ehrenstellen gehalten, zu der ein Bürger gelangen konnte, und es geschah sehr häufig, daß Kaufleute, die sich in eine oder die andere bedeutende Speculation einließen, diese Hospitäler

für einen gewissen Antheil an dem künftigen Gewinn derselben interessirten. Dieses ganze Vermögen ist aber während der Revolution durch Menschen ohne Religion, ohne Tugend und ohne menschliche Gefühle gänzlich verschleudert und entwendet worden; es ist jedoch zu hoffen, daß gegenwärtig, wo die höchste Staatsgewalt selbst diese frommen Stiftungen begünstigt, bald wieder einige Capitale für dieselben zusammenkommen werden. Das Mitleiden an dem Unglück der Nebenmenschen ist in den Herzen der Lyoner nicht erloschen, und sobald der wieder auflebende Handel es ihnen nur einigermaßen möglich machen wird, so werden sie gewiß auch den unermeßlichen Verlust ihrer Hospitäler wieder zu ersetzen suchen.

Aus dem Hotel-Dieu begaben wir uns in die nicht weit davon gelegene öffentliche Bibliothek, die vormals einen Theil des Jesuiter-Collegiums ausgemacht hat. Sie besteht in einer langen, sehr geräumigen Gallerie, aus der man eine entzückend schöne Aussicht auf die Rhone hat, und man findet hier sehr viele kostbare Werke und seltene Manuscripte *). Neben derselben befand sich ehemals ein äusserst kostbares Antiquitäten- und Medaillenkabinet; allein die revolutionäre Habsucht hat dasselbe rein ausgeplündert. Durch die nämliche Plünderungs- und Zerstörungswuth ist auch die von den Jesuiten unter der Direction des berühmten Cassini erbaute Sternwarte gänzlich zu Grunde gerichtet worden.

Als wir die Bibliothek verlassen hatten, begaben wir uns auf den öffentlichen Spaziergang, aux Brotteaux genannt, den wir mit lauter jungen Bäumen

*) Diese Bibliothek soll neunzigtausend Bände stark seyn, und wird alle Tage von 10 bis 1 Uhr geöffnet. Unter den Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften zu Lyon muß auch noch die Akademie angeführt werden, die unter ihren auswärtigen Mitgliedern eine Menge berühmter Namen zählt, unter andern von Zach in Gotha und Gruner in Jena.
A. d. Ueb.

bepflanzt fanden. Wir setzten uns unter ihren jugendlichen Schatten nieder, allein die Ruhe, die wir hier zu genießen hofften, wurde bald durch ein schreckliches Bild der Vergangenheit gestört: denn eben dieser Platz war es, den nach der Belagerung Collot-d'Herbois zu dem Schauplatze seiner blutigen Hinrichtungen aussuchte. Allen den Unglücklichen, die hier fielen, weihten wir ein warmes, theilnehmendes Andenken. Ihr Ruhm ist unsterblich, wie die Schande ihres Mörders!

Le Pont-Beauvoisin. — Der große Königsweg de la Crotte. — Chambery. — Quelle der Boisse. — Das Ende der Welt. — Charmettes. — Der Zahn von Nivolet. — Das große Carthäuserkloster. — Der See Bourget. — Aix. — Annecy. — Das Karthäuserkloster von Pommier. — Carouge. — Armilly.

Am 8ten Mai verließen wir Lyon, und nachdem wir über die Rhonebrücke gegangen waren, kamen wir sogleich in das Departement am Iserefluß, das aus einem Theil von dem alten Dauphiné besteht. Der Weg führte beständig durch ein sandiges, ziemlich unfruchtbares Land, wo wir, außer Maulbeerbäumen, die längs der Straße gepflanzt waren, und Häusern von Pisé *), durchaus nichts auch nur einigermaßen Merkwürdiges zu sehen bekamen. Gegen Mittag kamen wir nach Bourgoing, wo das kleine Flüßchen

*) Ob es gleich in diesem Lande sehr viele und vortreffliche Steine giebt, so werden doch die meisten Häuser daselbst von Erde erbaut, und zwar auf die unter dem Namen Pisé bekannte Art. Man giebt dieser Bauart darum den Vorzug, weil sie nicht nur weit wohlfeiler ist, sondern auch viel schneller von statten geht. Auch haben die Gebäude von Pisé, wenn sie von außen gehörig beworfen und mit Kalk übertüncht sind, ein eben so gutes Ansehn, als wenn sie von Mauerwerk aufgeführt wären. A. d. V.

Bourde uns zu unserm Mittagsessen vortreffliche Forellen, Aale und Karpfen lieferte. Jenseit dieses Städtchens wird die Landschaft anmuthiger und fruchtbarer, und man sieht daselbst nicht nur mancherlei Arten von Obstbäumen, sondern auch viele Weinberge. Wir kamen durch den Marktflecken la Tour-du-Pin, den alten Stammort des so berühmten Hauses hindurch, und bald hernach in das offene Städtchen Pont-Beauvoisin. Der Fluß Guyer, der zwar nicht beträchtlich ist, aber zuweilen plötzlich auf eine furchtbare Art anschwillt, theilt dasselbe in zwei Hälften, und machte ehemals die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen aus. In der umliegenden Gegend werden sehr viele weiße Maulbeerbäume gezogen, weil man sie zur Nahrung für die Seidenwürmer braucht, auf deren Zucht sich hier die sämmtlichen Einwohner, sowahl arme als reiche, mit dem größten Eifer legen.

Eine halbe Stunde jenseits Pont-Beauvoisin erreichten wir die ersten Berge der Alpen, und bald nachher mußten wir auch schon den steilen Steiger von Chaille hinaufklettern. Der Weg zieht sich dabei beständig an dem Ufer des reissenden Flusses Guyer hin, dessen stürmendes Brausen in den dunkeln Bergschluchten auf das furchtbarste wiederhallt. Auf beiden Seiten befinden sich unermeßlich hohe Kalkfelsen, deren Lagen horizontal auf einander liegen und so deutlich bezeichnet sind, daß man sie mit leichter Mühe zählen kann. Ungefähr eine Stunde lang geht man in diesem schauervollen Labyrinthe fort; alsdann aber steigt man wieder in ein Thal hinunter, das rings umher mit Bergen eingefaßt ist. In diesem engen Kessel liegt der Flecken les Echelles, der ebenfalls, wie Pont-Beauvoisin, durch den Guyer in zwei Hälften getheilt wird. Jenseit dieses Fleckens kamen wir an den grossen Königsweg, de la Grotte, der ehemals die einzige Straße aus Savoyen nach Frankreich war. Er ist,

einer Inschrift zufolge, die sich auf der linken Seite desselben auf einem 1670 errichteten Denkmal befindet, von dem Herzog Carl Emanuel II. angelegt worden, und führt bei 300 Ruthen weit durch eine über 100 Fuß hohe, fast senkrechte Felsenmasse hindurch. Dies ist in jeder Rücksicht ein bewundernswürdiges Werk, durch welches der Herzog seine Regierung unsterblich gemacht hat. Je weiter man kommt, desto mehr nimmt die Höhe der Felsen ab; allein noch sind sie mit nichts als Moos und einigen verkrüppelten Sträuchern bedeckt, und überall herrscht Unfruchtbarkeit und die grausenvollste Stille. Weiterhin kommt man in ein kleines Thälchen, worin einige Obstbäume stehen, und auch etwas Getreide gebaut wird; an dem einen Ende desselben liegt das Dörfchen St. Johann. Bald kommt man jedoch wieder in die Gebirge hinein, von deren Gipfel sich eine Menge Bäche herabstürzen, und unter diesen einer, der von einer Höhe von 150 Fuß herunter fällt. Dieser sehr interessante Wasserfall war die letzte Merkwürdigkeit, die uns bis nach Chambery aufstieß.

Diese Stadt, die an dem Fluß Leisse liegt, enthält ungefähr zwölftausend Einwohner; die Straßen derselben sind enge, die Häuser sehr hoch, und die Dächer durchgängig mit Schiefern gedeckt. Sie hat zwei Kirchen, die Cathedralkirche und die von unserer Lieben Frau. Der Garten der alten Herzoge von Savoyen ist ein sehr schöner Spaziergang, und auf einem öffentlichen, mit herrlichen Springbrunnen verzierten Platze pflegen sich zu jeder Stunde des Tages die Müßiggänger zu versammeln, deren es in einer Stadt, die weder Handel noch Industrie besitzt, wo alle Lebensmittel und die nothwendigsten Bedürfnisse äußerst wohlfeil sind, und wo jeder Einwohner, der nur einigermaßen zu leben hat, seine Tage in ruhiger Unthätigkeit zubringt, nothwendiger Weise eine große Menge geben muß.

Die Gegend um Chambery ist ausserordentlich fruchtbar, und bringt besonders sehr viel Getreide, Gemüse aller Art und Wein hervor. Mitten unter den Obstbäumen wächst der weiße, für die Seidenwürmer bestimmte Maulbeerbaum. Den Weinstock lassen die Einwohner bald auf der Erde fortranken, bald ziehen sie ihn laubenförmig in die Höhe, bald pflanzen sie ihn an Kirsch- oder Ahornbäume, die in geraden Reihen neben einander stehen, so daß er an deren Stämmen und Aesten hinauf rankt, und sich gewöhnlich in grünen Gewinden von einem Baume zum andern hinüber erstreckt. Im Schatten dieser Bäume und Weinstöcke wird Getreide gesäet, und nach der Erndte werden noch mancherlei Arten von Gemüse gepflanzt. Man bekommt daher oft in dem nämlichen Jahre vier ganz von einander verschiedene Erndten von dem nämlichen Felde. Dieser Ueberfluß an Producten ist jedoch keinesweges der landwirthschaftlichen Industrie der Einwohner allein zuzuschreiben, sondern größtentheils dem häufigen Regen und der Menge von Bächen, wodurch beständig eine der Vegetation äußerst günstige Feuchtigkeit in dem Boden erhalten, und alsdann durch die glühenden, von den kahlen Felsenwänden der Gebirge zurückprallenden Sonnenstrahlen in Thätigkeit gesetzt wird. Außer diesem Reichthum an Producten hat die Gegend um Chambery auch sehr angenehme Spaziergänge, auf denen man überall die schönsten Aussichten antrifft. Ich will einige Gegenden, welche die Einwohner gewöhnlich zu besuchen pflegen, und die mir am interessantesten vorgekommen sind, hier anführen.

Eine halbe Stadt von der Stadt ist die Quelle der Boisse, die ein helles, mit Eisentheilen geschwängertes Wasser enthält, das sehr stärkend für den Magen ist, und auch noch für manche andere Krankheiten heilsam seyn soll. Die Einwohner begeben sich im Sommer des Morgens früh dahin, ehe es noch

anfängt heiß zu werden; die Sorge für die Gesundheit ist jedoch bei den meisten unter ihnen nur ein bloßer Vorwand: denn sehr häufig vergessen sie bei dem Schall einer Violine, die sie zum Tanzen auffordert, ihre Krankheit nebst dem Heilmittel, wegen dessen sie hieher gekommen sind.

Das Ende der Welt, das ungefähr eine Stunde von der Stadt entfernt ist, ist eine Vertiefung in die auf allen Seiten senkrecht abgeschnittene Felsengebirge, die an dem äußersten Ende durch eine ungeheuer hohe Felsenwand geschlossen wird. Von dem Gipfel derselben stürzen sich mehrere Bäche in den anmuthigsten Wasserfällen in ein halbzirkelförmiges Becken herab, und vereinigen etwas weiter hin ihre Gewässer in einen einzigen größern Bach, der eine Papiermühle treibt.

Der angenehmste Punkt in der Gegend von Chambery, und der besonders durch die Erinnerungen, die er einflößt, höchst interessant ist, ist das Lusthaus, das den Namen les Charmettes führt. Es ist bekannt, daß der unsterbliche Verfasser der neuen Heloïse mit seiner Wohlthäterin und Freundin, der Frau von Warens, die, wie er sagte, glücklichste Zeit seines Lebens daselbst zugebracht hat. Die äußerst reizende Lage dieses Hauses ist von Rousseau selbst in dem fünften Buche seiner Bekenntnisse auf eine unnachahmlich schöne und hinreissende Art geschildert worden. Alles was er schilderte, die Gärten, den Weinberg, das kleine Kastanienwäldchen u. s. w. fand ich daselbst so täuschend, daß ich auch Rousseau und die Frau von Warens noch finden zu müssen glaubte. Seit dieser langen Reihe von Jahren (denn nach seiner Angabe hat er das Haus zu Ende des Sommers 1736 bezogen) ist daselbst alles ganz eben so geblieben, wie er es verlassen hat, und es kommt gegenwärtig kein Fremder nach Chambery, der sich nicht entweder aus wahrem Gefühl oder aus Neugierde dahin begiebt.

Dies ist in meinen Augen einer der sprechendsten Beweise von der Größe und der erhabenen Bestimmung des Menschen, daß selbst diejenigen Orte, die Zeugen von seinem Wandel auf der Erde waren, ein so allgemeines Interesse behalten.

Nachdem wir die zunächst gelegene Gegend um Chambery durchwandert hatten, unternahmen wir auch weitere Spaziergänge, aus denen sogar mehremale kleine Reisen wurden. So viel Vergnügen ich auch selbst auf ihnen genoß, so könnte doch leicht die Beschreibung derselben dem Leser langweilig werden; ich übergehe daher die meisten mit Stillschweigen und will mich bloß auf die interessantesten einschränken.

Unter den einzelnen Bergen, die Chambery umringen, zeichnet sich besonders der Nivolet aus, dessen südliches Ende, wahrscheinlich wegen seiner spitzen und hervorstehenden Gestalt, der Zahn von Nivolet genannt wird. Er ist für die Einwohner ein natürlicher Barometer, und kündigt ihnen, je nachdem er hell oder mit Wolken umhüllt ist, schönes Wetter oder Regen an. Wir brauchten eine gute Stunde Zeit, um an den Fuß desselben zu kommen, und beinahe vier, um den Gipfel zu ersteigen. Bei dem Dorfe St. Alban fängt man an, bergauf zu gehen und ob der Berg gleich bald hernach ziemlich steil und sehr beschwerlich wird, so kommt man doch mit Geduld und einiger Anstrengung ohne die geringste Gefahr an den Fuß des hohen Felsen, der auf dem Bergrücken aufliegt. Dieser Felsen besteht aus sehr dünnen Kalkschichten, ist beinahe 300 Fuß hoch und auf drei Seiten ganz senkrecht abgeschnitten. Nur auf seiner östlichen Seite ist er ein wenig abhängig, aber dabei doch so ausserordentlich steil, daß, um hinauf zu kommen, man sich zu gleicher Zeit der Hände und der Füße bedienen muß. Durch einen einzigen Fehltritt, durch die geringste rasche, unvorsichtige Bewegung würden wir in den

schrecklichsten Abgrund hinunter gestürzt seyn; wir gingen daher mit der größten Behutsamkeit zu Werke und erreichten auch glücklich unser Ziel. Allein das Vergnügen, das hier auf uns wartete, stand keinesweges mit der unsäglichen Mühe, die wir uns gegeben hatten, im Verhältniß. Der Gipfel des Rivolet's, der ungefähr 700 Toisen über der Meeresfläche erhaben seyn soll, ist eine durchaus unfruchtbare, nur hin und wieder von einigen Gesträuchen und verkrüppelten Tannen bedeckte Ebene. Ob wir uns gleich schon im Monat Junius befanden, so war doch in dieser Luftregion die Jahreszeit der Blumen noch nicht angebrochen; der Frühling verliert sich hier in dem Sommer und das ganze übrige Jahr hindurch herrscht der Winter. Dagegen genießt man aber eine unvergleichliche Aussicht, und dies ist das einzige, was den Wanderer für seine aufgewandte Mühe entschädigen kann. Ungeachtet des vor uns liegenden prächtigen Schauspieles konnten wir es aber dennoch nicht lange daselbst aushalten; denn da kein Wölkchen am Himmel war, so fiel uns die brennende Sonnenhitze äußerst beschwerlich. Wir stiegen daher sehr bald auf dem nämlichen Pfade, auf dem wir herauf gekommen waren wieder hinab und hatten auch das Glück, wohlbehalten wieder an dem Fuße des Felsen anzukommen. Hier fühlten wir uns aber so ermattet, und so gänzlich erschöpft, daß wir uns nothwendig eine Weile ausruhen mußten, ehe wir unsern Weg weiter fortsetzen konnten. Wir ließen uns daher auf den Rasen nieder und fingen an mit einander zu sprechen; wie sehr waren wir aber erstaunt als eine fremde Stimme uns antwortete. Es war ein Echo, das mehrere Sylben äußerst deutlich wiederholte und das uns in diesen unwirthbaren Wildnissen ausnehmend viel Vergnügen verursachte. Endlich aber sagten wir ihm Lebewohl, und, als wenn es sich über unsere Abreise bekümmerte,

rief es uns mit einer immer schwächer und schwächer werdenden Stimme Lebewohl! Lebewohl! nach.

Um das große Carthäuserkloster (la grande Chartreuse) zu besuchen, reis'ten wir an einem Sonntage von Chamberg ab, und zwar Abends, um die Kühle der Nacht zu genießen. Der Himmel war durchaus hell und der Vollmond beleuchtete unsern Weg. Um vier Uhr Morgens kamen wir in das Dorf St. Laurent, wo wir unsern Wagen zurückließen, einen Führer annahmen, und mit ihm den Weg nach dem großen Carthäuserkloster zu Fuß antraten. Der Weg ist fast durchaus in den Felsen eingehauen und geht immer an dem Ufer eines reissenden Waldstromes hin, der den Namen Guyer=le=Mort führt, und sich mit einem furchtbaren, donnerähnlichen Getöse aus einem Abgrund in den andern hinstürzt. Ungefähr eine halbe Stunde von St. Laurent kommt man an einen durch seine Lage merkwürdigen Eisenhammer. Um das romantisch Schöne derselben recht zu beurtheilen, muß man sich auf eine steinerne Brücke, die daselbst über den Guyer=le=Mort führt, stellen; alsdann sieht man sich bei mannigfaltigen wilden, aber nichts desto weniger äußerst reizenden Umgebungen, wie in einen tiefen Kessel von Bergen eingeschlossen, aus dem man nirgends mehr einen Ausweg finden zu können glaubt. Wir mußten eilen, uns von diesem so äußerst anziehenden Standpuncte loszureissen, denn unser Wegweiser, auf den er weniger Eindruck machte, war schon weit vorausgeeilt. — Auf der Hälfte des Weges, zwischen St. Laurent und dem Kloster, führt eine Brücke über den genannten Strom, und man hat ihn nunmehr nicht mehr wie bisher auf der linken, sondern auf der rechten Seite. Etwas weiter hin, dreht man sich um eine einzeln stehende ungeheuere Felsenklippe herum, auf deren Gipfel ehemals ein Kreuz gepflanzt war, das aber die revolutionäre Wuth, ungeachtet es

durch seine Lage hinlänglich gegen dieselbe hätte geschützt seyn sollen, ebenfalls nicht verschont hat.

Endlich nach einem langen und sehr beschwerlichen Marsche gelangten wir an das große Carthäuserkloster, das als Stammhaus aller Klöster dieses Ordens, auch in den deutschen Geographieen unter dem Namen la grande Chartreuse, bekannt ist. Dieses unermeßlich große Gebäude ist auf allen Seiten mit hohen Bergen umringt, die mit finstern Tannenwäldern bedeckt sind, und man kann es daher auch nicht eher sehen als bis man ganz vor demselben steht. Der Anblick dieser frommen Anstalt, die im Begriff ist, wieder in das Chaos zurück zu sinken, aus dem ihre ersten Stifter sie gezogen haben; das Andenken an die frommen Schüler Bruno's, die in dieser unzugänglichen Einöde ihre Tage in Gebet und in frommen Betrachtungen verlebt haben; die tiefe, durch nichts unterbrochene Stille, die ringsumher in der ganzen Gegend herrscht, und die nicht mehr die Stille der büßenden Reue, sondern die der Zerstörung ist, — alles dieses erfüllte uns mit traurigen, melancholischen Empfindungen. Wir gingen in das Kloster hinein, suchten den Prior, und fanden an seiner Stelle einen habsüchtigen Verwalter, dessen wildes, unfreundliches Aussehen uns keine gastfreundschaftliche Aufnahme hoffen ließ. Wir besahen die Kirche, die jetzt schon zur Hälfte verfallen und mit Schutt angefüllt ist; hierauf durchwanderten wir die lange Gallerie, auf deren beiden Seiten sich ehemals die Zellen der Mönche befanden. Sie waren alle leer, bis auf eine; Dom Paul öffnete sogleich die Thüre derselben, als wir anklopften. Wir thaten mehrere Fragen an ihn, erhielten aber keine Antwort. Auch in seinem Wahnsinn befolgt dieser Unglückliche noch mit der gewissenhaftesten Treue die Regeln des Ordens; er fastet, betet, beobachtet das strengste Stillschweigen, und trägt immer noch seine ehemaligen Kleider.

Ich konnte ihn nicht ohne Ehrfurcht ansehen, denn er war ein wahres Denkmahl des Alterthums; der Unglückselige hatten seinen Orden und sich selbst überlebt.

Nachdem wir diese heiligen Ruinen zur Genüge besehen hatten, setzten wir unsern Weg in die Einsiedelei des heiligen Bruno fort. Diese ursprüngliche Wohnung des heiligen Mannes wurde, weil sie vorher keinen Namen hatte, von dem nicht weit davon im Thale gelegenen Dorfe Chartreuse benannt, und dies ist der Ursprung der allgemeinen Benennung des ganzen Ordens und der sämmtlichen Klöster desselben. Die Kapelle des heiligen Bruno steht auf einem mit Bäumen umringten Felsen, an dessen Fuße eine Quelle mit vortrefflichem Wasser entspringt. Sie besteht bloß aus einer mit Muschelwerk ausgeschlagenen Höhle, worin sich ein Altar befindet, hinter welchem man diesen berühmten Einsiedler erblickt, wie er, von einem Engel unterstützt, vor der Mutter Gottes sich ehrerbietig zur Erde neigt. — Von hier gingen wir in das nahe gelegene Haus eines Hirten, wo wir uns mit vortrefflicher Milch erquickten, und gegen 6 Uhr des Abends kamen wir wieder in das große Kloster zurück. Wir hätten sehr gewünscht, die Nacht in demselben zubringen zu können; allein hier, wo sonst jeder Wanderer auf das gastfreundschaftlichste aufgenommen und bewirthet wurde, konnte man uns auch nicht einmal eine Schütte frisches Stroh geben. Es war eine Zeit! rief ich aus, und einige alte Brüder, die sich noch in dem Kloster befanden, beantworteten diesen Ausruf mit einem trüben, traurigen Blick. Mit vieler Rührung nahmnn wir Abschied von ihnen, und stiegen wieder den Berg hinunter nach St. Laurent, wo wir unsern Wagen fanden, und in demselben nach Chambery zurückfuhren.

Das Dorf Bourget liegt an dem See dieses Namens, drei Stunden von Chambery. Der Weg dahin

geht beständig in dem Schatten von Nuß- und Kastanienbäumen fort, und zieht sich durch ein so fruchtbares und gut angebautes Thal, daß man es seiner ganzen Länge nach für einen Garten halten könnte. In dem Dorfe selbst ist nichts Merkwürdiges, als in einer unterirdischen Kapelle der Kirche eine alte Inschrift in großen Buchstaben; der Stein, in welchen sie gegraben ist, scheint zu einem, von Terentius Catullus dem Mercur geweihten Tempel gehört zu haben. Einer von den Einwohnern des Dorfes, bei dem wir einkehrten, erzählte uns, daß er bei'm Graben in seinem Garten einen Sarg mit einem Menschengerippe gefunden habe. Bei demselben hätte eine metallene Schale gestanden, die er uns noch vorzeigte, und auf dieser hätte sich eine kleine gläserne Urne und zwei Stücke Kupfergeld, die auf der einen Seite das Bild der Freiheit, und auf der andern das eines römischen Kaisers, mit Lorbeeren bekränzt, trugen, gefunden; die Umschrift wäre gewesen: Antoninus. Aug. Pius.

Als wir diese geringen Ueberbleibsel des Alterthums besehen hatten, mietheten wir einen Kahn, nebst einigen Ruderern, und schifften uns bei dem schönsten, ruhigsten Wetter ein. Der See Bourget mag ungefähr fünf Stunden lang und eine Stunde breit seyn; seine Tiefe ist sehr verschieden: denn an manchen Stellen ist sie sehr unbedeutend, an andern hingegen beträgt sie vier- bis fünfhundert Fuß. Er wird durch das kleine Flüßchen Laisse, durch die von den rings umher liegenden Bergen herabstürzenden Waldbäche und durch eigene, innere Quellen unterhalten; dabei steht er mit der Rhone, vermittelst des natürlichen Kanals von Savière, der ungefähr drei Viertelstunden lang ist, in Verbindung. Wenn dieser Fluß anschwillt, so wird das Wasser in dem See an seinem Ablauf verhindert, und wächst alsdann plötzlich und sehr beträchtlich an. Es giebt auch in dem See eine

große Menge von Fischen, besonders von Karpfen, Hechten, Aalen, Barschen, Forellen, und hauptsächlich von Lavarets, einer in andern Gegenden gänzlich unbekannten Art von Fischen, die oft vier bis fünf Pfund schwer sind, und einen vortrefflichen Geschmack haben.

Nachdem wir eine Stunde lang auf dem See längs dem Ufer hin gefahren waren, stiegen wir wieder an's Land, um das kleine Städtchen Hautecombe und die daselbst befindliche berühmte Abtei zu besehen, in welcher viele alte Grafen von Savoyen begraben liegen; heut zu Tage ist sie in eine Fayancefabrik umgeschaffen. Oberhalb dieses Städtchens befindet sich eine höchst sonderbare Quelle, die den Namen der Wunderquelle führt; sie kommt aus einem Felsen heraus, fließt zwei bis drei Minuten lang sehr schnell und mit großem Geräusch, und hört alsdann eben so lange wieder ganz auf zu fließen, bis sie mit der nämlichen heftigen Schnelligkeit wieder zum Vorschein kommt.

Hierauf setzten wir unsere Fahrt auf dem See wieder fort, bis an den Berg Chatillon, der das äußerste Ende von demselben ausmacht. Dies ist ein einzelner Felsen in Form einer Pyramide, auf dessen Spitze ein kleines, aber mahlerisch-schönes Schlößchen liegt. Der Eigenthümer desselben nahm uns auf das gefälligste und wohlwollendste auf. Dieser vortreffliche Mann hat seine Besitzung, die vorher durchaus unfruchtbar und fast nichts als ein nackter Berg war, durch Sprengung von Felsen und durch mühsame Herbeischaffung von Erde in ein fruchtbares, äußerst schönes Landgut umgewandelt, wo nicht nur die vortrefflichsten Gemüse und Blumen aller Art, sondern auch Weinreben und eine zahllose Menge von Obstbäumen in üppigem Wachthume stehen. Wir hielten uns bei diesem wackern Manne bis gegen Abend auf; alsdann ließen wir uns über den See hinüber an den Fuß eines Hügels fahren, auf

dessen entgegengesetzter Seite sich die Stadt Aix befindet, in welcher wir die Nacht zubringen wollten.

Diese kleine Stadt liegt in einem sehr lachenden Thale, und man sieht in derselben noch mehrere Ueberbleibsel von antiker Baukunst, z. B. einen großen Triumphbogen, die Ruinen eines Tempels und die Ueberreste von Dampfbädern und Wasserbehältern zum Schwimmen; die letztern hat ein dasiger Arzt, Herr Perrier, unter seinem Hause und Garten entdeckt.

Auch findet man zu Aix zwei warme Quellen, die ihrer heilenden Kräfte wegen berühmt sind; die eine davon ist eine Alaun- und die andere eine Schwefelquelle. Die erstere fällt, so wie sie aus dem Felsen herauskommt, in ein mit einer hohen und breiten Mauer eingefaßtes Becken, und fließt aus demselben in ein anderes weit größeres und tieferes. Dies letztere ist zwar in neuern Zeiten verschiedentlich ausgebessert worden; allein man sieht doch noch auf den ersten Blick, daß es sich aus den alleraltesten Zeiten herschreibt; wahrscheinlich war es der Wasserbehälter, in welchem sich die Römer nach dem Bade im Schwimmen zu üben pflegten. Das Sonderbarste hierbei ist, daß zwischen diesen beiden Becken eine starke Quelle von süßem Wasser entspringt, dessen erquickende Kühle mit dem heißen Wasser der nahen Alaunquelle auffallend absticht.

Das Wasser aus der Schwefelquelle wird an dem Orte selbst, wo es zum Vorschein kommt, durch bleierne Röhren in verschiedene Becken geleitet, die sich sämmtlich in einem großen Gebäude befinden, welches in Form eines Segments von einem Zirkel erbaut ist. Rings um dasselbe herum läuft eine Menge kleiner Cabinette, die zum Baden bestimmt sind, und sämmtlich eine gewölbte Decke mit einer runden Oeffnung in der Mitte haben, durch welche die Dämpfe hinausziehen; diese Art von Schornstein kann nach Gefallen geöffnet

und

und zugemacht werden. Diese Bäder zu Aix sind sehr berühmt, und ziehen jährlich von der Mitte des Junius bis zu Ende Augusts eine grosse Menge von Fremden dahin. Die Gegend um die Stadt ist romantisch schön und außerordentlich fruchtbar; neben der Straße nach Genf befindet sich ein mit Linden- und Kastanienbäumen bepflanzter öffentlicher Spaziergang, und an dem See Bourget ist eine lange Allee von Pappeln, in der man zu jeder Stunde des Tages gegen die Stralen der Sonne geschützt ist.

Die Stadt Annecy ist nur fünf bis sechs Stunden von Aix entfernt. Da es noch sehr früh war, als wir dahin kamen, so hatten wir den ganzen Tag über noch Zeit genug, die Stadt von innen und außen kennen zu lernen. Die Anzahl ihrer Einwohner beläuft sich ungefähr auf fünftausend Seelen. Sie wird für sehr alt gehalten, und ist äußerst schlecht gebaut; die meisten Straßen werden durch plumpe und finstere Säulengänge außerordentlich verengt; allein ihre Lage an einem schönen See, in einem großen, äußerst fruchtbaren, rings umher mit Bergen eingeschlossenen Becken, ist die reizendste, die man sich denken kann.

Es giebt in der Stadt keine öffentlichen Gebäude, die bemerkt zu werden verdienten, außer der uralten Cathedralkirche und dem bischöflichen Pallaste. Das ehemalige Collegium der Barnabiten hat bei dem Wechsel seiner Bewohner doch seine ursprüngliche Bestimmung beibehalten; es ist nämlich in eine Secundär-Schule verwandelt worden, worin Sprachen und Wissenschaften gelehrt werden. In dem ehemaligen Kloster der Heimsuchung Mariä ist jetzt eine Kattunfabrik, und außer dieser befindet sich auch noch zu Annecy eine Fabrik von Schwefelsäure, eine Glasfabrik und eine Baumwollenspinnerei. Was jedoch dem Fremden am meisten auffällt, ist der schöne, ruhige See, der mit einem Halbzirkel von Bergen eingefaßt ist, die auf dem

Gipfel und an ihren obern Seitenflächen aus nackten, kahlen Felsen bestehen, unterhalb aber mit den fruchtbarsten Getreidefeldern, mit Weinbergen, Dörfern und Landhäusern bedeckt sind. Dieser schöne, 228 Ruthen über der Meeresfläche erhabene See ist vier Stunden breit. Er wird durch mehrere Bäche, durch eine Menge Quellen und durch sehr viele Bergströme, die sich bei dem Schmelzen des Schnees in eben so vielen Wasserfällen von den benachbarten Anhöhen in denselben ergießen, unterhalten, und der Ablauf seiner Gewässer wird durch zwei Kanäle bewirkt, die sich durch die Stadt hindurch ziehen und sie in mehrere Inseln abtheilen; beide Kanäle vereinigen sich in einer kleinen Entfernung unterhalb der Stadt in einen einzigen Fluß, der sich unter dem Namen des Thiou, in den Fier ergießt. Ueber den letztern gingen wir den andern Morgen auf einer Brücke, die aus einem einzigen Bogen besteht, und die beiden Seitenwände einer tiefen Bergschlucht mit einander verbindet. Der Fier führt, eben so wie der Cheran, Goldkörnchen bei sich, die von den Bewohnern der umliegenden Gegend sehr fleißig aufgesucht werden.

Eine Viertelstunde jenseits des Dorfes Chable gingen wir von dem Wege ab, um die Carthause von Pommier zu besuchen. Sie liegt gegen einem schönen Thale über an dem Fuße eines steil abgeschnittenen Berges. Wir fanden jedoch keine Spur mehr von ihrer ursprünglichen Bestimmung; Genfer Kaufleute haben gegenwärtig die Stelle von den Kindern des heil. Bruno eingenommen; in diesem ehemaligen Orte der Buße und des frommen Nachdenkens wird heut zu Tage Fayance fabrizirt und Bier gebraut. Wir wußten es, ehe wir dahin kamen, und doch war es uns im höchsten Grade auffallend. Der Mensch kann sich eines gewissen Eindrucks von Traurigkeit nicht erwehren, wenn er die der Religion geweihten Orte zu einem pro-

samen Gebrauch verwenden sieht; es gehört Zeit dazu, ehe der Verstand billigen kann, was das Gefühl tadelt.

Nicht lange nachher kamen wir nach Carouge. Diese kleine Stadt liegt in einer Ebene an dem linken Ufer der Arve, die aus einem Felsen an dem äußersten Ende des Chamouny-Thales entspringt und sich unterhalb Genf in die Rhone ergießt. Die Straßen der Stadt sind breit und regelmäßig, und die Häuser in einem schönen Style gebaut; man hält sie auf den ersten Blick für eine ganz neue Stadt, und wirklich ist sie es auch; mehrere Häuser und andere Gebäude sind sogar noch nicht vollendet und werden es auch wahrscheinlich niemals werden. Die Könige von Sardinien, die auf den ausgebreiteten Handel und den blühenden Wohlstand der Stadt Genf eifersüchtig waren, wollten der letztern ganz in ihrer Nähe eine Nebenbuhlerin entgegensetzen; allein der Erfolg hat ihrer Erwartung nicht entsprochen; denn Carouge, anstatt sich durch Industrie auszuzeichnen, wurde sehr bald eine Freistätte für alle Laster und alle Verbrecher, und erhöhte nur noch den Ruhm einer Stadt, deren Wohlstand sie verdunkeln sollte. Dies ist ein offenbarer Beweis, daß auch die öffentliche, eben so wie die Privat-Wohlfahrt nur allein durch Talente und gute Sitten gegründet und erhalten werden kann.

Auf unserer Rückkehr von Carouge nach Chambery, schlugen wir einen andern, etwas weitern Weg, als über Annecy ein. Wir gingen nämlich durch den Flecken Saint-Julien, in dessen Nähe sich ein Gipsbruch befindet, und über den Berg Sion in das Dorf Frangy, wo ein ziemlich guter Wein wächst. Jenseits desselben brauchten wir anderthalb Stunden Zeit, um auf einem äußerst steilen und beschwerlichen Wege den Berg Clermont zu ersteigen, von dessen Gipfel man nachher immer abwärts bis in das Städtchen Rumilly

geht. Dieses Städtchen ist nichts als ein elender Flecken, wo, wie in den meisten Städten von Savoyen, nicht die geringste Spur von Industrie zu finden ist. Alle Künste, die bloß zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens beitragen, sind daselbst kaum dem Namen nach bekannt, und überall herrscht Armuth und Elend. Uebrigens ist dennoch Savoyen kein so armseliges Land, als wofür es gewöhnlich gehalten wird. Die Hälfte davon ist zwar für den Ackerbau gänzlich unbrauchbar, allein das übrige bringt an vielen Stellen einen Ueberfluß von Producten aller Art hervor. Die Savoyarden sind jedoch eben so ökonomisch als arbeitsam; sie beschäftigen sich äußerst fleißig mit der Viehzucht und dem Ackerbau, und kennen theils die Genüsse des Luxus nicht, theils fühlen sie nicht das Bedürfniß derselben.

Ungefähr eine Stunde von Chambery verließen wir unsern Wagen, und gingen, um der drückenden Sonnenhitze auszuweichen, auf einem Fußpfade fort, der sich durch ein kleines, mit der Heerstraße parallel laufendes Thal zog. Der Boden war durchaus mit einem dichten, herrlich grünen Rasen bedeckt, der mit der buntesten Farbenpracht der niedlichsten Blumen prangte. Das ganze Thal war mit Ulmbäumen und Zuckerahornen besetzt, unter deren dichtem Schatten wir beständig fortgingen und wobei Weinranken, die sich bis an den Gipfel derselben hinauf gewunden hatten, in schwebenden Blumengewinden über uns herab hingen. In dem dichten Laube der Bäume girrte eine zahllose Menge von Turteltauben und zu unsern Füßen schlängelte sich ein krystallheller Bach murmelnd dahin. Wir genossen in diesem kleinen Thale ein unaussprechliches Vergnügen und gingen dabei, um die Dauer desselben möglichst zu verlängern, so langsam fort, daß die Nacht anbrach ehe wir Chambery erreichten. Wir freuten uns ausnehmend auf

unsere Ankunft in dieser Stadt; denn ob sie gleich an sich selbst äußerst unansehnlich ist, so hatten wir daselbst doch schon zwei Monate in dem Umgang eines ehrwürdigen Prälaten verlebt, des liebenswürdigsten und besten Menschen, der alles aufgeboten hatte, um uns den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen. Wir erlebten hier auch eine von den Begebenheiten, die in der Weltgeschichte Epoche machen. Der neue französische Monarch hatte nämlich gewünscht, von dem Oberhaupt der Kirche gekrönt zu werden, und Pius VII. kam diesem Wunsche willig entgegen. Bei seiner Durchreise durch Chambery logirte er in dem bischöflichen Pallaste, wo auch wir das Glück hatten, ihm vorgestellt zu werden; er empfing uns mit der Güte, die ihm alle Herzen gewinnt, und doch der Ehrfurcht, die er einflößt, keinen Eintrag thut. Wir waren bei seiner Abendtafel gegenwärtig, und den andern Morgen hörten wir ihn auch die Messe lesen. Der Enthusiasmus des Volkes bei seinem Anblick übertrifft alle Beschreibung; es warf sich in zahlloser Menge vor ihm hin, um den Saum seiner Kleider zu berühren. So lästig auch dieses Gewühl war, so rief doch der ehrwürdige Bischof der ihn umringenden Wache, wie einst Christus seinen Aposteln, wiederholt zu: „Lasset sie kommen! Entfernet die Kinder nicht von ihrem Vater!" Welch' eine rührende Scene! Sie wird ewig in meinem Gedächtniß und in meinem Herzen bleiben!

Das Fort Barreaux. — Grenoble. — St. Marcelin. — Romans. — Valence. — Fahrt auf der Rhone. — Pont St. Esprit. — Avignon. — Pont du Gard.

Am 6ten December verliessen wir Chambery, und schlugen bei einem für die Jahreszeit warmen, aber den ganzen Tag fortdauernden Regen den Weg nach Grenoble ein. Wir hatten dabei beständig rechts und links hohe Berge, die wegen der mannigfaltigen Formen ihrer Spitzen merkwürdig waren: denn einige von ihnen hatten die Gestalt von Pyramiden; andere waren ganz rund, und noch andere gleichsam absichtlich und nach verschiedenen Mustern ausgezackt. Das Thal, durch welches wir kamen, wird durch die Isère bewässert und ist reich an Getreide, Weinbergen, Obst- und Maulbeerbäumen. Im Sommer ist es eins der lachendsten Thäler, die man sehen kann; aber in dieser Jahreszeit war es freilich gänzlich seines Schmuckes beraubt.

Einige Stunden von Chambery sahen wir auf einer Anhöhe das Fort Barreaux liegen, das seit der Besitznahme von Savoyen durchaus überflüssig geworden ist, und ein wenig weiter hin erblickten wir auch die Ruinen des Schlosses, in welchem das Muster aller Ritter, der berühmte Bayard, geboren worden ist. Der Ursprung des Forts Barreaux ist übrigens so sonderbar, daß es meinen Lesern Vergnügen machen wird, die Erzählung davon zu lesen. Ich nehme sie aus Videl, einem Sekretär des Connetable von Lesdiguières, der uns eine Lebensgeschichte des letztern hinterlassen hat.

„Der Herzog von Savoyen (Carl Emanuel), sagt er, fand sich in seinem Unglück durch die Eitelkeit ge-

tröstet, daß er in dem Gebiete des Königs über dem Dorfe Barreaux ein Fort erbauen ließ; eine Unternehmung, die durchaus zwecklos und nichts weiter als eine leere Prahlerei war: denn wenn er bloß die Absicht hatte, das Thal im Gehorsam und in der Unterwürfigkeit zu erhalten, so war das Schloß Montmelian, das an dem Eingang in dasselbe liegt, vollkommen dazu hinreichend, wenn er aber Savoyen dadurch decken wollte, so war es noch weit zweckloser. Es geschah aber, wie gesagt, bloß um den leeren Ruhm zu haben, einen festen Punkt in den Staaten des Königs zu besitzen; er hatte deshalb auch den Plan zu dieser Festung den meisten Fürsten von Italien zugeschickt, und tröstete sich durch diese eitle Großsprecherei über die wirklichen und wesentlichen Unglücksfälle, die er erlitten hatte.

Lesdiguieres hatte seinen Wohnsitz in dem Schlosse Bayard, eine halbe Stunde von Barreaux aufgeschlagen, und konnte aus demselben der Arbeit an dem neuen Fort sehr bequem zusehen. Als seine Officiere in ihn drangen, den Bau zu verhindern, gab er ihnen wiederholt zur Antwort: „Laßt sie nur machen; sie bauen das Fort für uns, denn wenn sie damit fertig sind, so nehm' ich's ihnen weg!" und dabei sah er die ganze Zeit über der Arbeit ruhig und unbesorgt zu. Allein das Gerücht von der Erbauung des Forts Barreaux kam auch nach Hofe, und die Uebelgesinnten unterließen nicht, diese Kühnheit des Herzogs von Savoyen der Nachlässigkeit des Connetable von Lesdiguieres zuzuschreiben. Der König selbst äußerte zu verschiedenen Malen sein Mißfallen daran, und dies ging zuletzt so weit, daß er öffentlich erklärte, der Connetable leiste ihm einen schlechten Dienst, daß er den Bau nicht verhindere. Dies alles erfuhr Lesdiguieres, und da ihm daran gelegen seyn mußte, den König auf andere Gedanken zu bringen, so schickte er den Baron

von Luz, einen Edelmann aus der Provinz, an ihn ab. Dieser mußte Se. Majestät bitten, dieses Baues wegen ganz unbesorgt zu seyn, und ihm zugleich vorstellen, daß das Fort an dieser Stelle in einem solchen Grade nothwendig und unentbehrlich für Frankreich wäre, daß wenn der Herzog es nicht erbauete, es Se. Majestät müßte erbauen lassen; es wäre ein vollständiges, regelmäßiges Fünfeck und wenn es ganz vollendet wäre, so würde er es, ohne Kanonen, ohne eine Belagerung, und ohne daß es einen Thaler Geld kosten sollte, wegnehmen.

Lesdiguières hielt auch wirklich Wort. Als das Schloß ganz fertig war, so brach er am 13ten März 1598 von Grenoble auf, griff dasselbe in der Nacht bei'm Mondschein an und nahm es, ungeachtet der tapfern Gegenwehr der Besatzung, mit stürmender Hand weg. Von dieser Zeit an hat es auch beständig Frankreich zugehört."

Die ehemalige Provinz Dauphiné ist heut zu Tage in drei Departemente eingetheilt, nämlich in das am Iserefluß, in das am Drômefluß und in das an den obern Alpen, von welchen Grenoble, Valence und Gap die Hauptorte sind. Die alten Besitzer des Landes hatten im zwölften Jahrhundert den Namen der Dauphins angenommen, der von ihren Nachfolgeru immerfort beibehalten worden war. Nachdem aber Humbert, nach dem Tode seines jungen und einzigen Erben, von welchem er selbst die unschuldige Ursache gewesen war, seine sämmtlichen Staaten im Jahr 1343 an Philipp von Valois unter der Bedingung verkauft hatte, daß die künftigen Herren des Landes den Namen Dauphin führen sollten: so war Karl V, der Enkel dieses Monarchen, der erste Kronprinz von Frankreich, dem dieser Name beigelegt wurde. Humbert selbst trat sein Land förmlich an denselben ab, wurde ein Mönch, und bald nachher Pa=

triarch von Alexandrien und Administrator des Erzbisthums Rheims.

Grenoble, die alte Hauptstadt dieser Provinz, und insbesondere des Ländchens Graisivaudan, enthält ungefähr 25,000 Einwohner. Die Isère, deren trübes, aschgraues Wasser dem eines wilden Bergstromes ähnlich sieht, theilt dieselbe in zwei ungleiche Theile ab, die durch eine steinerne und eine hölzerne Brücke mit einander verbunden sind. Die eine Hälfte führt den Namen la Perrière, liegt an dem Abhang eines Hügels und besteht aus einer einzigen Straße; die andere Hälfte, die weit größer ist und la Bonne genannt wird, enthält eben so wenig, wie die erstere, irgend einen Platz oder ein öffentliches Gebäude, das genannt zu werden verdiente. Die Cathedralkirche, so wie auch die St. Andreas-Kirche sind außerordentlich klein, und schickten sich ihrer ganzen Bauart nach besser in ein Dorf, als in eine Hauptstadt. Die Festungswerke der Stadt, die so unbedeutend sind, daß sie auch vor Erfindung des Schießpulvers kaum einen Angriff hätten abhalten können, werden heut zu Tage nicht mehr unterhalten und ausgebessert, und verfallen daher nach und nach gänzlich. Wenn aber Grenoble in seinem Innern dem Auge keinen angenehmen Anblick gewährt, so ist dieses keinesweges der Fall bei der umliegenden Gegend. Diese bildet ein großes, mit Wiesen bedecktes Becken, das durch eine zahllose Menge kleiner Bäche bewässert wird, und auf allen Seiten mit mannigfaltig und zum Theil sehr sonderbar gestalteten Bergen eingeschlossen ist. Rings umher an dem Fuße derselben liegen Weinberge, ihre Seitenflächen und Gipfel aber sind mit Viehweiden und Waldungen bedeckt. Nirgends in der ganzen Gegend sieht man hübsche Landhäuser oder schön angelegte und sorgfältig unterhaltene Gärten; überall erblickt man nur die wilde Schönheit der Natur.

Die Handschuh-Fabriken beschäftigen über viertausend Einwohner der Stadt, und außerdem machen das Riffeln des Hanfes, wovon es in dem Departement der Isère eine große Menge giebt, das Gerben und Zubereiten der Häute, nebst dem Spinnen und dem Zwirnen der Seide die vorzüglichsten Zweige der Industrie von Grenoble aus. Der obere Theil der Provinz ist auch reich an Bergwerken aller Art, und besonders sind die dasigen Eisengruben außerordentlich einträglich. Auch ist daselbst auf Kosten der Regierung ein Silberbergwerk im Gange; allein der Ertrag desselben soll, weil es schlecht verwaltet wird, kaum die Kosten der Bearbeitung abwerfen.

Eine halbe Stunde unterhalb Grenoble fällt der Fluß Drac in die Isère; er entspringt nordwestwärts von Embrun, und fließt durch einen großen Theil von Dauphiné hindurch. Beim Zusammenfluß dieser beiden Flüsse liegt der Flecken Sassenage, der durch seine vortrefflichen Käse und durch mancherlei Merkwürdigkeiten der Natur berühmt ist. Unter andern zeigt man daselbst zwei große, in die Felsen gegrabene Kufen, die nach der allgemeinen Meinung des Volkes das ganze Jahr hindurch leer sind, am 6ten Januar aber sich plötzlich mit Wasser füllen. Auch soll es in den Bergen um Sassenage eine Art von kleinen weißen oder grauen Steinchen von der Größe einer Linse geben, die, wie man versichert, die sonderbare Eigenschaft besitzen, daß sie, unter die Augenlieder geschoben, alle Unreinigkeiten, die sich in dem Auge befinden können, herausziehen. Ueberhaupt giebt es in Dauphiné eine große Menge von sogenannten Wundern der Natur. Das meiste beruht jedoch dabei auf Uebertreibungen, die das leichtgläubige Volk von Generation zu Generation fortgepflanzt hat; wenn man aber auch das Wahre vom Falschen sichtet, so bleibt

immer noch genug übrig, um die geheimnißvollen Wirkungen der Natur zu bewundern.

Der Weg, den wir einschlugen, als wir Grenoble verließen, zog sich zwischen zwei Gebirgsketten hin, deren Höhe nach und nach immer mehr abnimmt. Das Thal, das sich zwischen beiden befindet, ist, wie in Savoyen, mit Wiesen, Artland und Weinbergen bedeckt. Gegen Abend kamen wir nach St. Marcellin, einer kleinen, aber ziemlich bevölkerten Stadt an der Isere. Ihre ehemaligen Wälle sind heut zu Tage überall mit Häusern bedeckt, und man sieht von den erstern nichts mehr als die Thürme und die Thore. In dem Innern der Stadt findet man einen schönen öffentlichen Platz, eine sehr zweckmäßig gebaute Kaufmannshalle, mehrere prächtige Brunnen und einen sehr angenehmen öffentlichen Spaziergang. Das Städtchen treibt einen kleinen Handel mit roher Seide; auch befindet sich eine Seidenspinnerei, eine Teppichfabrik und eine Baumwollenfärberei daselbst, in welchen eine große Menge Menschen von beiden Geschlechtern das ganze Jahr hindurch hinlängliche Arbeit finden. Die umliegende Gegend bringt besonders viel Getreide, Hanf und vortreffliche Weine hervor. Unsern Abend brachten wir daselbst in einem Schauspiel zu, das eine herumwandernde Truppe von italiänischen Tänzerinnen aufführte; sie hatten ihr Theater in der ehemaligen Marienkirche aufgeschlagen. O Zeiten! o Sitten!

Den andern Tag kamen wir zum Mittagessen in das kleine Städtchen Romans. Die Gegend durch die wir kamen, sah ganz eben so aus, wie die am vorhergehenden Tage, allein sie war bei weitem nicht so fruchtbar, denn der Boden ist daselbst überall mit einer Steinlage bedeckt, die ganz den Anschein hat, als wenn sie nach einer großen Ueberschwemmung hier abgesetzt worden wäre. Das Städtchen ist schlecht gebaut und besonders äußerst schlecht gepflastert. Die

Anzahl seiner Einwohner beläuft sich jedoch auf 7 bis 8000 Seelen. Man findet daselbst mehrere Seidenspinnereien und ziemlich viele Fabriken von gewalkten Strümpfen, Mützen und Handschuhen. Die Isère trennt die Stadt von einer langen Vorstadt, die den Namen le Péage führt, und mit der sie durch eine Brücke zusammen hängt, über welche wir gehen mußten, um den Weg nach Valence einzuschlagen.

Diese Stadt ist eine der ältesten Städte in Frankreich, denn sie ist schon eine römische Colonie gewesen. Sie ist von mittelmäßiger Größe, und man findet in ihr durchaus nichts merkwürdiges, außer nur die Kirche der heil. Apollinaria; diese verdient aber allerdings besucht zu werden, nicht wegen ihrer Bauart oder wegen der darin befindlichen Kunstwerke und Schätze, sondern weil sie einige Ueberbleibsel von einem berühmten und höchst unglücklichen Papste enthält; das Herz und die Eingeweide von Pius VI. werden nämlich daselbst mitten in einer Kapelle in einem kleinen viereckigen Koffer aufbewahrt. Auf dem Altar der Kapelle ist eine dreifache päpstliche Krone mit zwei kreuzweise übereinander gelegten Schlüsseln abgemahlt; die Mauern sind ringsumher schwarz angestrichen und mit weißen Todtenköpfen und Knochen verziert. So gering und armselig auch dieses Monument ist, so ruft doch sein Anblick das Andenken an die wichtigsten Ereignisse unserer Zeit in's Gedächtniß zurück.

An dem Fuße des alten Schlosses Crussol, das auf einem durchaus nackten Felsen liegt, hinter welchem sich die kleine Stadt dieses Namens befindet, schifften wir uns auf der Rhone ein. Die Sonne schien in ihrer ganzen Pracht von dem reinen blauen Himmel herab, und es war so warm, daß wenn wir nicht an den Kalender gedacht hätten, wir tief im Frühling oder zu Ende des Sommers zu seyn geglaubt haben würden. Es wehte dabei ein warmer, uns sehr

günstiger Wind, so daß wir in kurzer Zeit eine weite Strecke zurück legten, ohne dabei irgend etwas zu finden, das unserer Aufmerksamkeit werth gewesen wäre. Die Ufer der Rhone von Valence bis nach Viviers, sind auf beiden Seiten mit den unfruchtbarsten Hügeln eingefaßt, die man sich nur denken kann, und auf den zahlreichen Inseln, die sich in dem Flusse befinden, wachsen bloß Disteln und Dorngesträuche. Einige elende Flecken, die mit alten Mauern und Thürmen umringt sind, gewähren einen sonderbaren, aber nichts weniger als angenehmen und erfreulichen Anblick. Gegen Viviers über fuhren wir zwischen zwei Felsenklippen hin, die sehr mahlerisch aussehen, und kamen gegen Abend nach St. Andéol. In dem Augenblick, wo wir anlandeten, stürzte sich auch sogleich eine Menge dienstfertiger Leute in den Kahn, um unsere Effecten wegzutragen, und an dem Ufer stand eine große Anzahl von Gastwirthen, die sich einander mit der auffallendsten Habsucht unsere Eroberung streitig machten. Wir wußten nicht, welchem von ihnen wir den Vorzug geben sollten, und hatten am Ende nicht sehr Ursache, mit unserer bloß zufälligerweise getroffenen Wahl besonders zufrieden zu seyn.

Wegen des dicken Nebels konnten wir uns am andern Morgen nicht früher als um 8 Uhr wieder einschiffen; allein die Schnelligkeit des Flusses machte uns die verlorne Zeit bald wieder gewinnen. Dies war aber auch durchaus nöthig, um das Unangenehme dieser Wasserfahrt abzukürzen. Die Luft war feucht und kalt, und das Land umher, so weit man sehen konnte, gewährte nicht den geringsten erfreulichen Anblick; die Sonne war mit Wolken umhüllt, und ausser der unermeßlichen Masse von trübem Wasser bekamen wir nichts zu Gesichte als hin und wieder einige Kibitze und wilde Enten, die über unsern Köpfen hinweg flogen. In einer kleinen Entfernung von dem Einflusse

der Ardeche in die Rhone kamen wir in eine heftige Strömung des Wassers, die uns unter die Schwibbogen der Brücke von Saint=Esprit fortriß. Die Stelle ist berühmt und viele Leute machen sich einen schrecklichen Begriff von der Gefahr die man dabei zu bestehen hat. Das Ganze läuft aber bloß darauf hinaus, daß sich die Rhone oberhalb der Brücke in mehrere reissend schnelle Strömungen theilt, und daß der Schiffer unter diesen eine solche treffen muß, die ihn gerade in die Mitte eines Schwibbogens hinführt. Die Schiffer sind aber alle so sehr daran gewöhnt, und kennen die sämmtlichen Strömungen so äußerst genau, daß, wenn anders die Fahrt nicht bei der Nacht gemacht wird, oder der Schiffer betrunken ist, sich nicht leicht ein Unglück zutragen kann.

Nachdem wir unter der Brücke hinweggefahren waren, stiegen wir an's Land, um sie genauer und aufmerksamer zu betrachten. Sie ist schmal, und nicht in einer geraden Linie erbaut; auf dem jenseitigen Ufer gegen die Provence zu wird sie durch ein Thor verschlossen. Sie ist 420 Ruthen lang, und 2 Ruthen, 4 Fuß breit; die Anzahl der Schwibbogen beläuft sich auf sechs und zwanzig, von denen jedoch sechs bis acht kleinere auf beiden Seiten des Ufers stehen, und niemals von der Rhone bespühlt werden. Die Brücke ist ganz von Steinen erbaut, und wird wegen ihrer Festigkeit, Höhe und ganzen Bauart mit Recht für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Im Jahr 1265 wurde von Johann von Thianges der erste Stein zu derselben gelegt.

Die Stadt und die Citadelle von Saint=Esprit sind übrigens so elend, daß es verlorne Zeit wäre, sich dabei aufzuhalten; wir schifften uns daher auch bald wieder ein, und setzten unsere Fahrt weiter fort. Hin und wieder sahen wir Ruinen von alten Schlössern,

die dem Strom der Jahrhunderte widerstanden hatten, aber durch den der Revolution mit fortgerissen worden waren. Unter den Producten des Erdbodens zog hier der Olivenbaum vorzüglich unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil wir ihn vorher noch niemals gesehen hatten. In der Gegend von Viviers giebt es zwar deren schon hin und wieder, allein das Klima ist daselbst doch noch zu rauh, als daß er gut fortkommen könnte; wir sahen daselbst beim Vorüberfahren mehrere Anhöhen, die ihrer Lage nach ganz für ihn gemacht zu seyn schienen, und wo er demungeachtet bei wiederholten Versuchen nicht hat gedeihen wollen. Dieser zärtliche Baum muß durchaus, wenn er nicht zu Grunde gehen soll, ein unausgesetzt mildes Klima haben, und jeder nur einigermaßen rauhe Winter macht ihn sogleich absterben.

Endlich langten wir zu Avignon an. Diese berühmte Stadt wurde in ihrem ersten Ursprunge von den Cavaren, einem gallischen Volke, erbaut, und bald nachher ließen sich auch, des Handels wegen, Marseiller Kaufleute daselbst nieder. Durch diese lernten die rauhen und unwissenden Cavaren zuerst die Annehmlichkeiten des Lebens kennen; die Industrie und alle nützliche Künste kamen bei ihnen immer mehr und mehr in Flor, und ihr anfänglich höchst elender Flecken erhob sich bald zu einer volkreichen und blühenden Stadt. Hauptsächlich trug aber eine Colonie, welche die Römer acht und vierzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung dahin schickten, sehr vieles zu ihrer Vergrößerung und ihrem Reichthum bei. Dieser blühende Wohlstand dauerte unter der Regierung des Augustus und der ersten auf ihn folgenden Kaiser fort; allein in den nachfolgenden stürmischen Zeiten und bei dem Verfall des römischen Reichs wurde sie zu verschiedenen Malen von den aus Norden und Süden kommenden Eroberern verwüstet. Späterhin hatte sie einerlei

Schicksale mit den Provinzen Languedoc und Provence. Als im dreizehnten Jahrhundert Italien durch Kriege und innerlichen Zwiespalt zerrüttet wurde, verließen die Päpste Rom, und schlugen ihre Residenz zu Avignon auf. Da sie aber in diesem neuen Wohnsitze keine weltliche Macht besaßen, und gewissermaßen Fremdlinge daselbst waren, so mußten sie natürlicher Weise sehr wünschen, sich in den eigenthümlichen Besitz davon setzen zu können. Die Gelegenheit hierzu zeigte sich unter Papst Clemens VI; Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, die eines großen Verbrechens beschuldigt und aus ihrem Königreiche verjagt worden war, hatte nämlich die Nachsicht und den Schutz des Papstes nöthig, und verkaufte ihm daher, um beides zu erlangen, Avignon mit dem dazu gehörigen Lande für eine Summe von 80000 Goldgulden. Seit dieser Zeit ist der Papst beständig im Besitz davon geblieben, bis auf das Jahr 1790, wo die Nationalversammlung von Frankreich in der Geschichte oder vielmehr in ihrer Eitelkeit Gründe fand, es ihm zu entreißen.

Die Stadt liegt, eben so wie Valence, auf dem linken Ufer der Rhone; ihre Mauern, die zum Theil von der Sorgue bespühlt werden, sind mit Thürmen eingefaßt, und dienen mehr zur Zierde als zum wahren Nutzen. Ihre Straßen gleichen denen in allen alten Städten, mit Ausnahme einiger wenigen, die breit und schön gebaut sind. Die meisten öffentlichen Gebäude, die ehemals daselbst die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich zogen, sind theils zerstört, theils ihrer Reichthümer und aller ihrer Kunstwerke beraubt. Nirgends findet man mehr weder Gemählde, noch Bildsäulen, noch Denkmäler; die merkwürdigen Grabmäler von Petrarch's liebenswürdiger Laura und von dem tapfern Crillon sind mit der Franciscanerkirche,

worin

worin sie sich befanden, gänzlich verschwunden *). Das Dominicanerkloster ist in eine Kanonengießerei verwandelt, und auch der von Johann XXII. erbaute päpstliche Pallast ist von Grund aus zerstört.

Etwas oberhalb der Stadt theilt sich die Rhone in zwei ungleiche Arme, und bildet dadurch eine lange Insel, die den Namen la Bartelasse führt. Die berühmte Brücke, die in der Nähe der Stadt über diesen Fluß führte, ist schon seit langer Zeit durch die Wuth der Wellen zerstört worden, und es sind nur noch vier Schwibbogen davon übrig, auf deren einem noch die dem heiligen Benezet geweihte Kapelle steht. Die Geschichte dieses außerordentlichen Kindes ist allgemein bekannt; niemand glaubt mehr daran, aber jedermann erzählt sie. Es kam nämlich im Jahr 1177 ein kleiner Hirtenjunge, Namens Benedict oder Benezet, zu dem Gouverneur der Stadt, und meldete sich bei ihm als einen Gesandten Gottes, der eine Brücke über die Rhone erbauen sollte. Der Gouverneur lachte anfänglich über die Einfalt des Knaben; da aber dieser auf seiner Versicherung beharrte, sagte er ihm endlich, daß er ihm glauben wolle, wenn er einen Stein, den er ihm zeigte, und den drei starke Männer kaum hätten umwälzen können, aufheben und forttragen würde. Benezet hob hierauf sogleich den Stein in die Höhe, und trug ihn an den Ort, wo die Brücke erbaut wurde. Allerdings mußte in einem finstern, unwissenden Zeitalter der Bau dieser Brücke für ein Wunder gehalten

*) Das berühmte Grabmal der Laura war keinesweges kostbar, sondern bestand bloß aus einem ganz einfachen, auf der Erde liegenden Sandstein. Als unter der Regierung Franz I. bei Gelegenheit einer Ausbesserung der Kirche dieses Grab geöffnet wurde, fand man darin eine bleierne Schachtel mit einer Schaumünze und einigen auf Pergament geschriebenen italiänischen Versen, die von Petrarcha herrühren. Franz I. verfertigte hierauf selbst ein Gedicht auf die schöne Laura, und legte dasselbe anstatt des erstern in die bleierne Schachtel. Es wäre interessant, zu erfahren, was bei der Zerstörung des Grabmals aus diesem Gedichte geworden ist. A. d. Ueb.

werden; die Wirkung des menschlichen Genies schrieb man dem unmittelbaren Einfluß des Himmels zu, und der Aberglaube, der sich immer an alles Ungewöhnliche und Wunderbare hängt, erfand hierauf diese lächerliche Erzählung, die sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat.

Das Klima von Avignon ist im Sommer gewöhnlich glühend heiß, im Winter aber äußerst milde. In allen Jahreszeiten weht jedoch von Zeit zu Zeit ein Nordwestwind, der unter dem Namen Mistral bekannt ist; oft hält er drei, sechs bis neun Tage mehr oder minder an, und ändert immer die Temperatur der Luft ganz plötzlich ab *). Zuweilen tobt er mit einem solchen furchtbaren Ungestüm, daß er die Schornsteine einwirft, die Dächer abdeckt, und eine gänzliche Zerstörung der Stadt befürchten läßt. Auch sogar mitten im Sommer ist er sehr kühl, im Winter aber bringt er eine schneidende Kälte mit sich, die einen bis auf das Mark in den Knochen durchdringt. Nichts in der Welt kann gegen ihn schützen; die wärmsten und dichtesten Kleider widerstehen ihm nicht; er dringt durch Thüren und Fenster herein; man erfriert neben dem Feuer. Man sollte ihn daher für eine Geißel der Stadt halten, aber im Grunde ist er die größte Wohlthat, die ihr die Vorsehung erwiesen hat: denn er reinigt die Luft, verjagt allen darin befindlichen Krankheitsstoff, und es ist eine merkwürdige, aber zuverlässige Erfahrung, daß so lange der Mistral weht, niemand krank wird, und alle Kranken sich besser befinden. Uebrigens ist das alte Sprichwort vollkommen wahr:

*) Die Temperatur ist im ganzen Departement im Allgemeinen äußerst veränderlich, und es nichts Seltenes, daß in wenigen Stunden Verschiedenheiten von 10 bis 12 Grad statt haben. Die Sommerhitze steigt bis zu 20' Reaumür, und die Winterkälte bis zu 9°; in Ansehung der leztern ist sehr bemerkenswerth, daß sie erst seit dem Jahr 1789 so hoch gestiegen ist, da sie vorher selten bis zu 5° kam; das Klima daselbst scheint überhaupt immer kälter zu werden. A. d. Ueb.

Avenio ventosa; sine vento venenosa; cum vento fastidiosa.

Die Naturproducte von Avignon, die als Handelsartikel ausgeführt werden, bestehen in Wein, Färberröthe, Saffran und Seide. Auch wird daselbst eine große Menge von seidenen Zeugen fabricirt, die unter dem Namen: Taffte von Florence und Demiflorence, bekannt sind *). Die Bilanz des Handels ist offenbar zum Vortheil von Avignon.

Unter der väterlichen Regierung des heiligen Stuhls war die ganze Stadt mit Geistlichen aller Art und mit Mönchen aus allen Orden angefüllt. Die Güter derselben befinden sich jetzt in andern Händen, und wenn auch die Religion nichts dabei verloren hat, so hat doch auch das Volk nichts dabei gewonnen. Das Volk macht die Revolutionen, und schöpft keinen Nutzen daraus **).

Obgleich kein großer Reichthum zu Avignon herrscht, so ist doch daselbst der Hang zu Vergnügungen außerordentlich groß, und die Einwohner sind ein lustiges, äußerst sinnliches Völkchen. Wir verlebten daselbst vierzehn Tage auf die allerangenehmste Art, und hatten auch nicht einen einzigen Augenblick Langeweile. Unser ganzer Tag war beständig besetzt, und wenn auf den Abend nicht irgendwo eine Gesellschaft war, zu der wir eingeladen wurden, so bot uns das

*) Die Anzahl der Stühle, die sich mit dieser Fabrication beschäftigen, beläuft sich auf 1500, und hierzu gehören auch noch 60 bis 70 Seidenmühlen, in denen die Operationen des Abwindens, Zwirnens rc. der Seide vorgenommen werden. Seit der Revolution sind sehr viele neue Fabriken zu Avignon entstanden; dagegen ist den vielen, ehemals unter der päpstlichen Herrschaft daselbst geduldeten, und sogar begünstigten Nachdruckern in der neuern Zeit das Handwerk gelegt worden. A. d. Ueb.

**) Es ist eine notorische Sache, und auch schon die in der vorigen Note angeführte Vermehrung der Fabriken zu Avignon beweiset zur Genüge, daß der heutige Zustand dieser Stadt wenigstens nicht schlechter ist, als er unter dem Heer von

Schauspiel einen angenehmen Genuß dar. So reizend aber auch unser Aufenthalt daselbst war, so sahen wir uns dennoch genöthigt, ihn abzukürzen und unsere Reise weiter fortzusetzen. Anfänglich hatten wir die Absicht gehabt, die Quelle von Vaucluse zu besuchen, allein bei der ziemlich starken Kälte mußten wir befürchten, alle Spuren von Laura und Petrarch erstorben zu finden; wir verschoben daher diesen interessanten Besuch auf den künftigen Frühling, wo wir wieder nach Avignon zurückzukommen gedachten, und traten sogleich die Reise nach Nimes an.

Auf dem Wege dahin, vier Stunden von Avignon, kommt man zu einem der schönsten Denkmäler der Baukunst, die das Alterthum den kommenden Jahrhunderten zur Bewunderung aufgestellt hat, nämlich an die Brücke über den Gardon, die unter dem Na-

Geistlichen, die das Mark des Landes sogen, gewesen ist. Wer denkt hierbei nicht an des vortrefflichen Thümmel's Worte:

O, Land, das nur den faulen Bäuchen
Der Mönche zu Gebote steht,
Und mit abgöttischen Gebräuchen
Belastet, — schwankt und untergeht!
Ach, warum hat, ruft meine Stimme,
Gott seinen Blick von dir gewandt?
O du, der Hirnwuth und dem Grimme
Der Heiligen verrath'nes Land!

Ihr Räuber dieses Landes! höret
Der Wahrheit Ruf, die aus mir spricht:
Euch droht, die ihr das Volk bethöret,
Des Volkes blutiges Gericht.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Und dann erst, möge Gott es wollen!
Wird Ordnung und Natur gedeih'n;
Die Wüsten werden Früchte zollen,
Die öden Berge — guten Wein;
Gesundes Volk wird, ungesegnet,
Im Schatten seiner Lauben ruh'n,
Und, ohne daß ihm Gott begegnet,
Doch redlich seine Arbeit thun.

A. d. Ueb.

men le Pont du Gard allgemein bekannt ist. Welch' eine Leichtigkeit und Nettigkeit herrscht in dieser dreifachen Reihe über einander gebauter Schwibbogen! Welch' eine Festigkeit in diesen Pfeilern, an denen die Steine ohne allen Kitt, bloß durch ihre eigene Schwere und durch das richtigste Gleichgewicht festgehalten werden! Le Pont du Gard ist auch noch vollkommen gut erhalten, und scheint erst gestern erbaut zu seyn. Nicht weniger Erstaunen als seine großen, edeln Verhältnisse erregt aber auch seine Lage zwischen zwei dürren, kahlen Bergen, in einer engen Schlucht, in welcher der Gardon seine stürmischen Wellen über Felsen hinwegwälzt. Rings umher herrscht eine Stille des Todes, und nirgends erblickt man eine Spur von einer menschlichen Wohnung, nirgends das geringste Merkmal von Cultur. Der bescheidene Wacholderstrauch, wilder Lavendel und Thymian sind die einzigen Producte dieser Wüstenei, und verbreiten unter einem glühend heißen Himmel in tiefster Einsamkeit ihre balsamischen Wohlgerüche. Was waren es denn für Menschen, die diesen wunderbaren Bau hier aufgestellt haben? Sollte man sie nicht für ein Geschlecht von wandernden Riesen halten, die ihr Vorüberreisen an diesem Orte der spätesten Nachwelt haben bezeichnen wollen? Diese Menschen, diese Riesen ...., waren die Römer.

Ich stand eine Weile unbeweglich vor ihrem Meisterwerke. Als ich mich aber von meinem ersten Erstaunen, diesem unwillkührlichen Erstaunen, das dem Geiste keine andere Fähigkeit, als die zu bewundern übrig läßt, wieder erholt hatte, so fing ich an, dieses herrliche Werk in seinen einzelnen Theilen zu untersuchen, und nunmehr war ich auch erst im Stande, die Schwibbogen an demselben zu zählen. Ich fand deren sechs in der untersten Reihe, eilf in der zweiten, und fünf und dreißig in der dritten. Auf dieser obersten Reihe ruht ein sechs Fuß hoher und vier Fuß breiter

Kanal, der das Wasser aus der Quelle Eure neun Stunden weit bis nach Nimes leitete. Neben den sechs untersten Schwibbogen sind in neuern Zeiten noch sechs andere ähnliche angebaut worden, die eine Brücke für die Fuhrwerke ausmachen. Ich wurde nicht müde, meine Untersuchung fortzusetzen, und die Neugierde machte mich so kühn, daß ich endlich auf der einen Seite den Berg erstieg, und auf diesem einzig zugänglichen Wege auf die oberste Höhe des Gebäudes gelangte. Der Kanal ist mit großen steinernen Platten bedeckt; ich durchwanderte ihn inwendig und auswendig seiner ganzen Länge nach. Wie soll ich den Zustand meiner Seele dabei beschreiben? Wie die mancherlei Gefühle ausdrücken, die sie von allen Seiten bestürmten? Ich stand auf einem Monument, das die Römer erbaut hatten, einem Monument, das dem schönen Zeitalter August's seine Entstehung verdankt, und dessen colossalische Masse auf achtzehn Jahrhunderten wie auf einem unerschütterlichen Fundamente triumphirend ruht! *).

Nimes. — Das Amphitheater. — Das Maison Carrée. — Der Brunnen. — Der Dianentempel. — Die Turris Magna. — Lünel. — Montpellier. — Handlung und medicinische Facultät daselbst. — Stadt und Hafen Cette. — Der See Thau. — Stadt und Hafen Agde. — Die runde Schleuse.

Es giebt, auch sogar in Italien, wenige Städte, wo noch so viele Ueberreste des Alterthums vorhanden sind, als zu Nimes. Das Amphitheater, das Maison

*) Le Pont du Gard, dieses vortreffliche Ueberbleibsel des römischen Alterthums, ist ein Stück der großen Wasserleitung, durch welche das Wasser der bei dem Städtchen Uzes entspringenden Quelle Eure nach Nimes geleitet, und daselbst theils in dem Amphitheater, theils in den öffentlichen

quarrée, der Dianentempel, die Turris Magna. — Was für herrliche Kunstschätze in einem so kleinen Raume!

Sobald der Tag angebrochen war, machten wir uns auf den Weg, um alle diese Merkwürdigkeiten nach der Reihe zu genießen. Wir begaben uns zuerst in die Vorstadt, und nachdem wir wenige Minuten gegangen waren, standen wir vor dem Amphitheater.

Dieses Gebäude, das von den Einwohnern les Arênes genannt wird, ist von einer unregelmäßigen toscanischen Ordnung; seine Höhe beträgt beinahe eilf Ruthen, und es hat eine vollkommene elliptische Form. Es besteht aus zwei Stockwerken, wovon jedes durch Säulen in sechzig Arcaden abgetheilt ist, und in einer Attika, die das Ganze gleich einer massiven Krone ziert. Zwischen den Arkaden im Erdgeschoß unterscheidet man vier Hauptthore, die gegen die vier Cardinalpunkte der Erde angebracht sind, und zum Eingang in das Theater gedient haben.

Im Innern liefen zwei und dreißig Reihen von Sitzen, zu denen drei Reihen von Ausgängen, oder

Brunnen, theils zum Bedürfniß der Privathäuser vertheilt wurde. Das Stück derselben, wovon hier unter dem Namen le Pont du Gard die Rede ist, gehet quer über den Fluß Gardon und vereinigt die auf beiden Ufern desselben liegenden hohen Felsen dergestalt, daß das Wasser von einem Berge zum andern hat ungehindert hinüber laufen können. Die untere aus sechs Schwibbogen bestehende Brücke ist 438 Fuß lang und 83 hoch; die zweite wird von eilf Schwibbogen getragen, deren jeder 56 Fuß im Durchschnitt und 67 in der Höhe hat, und ist so breit, daß neben den Pfeilern, auf welchen die dritte Reihe von Schwibbogen ruht, ein Weg für Pferde und Menschen vorbeigeht, welcher auch mit einer Brustlehne verwahrt ist. Die dritte Reihe, die auf dieser zweiten steht, ist 580½ Fuß lang, und jeder von ihren fünf und dreißig Schwibbogen hat 17 Fuß im Durchschnitt. Auf dieser obersten Reihe ruhet endlich die Wasserleitung, die so hoch und breit ist, daß man ohne Unbequemlichkeit darin herumgehen kann. Das ganze Gemäuer ist von äußerst harten und dauerhaften Quaderstücken aufgeführt. Auf der Anhöhe gegen dem Städtchen Uzez zu sieht man hin und wieder noch ganze Reihen von solchen gemauerten Schwibbogen, welche alle zu dieser großen Wasserleitung gehört haben.

A. d. Ueb.

sogenannten Vomitorien führten, ringsherum, und erstreckten sich bis in die Arena herab. Ueber der Attika befanden sich in gleichen Entfernungen Kragsteine, die sechs Zoll in der Breite und eben so viel in der Höhe hatten, und in deren Mitte ein Loch angebracht war, wo die Stangen von den Zelten, welche die Zuschauer bedeckten, hineingesteckt wurden. Das ganze Gebäude war von unten bis oben mit Bildhauerarbeiten verziert, wovon einige Gladiatoren vorstellten, und Embleme von der Bestimmung des Gebäudes waren, andere aber Figuren von dem Phallus oder Priapus waren, dem die Römer bekanntermaßen eine besondere göttliche Ehre erwiesen. Hier sah man zwei Ochsen, das Symbol von der Gründung der Kolonie; und dort rief eine Wölfin, die zwei Kinder säugte, die erste Erziehung der Erbauer von Rom ins Gedächtniß zurück.

Als die christliche Religion sich auf den Thron der Cäsare gesetzt, und die wilden Sitten der Völker, die ihrer Herrschaft unterworfen waren, gebändigt hatte, wurden auch diese blutigen Kämpferspiele allgemein abgeschafft; allein bald ging man von dem gerechten Abscheu, den dieselben einflößen mußten, zu einer strafbaren Gleichgültigkeit gegen die prachtvollen Denkmähler der Baukunst über, welche das heidnische Rom der Aufführung dieser schrecklichen Spiele geweiht hatte. Indem man die Gefühle der Menschheit ehrte, vergaß man die den Meisterstücken der Künste schuldige Achtung. Der Aberglaube, die Unwissenheit und die Habsucht wetteiferten mit dem Zahne der Zeit in der Verheerung derselben, und trugen das meiste dazu bei. Auch die Arena zu Nimes machte hievon keine Ausnahme. Karl Martel zerstörte nicht nur in einem Anfall von thörigter Wuth den ganzen östlichen Theil derselben, den die Flammen vorher nicht hatten zu Grunde richten können, und von den zwei und dreißig

Reihen von Sitzen, die das Amphitheatrr ausmachten, sind nicht nur an den am besten erhaltenen Stellen kaum mehr siebenzehn übrig, sondern das Innere des Gebäudes ist auch heut zu Tage ganz überdeckt mit elenden Häusern, die größtentheils von seinen Ruinen erbaut sind, die für die wilden Thiere bestimmt gewesenen Logen sind in Keller verwandelt, und die Säulenlauben in Waarenmagazine *).

Was sind, ein wenig weiter hin, die zwei Gebäude, die einander gegenüber stehen? — Das eine, massive, noch unvollendete, fällt in die Augen, aber fesselt den Blick nicht; es ist das Komödienhaus. Das andere kleine, regelmäßige, voll Zierlichkeit und Geschmack, erregt bei dem ersten Anblick kein Erstaunen, allein wenn man den Blick einmal darauf gerichtet hat, so kann man ihn nicht mehr davon abwenden. Es ist das viereckigte Haus, das unter dem Namen la Maison quarrée bekannt ist, und das nach einigen ein Capitol, nach andern die Wohnung des Prätors, und noch nach andern ein dem Cajus und Lucius, Cäsar's angenommenen Söhnen und Fürsten der Jugend geweihter Tempel war **) . . . nach dem Urtheil aller, die es sehen, aber ein vollendetes Meisterstück ist.

Es bildet ein länglichtes Viereck, um welches dreißig cannelirte Säulen von korinthischer Ordnung herum laufen, deren Capitäler aus Olivenblättern bestehen, die eine ganz unvergleichliche Wirkung hervor=

*) Der äußere Umfang dieses kostbaren Monumentes beläuft sich auf 1140 Fuß. Der größte Durchmesser desselben von Osten nach Westen beträgt 405, und der kleinste von Norden nach Süden 317 Fuß. Nach einer Berechnung können im Innern auf den zwei und dreißig Reihen von Sitzen zwischen 16 und 17000 Personen Platz gehabt haben. Ungeachtet der mannigfaltigen oben angeführten Verwüstungen ist dieses Gebäude dennoch unter allen noch vorhandenen römischen Amphitheatern das am wenigsten beschädigte. A. d. Ueb.

**) Diese letztere Meinung ist heut zu Tage zur unbezweifelten Gewißheit geworden. Herr Seguier, dieser unermüdliche

bringen. Ich bedaure dabei nur, daß sie nicht von Marmor sind, weil sie alsdann mehr Ansprüche auf die Ewigkeit haben würden. Warum wird auch die Hälfte davon, durch die Mauer in welcher sie stehen, dem Auge entzogen? Ich würde es lieber sehen, wenn sie ein Peristyl formirten, so wie dasjenige ist, das sich vor dem Eingange in den Tempel befindet. Dieses letztere bestehet aus sechs Säulen und verlängert sich auf beiden Seiten bis zur vierten; es ist durch zehn Stufen von dem Erdboden erhöhet und in Rücksicht der Eleganz und der Proportion ohne allen Fehler. Im Grunde desselben ist ein viereckiger Eingang, auf dessen rechter Seite sich zwei in Form eines Architravs zugehauene Steine befinden, auf deren beiden Enden ein viereckiges, etwas über sechszehn Zoll breites Loch angebracht ist; man vermuthet mit Grund, daß eine große Thüre in demselben befestiget war.

Ich übergehe mit Stillschweigen die Bildhauerarbeiten, die an dem Fries und dem Kranze der Säulen angebracht sind; sie sind über alles Lob erhaben. Das viereckige Haus ist in jeder Rücksicht ein Meisterstück und ein wahres Kleinod; man kann es ein Modell der Baukunst nennen, das den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Je länger man es betrachtet, desto mehr gefällt es, und bei jedem Blicke entdeckt man neue Schönheiten an demselben; wenn man es aber verläßt, so läßt es keinen so großen, erhabenen, und unvertilgbaren Eindruck in der Seele zurück wie

Antiquar hat, auf eine äußerst mühsame und beschwerliche Art, alle Löcher, die sich in dem Fries und dem Architrab des Gebäudes befanden, und worin ehemals die Buchstaben von Metall befestiget waren, sorgfältig abgezeichnet, und dabei hauptsächlich die noch vorhandenen Ueberbleibsel dieser Buchstaben zu benutzen gesucht. Aus dem Ganzen hat er nun folgende Inschrift herausgebracht und die Aechtheit derselben in einer sehr gelehrten Abhandlung unwiderleglich dargethan: C. Caesari. Augusti. F. Cos. L. Caesari. Augusti. F. Cos. Designato Principibus Juventutis. A. d. V.

die Brücke über den Gardon und die majestätischen Ruinen des Amphitheaters.

Wir setzten nunmehr unsern Weg weiter fort. Dieser Brunnen, dessen frisches, krystallhelles Wasser unversiegbar dahin fließt, scheint uns durch das Murmeln seines Baches herbei zu rufen. Wir folgen dem mit großen Quadersteinen eingefaßten Bette des letztern und gelangen bald in den öffentlichen Garten, der mit hohen Kastanienbäumen bepflanzt und in eine Menge von Beeten abgetheilt ist, in denen der melancholische Taxbaum sein immergrünes Haupt mitten unter Nelken und Rosen empor hebt. Gegen das Ende des Gartens, am Fuße einer dürren und unfruchtbaren Anhöhe, entspringt die Quelle des Brunnens. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entdeckte man, als man sie zufälliger Weise einmal reinigen wollte, Ueberbleibsel von antiken Bädern, die sich hier befunden haben. Man stellte dieselben so gut wie möglich wieder her; allein durch die Menge von Becken und Abtheilungen, woraus sie besteht, durch den Luxus der Bildsäulen, durch die mannigfaltig verzierten Auftritte und Geländer wird das Auge ermüdet, und man vermißt die Einfachheit und die Einheit des Interesses, die den ersten Zweck der Kunst, den vorzüglichsten Charakter des Schönen ausmachen. Dieses Uebermaß von Reichthum bringt durch Ermüdung eine wirkliche Verarmung des Geistes hervor.

Neben der Quelle in einer Vertiefung befindet sich der Tempel, der gemeiniglich nur der Dianen-Tempel genannt wird, und in welchem, wie man behauptet, die Römer den Gottheiten der Unterwelt zu opfern pflegten. Aus demjenigen, was gegenwärtig noch davon übrig ist, kann man jedoch nur leere Muthmaßungen über den ursprünglichen alten Gebrauch desselben fassen. Das Aeußere hat eher das Ansehen

eines alten verfallenen Hauses als eines Tempels; im Innern findet man noch mehrere Nischen von verschiedener Größe und auch einem Theil der Gallerie, die sich rings um den Tempel herumgezogen hat. Heut zu Tage hat man eine Menge einzelner zerstreuter Fragmente, z. B. verstümmelte Adler, Bruchstücke von Bildsäulen, Ueberreste von Karniesen, Basreliefs u. dgl. darin zusammengehäuft, so daß der Tempel gegenwärtig eine Art von Museum ausmacht.

Es bleibt uns jetzt nur noch ein einziges wichtiges antikes Gebäude zu beschreiben übrig, nämlich der große Thurm, der unter dem Namen la Tour magne bekannt ist. Er steht mitten im Felde auf einer Anhöhe. Die große Menge von verschiedenen Meinungen, welche die Gelehrten über die ursprüngliche Bestimmung desselben gehabt haben, beweis't zur Genüge, daß man dieselbe durchaus nicht kennt. Einige halten ihn für einen Leuchtthurm, andere für einen Tempel der Volsker, noch andere für ein Mausoleum ihrer Könige. Er ist von kleinen viereckigen Steinen in Form einer Pyramide erbauet; an dem untern Theile war er achteckig, und hatte einen Umfang von 245 Fuß, an dem obern Ende aber war er neuneckig, und sein Umfang betrug 107 Fuß. Er ist heut zu Tage außerordentlich verfallen, und seine Höhe, die ehemals 19 Toisen betragen hat, ist durch den Zahn der Zeit und den Einfluß der Witterung bis auf 13 heruntergesunken.

Außer diesen vorzüglichsten Denkmälern des Alterthums findet man zu Nimes auch noch eine Menge von andern einzelnen Ruinen, die ebenfalls unsere Aufmerksamkeit verdienen. Die Fußböden von Musivarbeit, das sogenannte Thor von Frankreich, das von den zehn durch die Römer erbaueten noch allein übrig ist, die Cariatidensäule, die von dem gemeinen Volke der Mann mit vier Füßen genannt wird, und mehrere

andere solcher Bruchstücke verdienen keine ausführliche Beschreibung, wohl aber gesehen zu werden.

Es ist jedoch Zeit, daß ich zum Schluß auch noch einige Worte über die Stadt, wie sie gegenwärtig ist, und über ihre Einwohner beifüge.

Die Bevölkerung von Nimes ist sehr beträchtlich, und soll sich nach den neuesten Berechnungen auf 40,000 Seelen belaufen. Die Einwohner beschäftigen sich sämmtlich mit dem Handel, dem Fabrikwesen und den dahin einschlagenden Gewerben. Die schönen Künste scheinen daselbst völlig fremd und unbekannt zu seyn, und man findet in der ganzen Stadt nichts anderes, als Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker. Die vorzüglichsten Fabriken sind die von seidenen Zeugen und Strümpfen.

Im Vorbeigehen muß ich doch auch noch die Cathedralkirche anführen, die ein gothisches, der Jungfrau Maria geweihtes Gebäude ist; ferner, die Kirche der Protestanten und das Rathhaus. Das Gebäude der Akademie verdient jedoch, daß man sich ein wenig länger dabei verweile: denn es enthält eine sehr ansehnliche Bibliothek, und außerdem auch ein Cabinet der Naturgeschichte und der Alterthümer, das der rühmlich bekannte Gelehrte, Hr. Seguier, mit großem Fleiße gesammelt und bei seinem Sterben seinen Mitbürgern vermacht hat *).

Nachdem wir nun die Neugierde, die Nimes nothwendig allen Freunden der Alterthümer einflößen muß,

*) Unter der Benennung Akademie versteht der Verfasser das Gebäude, worin sich die Centralschule befindet: denn in diesem sind auch die Bibliothek und die beiden Cabinette von Seguier. Die ehemalige Akademie zu Nimes führt jetzt den Namen: Academie du Gard, und unter ihren Mitgliedern findet man auch manche Namen von berühmten Deutschen, z. B. Göthe, Wieland, Heyne, Hufeland, v. Zach. — Die Bibliothek zu Nimes besteht aus 30,000 Bänden, worunter sich vorzüglich eine Menge kostbarer naturhistorischer Werke befindet, die aus den confiscirten Privatbibliotheken dahin gekommen sind. A. d. Ueb.

hinlänglich befriedigt hatten, setzten wir unsere Reise weiter fort. Die Kürze der Tage erlaubte uns nicht weiter zu gehen, als bis nach Lünel, einer kleinen Stadt, eine Stunde von der Vidourle, über die wir setzen mußten, ehe wir daselbst ankamen. Das Städtchen enthält ungefähr 6000 Einwohner, und verdankt seinen Ruhm und seinen Wohlstand bloß seinen Muscatweinen *) und dem schiffbaren Kanal, der dicht bei seinen Mauern anfängt, und vermittelst der Rhone mit dem Hafen von Cette in Verbindung steht.

Den andern Morgen begaben wir uns nach Montpellier. Diese Stadt ist nach Toulouse die ansehnlichste in ganz Languedoc, und besaß ehemals sehr große Privilegien; sie war zum Beispiel der Sitz von den Ständen der Provinz, und der gewöhnliche Aufenthaltsort der Commandanten und Intendanten. In neuern Zeiten hat sie jedoch diese politischen Vorrechte verloren, und ihre Erwerbsquellen schränken sich heut zu Tage bloß auf den Handel ein, den sie von jeher sehr lebhaft und mit dem glücklichsten Erfolg betrieben hat. Die Industrie der Einwohner braucht nicht von ferne her fremde Materialien herbeizuholen, um sich damit zu beschäftigen, sondern sie findet in den Producten ihres eigenen Bodens eine reichhaltige Quelle, um sich auf eine weniger kostspielige und weit einträglichere Art in Thätigkeit zu setzen. Der Wein, den man in der dasigen Gegend im größten Ueberfluß gewinnt, wird von den Einwohnern durch Destillation in mancherlei Arten von gebrannten Wassern verwandelt, und von diesen wird eine außerordentliche Menge in die entferntesten Länder des Nordens verschickt. Auch verfertigen

*) Nach Fischer's Versicherung (in seiner Reise nach Montpellier) wird eine Flasche von ächtem alten Lünel von der ersten Sorte in Lünel selbst mit 18 Gr. sächs. bezahlt. Man kann sich nun denken, was man in Deutschland für die gewöhnlichen, ziemlich geringen Preise für ein elendes Machwerk bekommt. A. d. Ueb.

sie aus den zahllosen aromatischen Pflanzen, die bei ihrem milden Klima rings um sie her aufsprossen, die mannigfaltigen wohlriechenden Essenzen, die bei dem weiblichen Geschlechte in allen Theilen von Europa so sehr berühmt sind. Außerdem besitzt aber Montpellier auch noch sehr viele Fabriken von baumwollenen Zeugen, von wollenen Bettdecken, von Scheidewasser, von Cremor tartari, oder Weinsteinrahm, und hauptsächlich von Grünspan.

Die Stadt scheint sich im dreizehnten Jahrhundert auf dem höchsten Gipfel ihres Wohlstandes befunden zu haben; damals trieb sie, vermittelst des Hafens von Lattes, einen sehr ausgebreiteten Handel nach allen Küsten des mittelländischen Meeres. Dieser kleine, von einem festen Schlosse vertheidigte Hafen hing mit dem Meere durch die großen Teiche zusammen, und mit der Stadt durch einen breiten gepflasterten Weg, über welchen die Aufsicht besondern obrigkeitlichen Personen, die den Namen See-Consuln führten, übertragen war. Als jedoch die Provence mit Frankreich vereinigt wurde, gab man diesen Hafen gänzlich auf, weil der von Marseille alle andere an der nämlichen Küste völlig überflüssig zu machen schien. Dieser Schlag fügte der Stadt Montpellier den empfindlichsten Schaden zu; auch ging von dieser Zeit an ihr Handel immer mehr und mehr zu Grunde. Im vorletzten Jahrhundert gab jedoch Ludwig XIV, dessen scharfen Blicken nichts entging, und dessen großes Genie alles möglich zu machen wußte, dem Handel von Montpellier ein neues Leben durch die Errichtung des Hafens von Cette, und durch die Anlegung eines Kanals, der sich auf der einen Seite bis an die großen Teiche und das Meer, und auf der andern an die sogenannte Juvenal-Brücke, eine Viertelstunde von der Stadt erstreckt.

Eine andere Quelle von Reichthum für Montpellier, und die auch zu gleicher Zeit die Stadt in ganz

Europa berühmt gemacht hat, ist ihre Universität und vorzüglich die medicinische Facultät, welche von denen aus Spanien vertriebenen Aerzten im Jahr 1180 gestiftet worden ist und sich bis auf den heutigen Tag auf das ehrenvollste erhalten hat. Ausführlichere Nachrichten über ihre innere Einrichtung und ihre Statuten würden sehr uninteressant seyn; auch findet man sie in andern Werken zur Genüge beschrieben. Ich will daher hier nur noch einige Worte über den berühmten rothen Talar des Rabelais beifügen, welcher daselbst allen neuen Doctoren der Arzeneiwissenschaft bei ihrer Promotion umgehängt wird. Der Verfasser von Pentagruel und Gargantua hatte nämlich zu Montpellier den Doctorhuth erhalten, und war dabei, wie es nach einem alten Herkommen allgemein gebräuchlich war, mit einem rothen Talar bekleidet worden. Dieser Talar erhielt nun von dieser Zeit an den Namen von Rabelais; allein das Original desselben ist schon lange nicht mehr vorhanden, weil die Studenten bei jeder Gelegenheit aus einer Art von Aberglauben ein Stückchen davon abgeschnitten, und dadurch diese Reliquie nach und nach zernichtet haben. Sie mußte deshalb auch schon mehr als einmal wieder erneuert werden, und der gegenwärtige sogenannte Talar des Rabelais soll, wie man versichert, schon die dritte oder vierte Copie von dem Originale seyn.

Ein Fremder, der weder des milden Klima's wegen nach Montpellier kommt, noch um den Beistand der Arzeneikunde daselbst anzurufen, noch auch wegen Handelsspeculationen, wird sich zuverläßig nicht lange daselbst aufhalten. Was sollte er auch in einer Stadt anfangen, wo es keine Denkmähler der Künste, sehr wenige öffentliche Vergnügungen und durchaus keinen gesellschaftlichen Umgang giebt? Alle Familien leben daselbst für sich und von allen andern abgesondert. Auch darf man sich hierüber gar nicht wundern,

dern, denn ein von Geschäften freier Geist, der sich bloß zu zerstreuen und zu belustigen sucht, und durch den allein die gesellschaftlichen Verbindungen angeknüpft und unterhalten werden können, verträgt sich durchaus nicht mit dem Handelsgeiste, der beständig auf einen Gegenstand gerichtet ist, und der mit aller Kraft nur dem einzigen Ziele, das er sich vorgesteckt hat, entgegeneilt. Ueberall wo das Streben nach Gewinn herrschend ist, kann der Geschmack an gesellschaftlichem Umgang unmöglich sehr groß seyn. Daher wird in den Handelsstädten, ob sie gleich immer die reichsten und bevölkertsten sind, durchgängig die wenigste Geselligkeit gefunden.

Die Einwohner von Montpellier sehen sich einander selten anders als im Schauspielhause und in derjenigen öffentlichen Anstalt, die unter dem Namen des Lyceums bekannt ist. Diese ist aber bloß dem öffentlichen Vergnügen gewidmet, und darf mit den von der Regierung errichteten Lyceen, die zum öffentlichen Unterrichte dienen, nicht verwechselt werden. In dem Lyceum zu Montpellier wird den ganzen Winter hindurch regelmäßig einmal in jeder Woche ein großer Ball gegeben, vor welchem gewöhnlich ein Concert oder ein von einer Liebhaber-Gesellschaft aufgeführtes Schauspiel vorausgeht. Wenn sich die letztere zwei oder drei Stunden lang auf Kosten der Zuschauer belustigt hat, so werden so geschwind als möglich die Bänke und das Theater weggeschafft, und der Ball nimmt seinen Anfang. Die ganze Nacht hindurch treibt man sich durch dieses Getümmel hin und her; man gesellt sich zusammen, um mit einander zu tanzen, und trennt sich wieder, ohne ein Wort mit einander gesprochen zu haben. Allein die Concerte, Schauspiele und Bälle sind nicht die einzigen Unterhaltungen, die diese Anstalt den Theilnehmern an derselben ge-

währt, sondern man findet auch täglich und zu jeder Stunde in den dazu gehörigen Zimmern alle möglichen Journale und Zeitungen, und eine nach dem Geschmack der Einwohner angelegte Bibliothek.

Die besuchtesten Spaziergänge von Montpellier sind die Esplanade, neben welcher die Citadelle steht, die Ludwig XIII. im Jahr 1622, nachdem er die Stadt den Protestanten entrissen hatte, erbauen ließ, und der Platz du Peyrou, der unstreitig die vorzüglichste Zierde der Stadt ausmacht. Er ist viel größer als die Esplanade, hat aber nicht wie diese den Vorzug, daß man durch den undurchdringlichsten Schatten zu jeder Stunde des Tages gegen die Strahlen der Sonne geschützt ist. Er bildet ein großes Viereck, das rings umher mit einer Brustlehne eingefaßt ist, und sich gegen das Feld zu in eine Terrasse endiget, von welcher man auf der einen Seite das Meer, und auf der andern eine unermeßliche Ebene übersieht, die in weiter Ferne von dem ewigen Schnee der Pyrenäen begränzt wird. Auf diesem Platze stand ehemals eine metallene Bildsäule zu Pferde von Ludwig XIV., und man hatte bei ihrer Errichtung die Idee, daß man sie nach und nach mit allen großen Männern, welche die Regierung dieses Monarchen verherrlicht und zum Ruhme der Nation beigetragen haben, umgeben wolle. Allein dieser Wunsch aller rechtlichen Franzosen wurde nicht erfüllt, sondern die Bildsäule Ludwigs XIV. wurde vielmehr von Menschen, die bloß kühn zu Verbrechen waren, umgestürzt. Man erzählte uns, daß sie den wiederholten Schlägen dieser schändlichen Rotte lange widerstanden habe, und daß, als sie endlich hätte fallen müssen, ihr Sturz ein so furchtbares Getöse verursacht habe, daß dieser verworfene Pöbel dadurch in Furcht und Schrecken wäre gesetzt worden, gleich als wenn in diesem Augenblick der beleidigte Schatten des großen Königs erschienen wäre, und diesen nichtswür-

digen Menschen ihr begangenes Bubenstück vorgeworfen hätte.

Der botanische Garten ist noch ein dritter sehr angenehmer Spaziergang; er scheint jedoch weniger zum Vergnügen bestimmt zu seyn, als um sich ernsten Betrachtungen in demselben zu überlassen. Eine darin befindliche Cypressenallee führt zu einem Gewölbe, in welchem der Sage nach die Asche der Narcissa, der angenommenen Tochter des berühmten Young ruhet. Da er kein Plätzchen für sie in geweihter Erde bekommen konnte, so soll er sie in der Dunkelheit der Nacht auf seinen Schultern hieher getragen und mit seinen eigenen väterlichen Händen begraben haben. Wie rührend bejammert er selbst dieses Unglück in der dritten Nacht seiner Nachtgedanken! —

Am 10ten Jänner reis'ten wir des Nachmittags von Montpellier ab. Da die Witterung außerordentlich schön war, stiegen wir, um den Anblick der Gegend desto besser genießen zu können, sogleich vor dem Thore der Stadt aus unserm Wagen. Im Anfang war das Land äußerst fruchtbar und die ganze Gegend heiter und freundlich; nachdem wir aber ungefähr eine Stunde gegangen waren, verschwanden die Weinberge, die blassen Olivenbäume und überhaupt jede Art von Cultur, und wir kamen in eine dürre Ebene, worin sich nur hin und wieder einzelne, mit Thymian, Lavendel und tausend andern aromatischen Pflanzen, die die Natur in diesem Klima in überschwänglicher Fülle hervorbringt, bedeckte Anhöhen befanden. Diese Wüste erstreckte sich auf unserer linken Seite, ungefähr zwei Stunden weit bis an das mittelländische Meer, dessen von einigen Schiffen durchschnittene Wellen den Horizont begränzten. In einiger Entfernung von dem Ufer sahen wir auf einer kleinen Insel die alte Kirche von Maguelone, die sich aus der Tiefe des Wassers empor zu heben schien. Die

Sonne, die sich eben in das Meer hinabsenken wollte, erleuchtete mit ihren letzten Strahlen diesen Haufen von Ruinen, unter welchen der unterrichtete Reisende vergebens die Spur einer ehemaligen, in einem hohen Grade blühend gewesenen Stadt sucht, die von Karl Martel einer kleinlichen Rache aufgeopfert worden ist *). Die Stadt ist nicht mehr vorhanden, und wenige Menschen wissen sogar, daß sie jemals existirt hat; allein jeder kennt die Liebesgeschichte Peters von Provence und der schönen Maguelone **); denn die von dem menschlichen Geist und Herzen errichteten Denkmähler übertreffen nicht nur an innern Vorzügen, sondern auch an Dauer die prächtigsten und dem Anschein nach unvergänglichen Monumente der Kunst. In dem Dörfchen Mireval hielten wir eine Weile an, weil daselbst zwei ungeheure viereckige, aber halb verfallene Thürme unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ein dasiger Bauer, der nicht ganz ohne Kenntniß der Geschichte zu seyn schien, versicherte uns, daß sie die Ueberbleibsel von einem Pallaste wären, den vor uralten Zeiten die Könige von Majorca bewohnt hätten. — Bald nachher stieg der Mond an dem ganz reinen, durchaus wolkenlosen Himmel empor. Bei seinem sanften Schimmer kamen wir durch Frontignan, das wegen seines vortrefflichen Muscat-Weines berühmt

*) Die Einwohner von Maguelone hatten den Saracenen ihren Hafen geöffnet; als hierauf Karl Martel die letztern bei Narbonne gänzlich besiegte, war die Zerstörung von Maguelone die nächste Folge dieser Niederlage. Die Einwohner, die aus ihrer Vaterstadt verjagt wurden, flüchteten sich auf eine benachbarte Anhöhe, von wo sie dieselbe noch erblicken konnten, und legten daselbst den Grund zu der jetzigen Stadt Montpellier. A. d. V.

**) Dieser berühmte kleine Roman ist ursprünglich von Bernhard von Trevier, einem Canonicus zu Maguelone, verfertigt. hierauf aber von Petrarch und späterhin von Rabelais umgearbeitet worden, bis endlich Hr. v. Tressan ihn auf's neue verjüngt und mit allen Grazien des Styls geschmückt hat. A. d. V.

ist. Dieses kleine Städtchen ist auf allen Seiten mit Sümpfen und Morästen umringt und durch die schädlichen Dünste, die davon aufsteigen, wird fast beständig in der ganzen Gegend ein viertägiges Fieber unterhalten, das äußerst hartnäckig und schwer zu curiren ist.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit in Cette an, um uns zum Abendessen nieder zu setzen; dieses bestand hauptsächlich aus sehr großen Austern, einer schönen Sohle, einigen andern Seefischen und einem Lubin, einer Art von Barschen, die zwischen zwei bis funfzehn Pfund schwer und von den Makrelen nicht sehr verschieden sind. Das Fleisch dieses Fisches, der in den benachbarten Teichen in großer Menge gefangen wird, hat einen vorzüglich guten Geschmack.

Die Stadt Cette liegt auf einer mit Weinbergen bedeckten Anhöhe, nahe an dem Ufer des Meeres; sie besteht beinahe bloß aus einer einzigen Straße, und hat demungeachtet über 9000 Einwohner, wovon sich der bei weitem größte Theil vom Fischfange und von Dienstleistungen bei den ankommenden und abgehenden Schiffen nährt. Die dasige Luft ist die gesundeste, die man irgendwo finden kann; daher haben auch fast alle Kaufleute von Montpellier Häuser daselbst, in denen sie sich einen Theil des Jahres hindurch aufhalten, um selbst die Aufsicht über die Einschiffung ihrer Waaren zu führen *) Dies ist der einzige Punkt, den man an der Küste des mittelländischen Meeres, zwischen den Pyrenäen und der Rhone, hat auffinden können, um

*) Die Stadt Cette kann für den eigentlichen Hafen von Montpellier angesehen werden; jedoch machen auch mehrere dasige Häuser sehr ansehnliche Geschäfte auf eigene Rechnung, und vorzüglich mit Wein und Branntwein, der nach dem Norden verschickt wird. In guten Jahren wurden ehedem zwei- bis dreihundert große Schiffsladungen von Wein und Branntwein ausgeführt, und es ist hierbei bemerkenswerth, daß daselbst alle Fässer von Kastanienholz gemacht werden, wovon es in den nahe gelegenen Cevennen unermeßlich große Waldungen giebt. A. d. Ueb.

den grössern Fahrzeugen einen sichern Zufluchtsort zu verschaffen. Der dasige Hafen wird durch zwei grosse Wehrdämme gebildet, wovon der eine gegen Abend an dem Berge aufliegt, der andere aber an der Nordseite auf der Küste, und die beide mit einander ein Winkelmaaß bilden, an dem der Winkel zum Einlaufen der Schiffe offen steht. Das Wasser in diesem Hafen ist 18 bis 20 Fuß tief, und steht mit dem See Thau vermittelst eines Kanals in Verbindung, an dessen beiden Ufern eine große Menge von Werkstätten und Magazinen errichtet ist. Durch die auf der Anhöhe gelegene Citadelle, so wie durch die beiden Forts, wird der Hafen gegen jeden Angriff eines Feindes gesichert.

Ludwig XIV. ist der Erbauer von Cette. Um die neue Stadt desto schneller zu bevölkern, erlaubte er im Jahr 1673 allen Privatpersonen, sich daselbst niederzulassen, und ganz ohne Zoll und irgend eine andere Abgabe mit allen Arten von Waaren und Producten Handel zu treiben. Vor dieser Epoche war der Berg, der die Stadt beherrscht, eine Art von Insel gewesen, die zwar angebaut, aber nicht bewohnt war. Sie wurde durch einen Teich, den man in gewissen Jahreszeiten durchwaten konnte, von Frontignan getrennt; allein diese Furth war nicht nur unsicher und zuweilen gefährlich, sondern es war auch ein so weiter Weg dahin, daß die Landleute, die jeden Abend wieder nach Hause zurückkehren mußten, außerordentlich viele Zeit dabei verloren. Um nun diesem Uebel abzuhelfen, erhielt Riquet, der sich eben damals durch eine andere Unternehmung unsterblichen Ruhm erwarb, von der Regierung den Auftrag, einen Damm durch den See von Frontignan aufzuführen. Er brachte auch dieses Werk durch Schleusen, die er zum Abfluß des Wassers anlegte, in kurzer Zeit zu Stande, und als er dadurch eine in jeder Jahreszeit leichte und sichere Communication zwischen dem festen Lande und dem Berge von

Cette hergestellt hatte, legte er auch noch die letzte Hand an den Hafen, dessen Anlegung ebenfalls seinen Talenten anvertraut worden war. Dieses so äußerst nützliche Werk gereicht ihm und seinem Monarchen zum unsterblichen Ruhm.

Von hier setzten wir unsere Reise auf einem Kauffartheischiffe fort, dessen Abfahrt wir benutzten, um auf demselben an das jenseitige Ufer des Sees Thau zu gelangen. Bei dem günstigen Winde, der in unsere Seegel blies, befanden wir uns bald in der Mitte dieses großen Wasserbeckens, in welches sich der königliche Kanal von Languedoc ergießt, und worin er noch vermittelst zweier Dämme, die sein Bett bezeichnen, und zu gleicher Zeit vortreffliche Wege zum Schiffsziehen sind, eine Strecke weit fortläuft. Die Fahrt auf diesem See ist zuweilen sehr gefährlich, und unser Patron erzählte uns, daß vor einigen Jahren zweihundert Personen, die am Ludwigstag am andern Ufer des Sees einem ländlichen Feste beigewohnt hätten, Abends auf der Rückfahrt von einem Sturme überfallen worden, und sämmtlich mit dem Schiffe untergegangen wären.

Als wir die Höhe von Balarue erreicht hatten, über dessen mineralische Quellen von den Gelehrten so viel gestritten worden ist, überzog sich der Himmel mit schwarzen Wolken, und es trat eine vollkommene Windstille ein. Wir kamen so äußerst langsam vom Flecke, daß wir unsere Ungeduld kaum mehr zu bekämpfen vermochten. Endlich, nach drei höchst langweiligen Stunden, langten wir zu Marseillan an. Hier erquickten wir uns mit einigen Gläsern weißen Weins, der den Namen Piccadan führt, und sehr lieblich ist, aber denen von Lünel und Frontignan an Güte bei weitem nicht gleich kommt. Hierauf packten wir unsern Mantelsack auf einen Esel und folgten diesem zu

Fuße bis nach Agde, das noch über eine gute Stunde entfernt ist, nach.

Diese kleine Stadt, die eine alte Colonie von Marseille ist, liegt in einer Ebene an dem linken Ufer des Flusses Eraut, nicht weit von der Mündung desselben, und seine mit großen runden oder viereckigen Thürmen besetzten Mauern geben ihr das Ansehen eines Gefängnisses. Der alte bischöfliche Pallast ist das einzige Gebäude, das daselbst gesehen zu werden verdient. Die Einwohner beschäftigen sich theils mit dem Fischfang, theils mit der Fabrication des Grünspans, theils mit der Destillation des Weines. Ueberdies ist aber auch Agde der Stapelort der Puzzolanerde *), die zu den Arbeiten am Kanal von Civita-Vecchia herbeigeholt wird, so wie auch für einen großen Theil von allen Producten, die aus Languedoc nach der Provence, und aus der Provence nach Languedoc geschickt werden. Der Hafen wird durch den Fluß Eraut gebildet, der sich auf der Westseite des Forts Brescou in eine Bucht des mittelländischen Meeres ergießt; es können nur kleine Fahrzeuge in denselben einlaufen, weil den größern die Einfahrt durch eine vorliegende Sandbank versperrt wird, die man schon zu wiederholten Malen, aber vergebens, wegzuschaffen gesucht hat. Der Fluß ist von der Stadt an bis an's Meer auf beiten Seiten mit schönen Kais eingefaßt und hat eine Breite von ungefähr funfzig Toisen.

In der Nähe von Agde befindet sich ein Meisterstück der Kunst, das die Bewunderung der Kenner verdient; dies ist die sogenannte runde Schleuse. Der Kanal von Languedoc, der von dem Flusse Orbe sich in den Fluß Eraut herabzieht, könnte nämlich bei dem

*) Dies ist der Name einer rothen Erde, die im Neapolitanischen bei der Stadt Pozzuolo gefunden wird, und, wenn man sie unter den Kalk mischet, einen im Wasser vorzüglich dauerhaften Mörtel giebt. A. d. V.

letztern durch eine gewöhnliche Schleuse endigen, wenn nicht ein besonderer Umstand einträte, um dessen willen man die Form derselben hat abändern müssen. Eine Schleuse, die auf dem Fluß zum Besten der Mühlen in der Stadt angebracht ist, giebt seinem Laufe zwei ganz verschiedene Fälle; außerdem ist aber auch derjenige Theil des Kanals, der sich oberhalb der runden Schleuse befindet, gemeiniglich viel niedriger, als der obere Theil des Flusses, und man mußte daher auf ein Mittel bedacht seyn, diese drei verschiedenen Abtheilungen immer mit hinlänglichem Wasser zu versehen. Zu diesem Zwecke ist daher die runde Schleuse erbauet worden, die neunzig Fuß im Durchmesser und sechszehn in der Tiefe enthält. Das Wasser theilt sich darin in drei Arme, wovon sich der eine nach Beziers zu erstreckt, der andere sich oberhalb der angeführten Mühlenschleuse, und der dritte unterhalb derselben in den Eraut ergießt. Durch jeden der beiden letztern wird eine besondere Verbindung des Kanals mit dem mittelländischen Meere hervorgebracht. Durch diese Vorkehrung wurde eines der schwierigsten und wichtigsten Probleme der Hydraulik glücklich gelös't.

Beschreibung des Kanals von Languedoc. — Beziers. — Der Malpas, oder der durchbrochene Berg. — Capestan. — Der Teich von Marseillette. — Carcassonne. — Castelnaudary. — Großes Wasserbehältniß zu St. Ferriol.

Den 16ten um vier Uhr des Morgens setzten wir in einer Fähre über den Eraut, und nachdem wir eine Viertelstunde bei'm Schein der Sterne, oder vielmehr bei dem einer großen Laterne, die ein Schiffer vor uns hertrug, fortgegangen waren, kamen wir zu der Post-Barke, die eben im Begriff war abzufahren.

Wir fanden unsere künftigen Reisegefährten in derselben um eine mit fast ganz erloschenen Kohlen angefüllte Wärmpfanne herumsitzen; eine von der Decke herabhängende düstere Lampe warf einen schwankenden, unstäten Schimmer auf ihre Gesichter, so daß man die Züge derselben unmöglich erkennen konnte. Wir versparten daher diese nähere Bekanntschaft auf den Anbruch des Tages, und als er endlich erschien, so trat folgendes Gemälde vor unseren Augen. Gegen mir über saß ein junger Kaufmann aus Montpellier, dem sein Vergnügen mehr am Herzen lag als seine Geschäfte; neben ihm rauchte ein siebzigjähriger Wollüstling seine Pfeife, und rühmte sich dabei seiner Heldenthaten mit der ganzen Unverschämtheit des Lasters; in einem Winkel saß eine arme Nonne, die wahrscheinlich mit Gewalt aus ihrer Einsamkeit weggerissen worden war. Sie entzog sich, so viel sie vermogte, allen weltlichen Blicken, und ihre schüchterne Bescheidenheit würde auch den gefühllosesten Menschen gerührt haben; nur allein der Greis beschimpfte seine grauen Haare und schämte sich nicht, sich neben sie zu setzen, und ihre keuschen Ohren durch die unanständigsten Reden zu beleidigen. Man muß in der That ein von Grund aus verdorbenes und im Laster verhärtetes Herz haben, wenn man es über sich gewinnen kann, einen unglücklichen Menschen zu betrüben, und der schüchternen Tugend unanständig zu begegnen!

Als die Sonne alle Schatten der Nacht gänzlich vertrieben hatte, stiegen wir auf das Verdeck, um die umliegende Gegend zu besehen; wir fanden jedoch keine interessanten Gegenstände, denn die Ufer des Kanals sind hier sehr einförmig, und nichts weniger als anmuthig. Auf dem einen Ufer liefen zwei Pferde, die uns mit ziemlicher Geschwindigkeit fortzogen.

Es dauerte nicht lange, so kamen wir an eine Schleuse. Unsere Barke fuhr gegen ein Thor an, das

auf diesen Stoß sogleich nachgab; die zwei Flügelthüren desselben öffneten sich, um uns hineinfahren zu lassen; alsdann aber thaten sie sich sogleich wieder zu, und schlossen uns in ein Becken von elliptischer Form, zwischen zwei hohen Mauern von gehauenen Quadersteinen, ein. Jenseits desselben zeigte sich wieder ein ähnliches Thor; wir hatten aber eine Höhe von fünf Fuß vor uns, auf die wir hinauf mußten, um unsere Reise weiter fortzusetzen. Schon hatten aber die bestellten Schleusenwächter die Schutzbretter aufgezogen, das Wasser stürzte mit tobendem Ungestüm aus allen diesen Oeffnungen heraus, und schlug schäumend gegen die Mauern an. Nach und nach füllte sich das Becken, die Barke hob sich in die Höhe, stieg immer höher und höher, und stand endlich in gleicher Höhe mit dem Kanal. Nunmehr öffnete sich das Thor, und unsere Barke, die ein dem Anschein nach ganz unübersteigliches Hinderniß glücklich besiegt hatte, setzte triumphirend und mit großer Geschwindigkeit ihren Lauf fort.

Alle Schleusen des Kanals haben einen besondern Namen, durch den sie von einander unterschieden werden; diejenige, die wir eben zurückgelegt hatten, hieß Portiragnes. Einige hundert Ruthen, ehe wir zu derselben gelangten, hatten wir einen Bergstrom, der in dem schwerzen Gebirge entspringt, quer durch den Kanal fließen sehen. Der Libron, denn dieß ist sein Name, hat Veranlassung zu einer so sonderbaren Erfindung gegeben, daß ich nothwendig einige Worte darüber sagen muß. Drei Viertheile des Jahres hindurch ist er fast ganz trocken; zuweilen aber schwillt er durch starke Regengüsse oder das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen plötzlich an, und führt alsdann eine außerordentliche Menge von Sand und Lehm mit sich, wodurch ehemals das Bett des Kanals

verstopft, und häufig ein sehr kostspieliges Ausputzen verursacht wurde. Um nun diesem Uebel abzuhelfen, wurde dem Bache ein künstliches Bett angewiesen, indem man quer durch den Kanal eine Art von Flöße mit Erhöhungen anlegte, wodurch nunmehr das Wasser des Librons verhindert wird, sich mit dem des Kanals zu vermischen. Wenn er sich alsdann wieder in seinem natürlichen, d. h. fast trockenem Zustande befindet, so wird die Flöße weggenommen, und die Fahrt auf dem Kanal geht wieder ungehindert ihren Gang fort.

Eine Viertelstunde von Beziers verließen wir unsere Barke, und begaben uns zu Fuß in diese Stadt. Sie liegt auf einer Anhöhe, von der man ein sehr fruchtbares, von der Orbe bewässertes Thal übersieht, und war ehemals eine römische Colonie. Es befanden sich zwei Tempel daselbst, die aber schon von den Gothen zerstört worden sind. Im Jahr 737 vertrieb Karl Martel die Saracenen aus derselben, und zerstörte sie von Grund aus, damit diese furchtbaren Feinde sich in Zukunft nicht mehr darin festsetzen könnten. Heut zu Tage ist sie bloß durch ihre äußerst reizende Lage, die eine der schönsten in ganz Frankreich ist, und durch mehrere ausgezeichnete Männer, die sie hervorgebracht hat, berühmt. Die oberste Stelle unter diesen letztern nimmt unstreitig der Erbauer des Kanals von Languedoc, Peter Paul Riquet von Bonrepos, ein. Für den großen Dienst, den er seinem Vaterlande erzeigt hat, werden ihm seine Landsleute ewig dankbar seyn. Während der Volks-Anarchie hat man zwar seine Nachkommen des Vermögens beraubt, das er ihnen hinterlassen hatte, und das um so viel heiliger und unverletzbarer hätte seyn sollen, da er es bloß durch Genie und große Verdienste erworben hatte; allein wenn man ihnen auch die Güter ihres Ahnherrn entrissen hat, so war man doch nicht im Stande, seinen Ruhm

zu schmälern, und noch die späteste Nachwelt wird ihm die verdiente Dankbarkeit zollen. *)

Gegen Beziers über fällt der Kanal in den Fluß Orbe, mit dem er ungefähr eine Viertelstunde weit fortfließt. Diese kurze Strecke ist eine von denjenigen, die der Anlegung des Kanals und der Fahrt auf demselben die meisten Schwierigkeiten in den Weg gelegt hat. Das Bett des Flusses war nämlich ungleich, veränderlich, und gar nicht tief; man hat ihm daher erst feste Ufer geben und das Wasser in demselben vermittelst eines Dammweges erhöhen müssen. Die Wirkung dieser Vorkehrung kann man jedoch zur Zeit von Ueberschwemmungen nach Willkühr vermehren oder einschränken.

Die Fahrt auf dem Kanal hat die große Annehmlichkeit, daß man sich, wo man will, ohne den geringsten Nachtheil aufhalten kann, denn man darf sicher darauf rechnen, daß man den andern Morgen um die nämliche Stunde dieselbige Gelegenheit, die man den Tag vorher gehabt hat, wieder finden wird. Wir setzten unterhalb Beziers über die Orbe und gingen zu Fuß bis zu einer neuen Postbarke, die wir auf einer benachbarten Anhöhe antrafen. Um aber auf diese zu gelangen, muß man hinter einander acht Schleusen zurücklegen, die gleichsam die Stufen sind, auf denen man die Anhöhe ersteigt. An allen solchen Stellen, wo sich mehrere solcher Schleusen hinter einander be-

*) Die dreizehn Millionen Livres, die der Kanal gekostet hat, wurden theils von dem Könige, theils von den Ständen von Languedoc hergegeben, und als er vollendet war, schenkte ihn der König dem Erfinder und Erbauer desselben. Riquet erhielt das völlige Eigenthum über denselben mit aller Gerichtsbarkeit und allen Einkünften, und nach seinem Absterben sollte er auf seine männliche Nachkommenschaft forterben, so daß er erst, wenn diese aussterben würde, an die Krone zurückfallen sollte. Die Nachkommen von Riquet, die durch die Revolution ihres so wohl erworbenen Erbtheils auf eine so schändliche Art beraubt wurden, sind die Grafen von Caraman. A. d. Ueb.

finden, pflegen die Reisenden, um nicht zu viele Zeit zu verlieren, gewöhnlich auszusteigen, und sich jenseits derselben in eine andere Barke zu setzen, deren auf dem ganzen Kanal beständig vier und dreißig bereit seyn müssen. Es versteht sich jedoch von selbst, daß dies von dem freien Willen der Reisenden abhängt, und von den Waaren und Gütern hierbei nicht die Rede ist.

Es war gerade Mittag, als wir uns wieder einschifften; eine Stunde nachher bot sich unsern Augen ein neues erstaunungswürdiges Schauspiel dar, nämlich der sogenannte Malpas, oder durchbrochene Berg. Dieser hundert und zwanzig Toisen lange, unter einem ausgewölbten Berge hinlaufende Weg, ist ein äußerst kühnes Werk. Ueber dem Kanale liegt eine ungeheuere Masse von Felsen, die mit ein wenig Erde bedeckt ist, in welcher Weinstöcke und Olivenbäume wachsen; auf beiden Seiten des Kanals laufen Fußwege hin, auf die jedoch keine Pferde kommen können, und wo daher die Barken von Menschenhänden müssen fortgezogen werden. Diese unterirdische Durchfahrt macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Seele des Reisenden und sein Erstaunen wird noch dadurch vermehrt, daß an der nämlichen Stelle, in einer mehr als funfzig Fuß betragenden Tiefe, noch ein anderer Kanal hinläuft, der unter Heinrich IV. angelegt worden ist, um den benachbarten Teich von Montady auszutrocknen. Die beiden Kanäle durchkreuzen sich, und in dem Fußwege des obern Kanals ist ein Brunnen angebracht, durch welchen man in dem untern Kanal das Wasser fließen sieht.

Vielleicht hätte Riquet einen Theil der Summen, die auf die Durchbrechung des Malpas und auf die Anlegung der acht oben genannten Schleusen verwendet werden mußten, ersparen können, wenn er dem Kanal eine andere Richtung gegeben hätte; allein es

war eine sehr verzeihliche Schwäche von ihm, daß er ihn dicht vor den Mauern seiner Vaterstadt vorbeiführen, und dadurch seine sämmtlichen Mitbürger zu Zeugen seines Triumphes machen wollte.

Zwei Stunden weiter hin formirt der Kanal eine länglicht krumme Linie, um einer mit Teichen bedeckten Ebene auszuweichen. Wir verließen hier die Barke, schlugen einen weit kürzern Weg ein, und kamen durch das Dorf Capestan, dem seine antiken Wälle den täuschenden Anschein einer Stadt geben. Jenseits desselben gingen wir noch eine gute Stunde fort, ohne den Kanal wieder zu Gesicht zu bekommen, und schon glaubten wir uns verirrt zu haben, als wir endlich gewahr wurden, daß wir nur durch ein hohes Ufer, das uns seinen Anblick entzog, davon getrennt waren. Nun kamen wir aber in eine noch weit größere Verlegenheit: denn es entstand die Frage, ob unsere Barke schon vorüber wäre oder nicht? Dies veranlaßte einen großen Streit zwischen meinen Reisegefährten; ich selbst war aber fest überzeugt, daß sie noch hinter uns zurück wäre, und ging daher mit langsamen Schritten immer an dem Ufer fort. Bald hernach kam ich an eine Brücke, wo ich, durch das Geländer derselben und durch ein benachbartes Haus gegen den Wind geschützt, mich der wohlthätigen Strahlen der untergehenden Sonne erfreuen konnte. Ich setzte mich daher auf einen Erdhügel nieder und erwartete ruhig die Ankunft der Barke. Die Brücke war mit der Jahrszahl 1684 bezeichnet, und ich sah an derselben mit bekümmertem Herzen zerschlagene Lilien und eine verstümmelte Krone; unwillkührlich füllten sich bei dieser traurigen Rückerinnerung meine Augen mit Thränen!

Es fing schon an Abend zu werden, als die Barke ankam. Nach einem kurzen Wege fuhren wir auf einer prächtigen Wasserleitung über das kleine Flüßchen Cesse. Solcher Wasserleitungen befinden sich sieben

und dreißig in dem Kanal, durch welche man alle kleine Flüsse und Bäche, die demselben schädlich werden könnten, unter ihm weggeleitet hat.

Die Nacht brachten wir in dem sogenannten Somail zu, einem einzeln stehenden Gasthofe, der absichtlich für die Reisenden auf dem Kanal erbaut worden ist. Am andern Morgen waren wir schon vor fünf Uhr wieder in unserer Barke, und sehnten uns nach dem Augenblick, wo die Sonne uns von dem düstern Schimmer unserer Lampe befreien würde. Sie ging endlich hinter dunkeln Wolken auf, deren Saum sie mit ihren Strahlen vergoldete; bald aber erschien sie in ihrem ganzen Glanze und zeigte uns ein eben so prächtiges als ganz unerwartetes Schauspiel. Die vordere Gebirgskette der östlichen Pyrenäen lag nämlich weit ausgebreitet vor uns, und ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel wurden auf das herrlichste von der Sonne erleuchtet. Ich hatte diese Berge schon in meiner frühern Jugend durchreis't und sah sie jetzt mit all' dem Vergnügen wieder, das man bei dem unerwarteten Wiedersehen eines alten Freundes zu genießen pflegt.

Nachmittags gingen wir der Bewegung wegen einige Stunden weit am Ufer des Kanals zu Fuße fort; auch wollten wir bei dieser Gelegenheit den Teich von Marseillotte besehen, dessen Austrocknung schon zu verschiedenen Malen unternommen und wieder aufgegeben worden ist. In diesem Augenblick wird ein neuer Versuch damit gemacht; man erweitert deshalb durch Ausgraben auch die Wasserleitung de l'Eguille, die unter dem Kanal hingeht, damit das Wasser des Teiches einen ganz freien und ungehinderten Ablauf bekommen, und sich in den Fluß Aude ergießen soll. Zweitausend Arbeitsleute sind täglich mit dieser Unternehmung beschäftigt. Wenn sie glücklich durchgeführt wird, wie man gegenwärtig alle Ursache zu hoffen hat,

so

so wird ein nicht zu berechnender Vortheil für den Ackerbau daraus entstehen; denn das ganze, unabsehbar grosse, kesselförmige Thal, das bisher durchaus unfruchtbar und durch seine pestilenzialischen Ausdünstungen der Gesundheit höchst nachtheilig gewesen ist, wird alsdann in kurzer Zeit in eine fruchtbare, gesunde, mit reichen Getreidefeldern und wohlhabenden Dörfern bedeckte Ebene verwandelt seyn. In dieser angenehmen Hoffnung stiegen wir wieder in unsere Barke und brachten die Nacht in dem Dorfe Trebes zu.

Den andern Morgen, am 19ten, machten wir einen kleinen Umweg, um die Stadt Carcassonne zu sehen. Als der Kanal von Languedoc angelegt wurde, that man den Einwohnern dieser Stadt den Vorschlag, daß man denselben dicht an ihren Mauern hinführen wollte, wenn sie sich zur Bezahlung einer verhältnißmäßigen Summe zu den Kosten desselben verstehen würden. Allein das Privatinteresse wußte auch hier, wie es nur allzu häufig der Fall ist, das allgemeine Beste zu verhindern. Die Einwohner lehnten den Antrag ab, und der Kanal wurde durch ein benachbartes Thal geführt. Dort traf er den Fluß Fresquel an, mit dem er sich vermischte; allein diese Vermischung hatte alle die nachtheiligen Folgen, die immer unvermeidlich sind, wenn Flüsse mit Kanälen verbunden werden; denn die erstern müssen nothwendig bei ihrem Anschwellen die Fahrt auf den letztern eine längere oder kürzere Zeit hindurch unterbrechen, und auch außerdem noch das Bett derselben mit Sand verschlemmen. Beide Nachtheile haben bei dem Fresquel in einem auffallenden Grade statt; denn sein trübes leimenhaltiges Wasser fließt nicht nur durch ein tiefliegendes, wohlangebautes Thal hindurch, sondern auch durch ein Land, wo es sehr häufig regnet, und wo er folglich oft anschwillt. Der Nachtheil, der bisher für den Kanal daraus entstanden ist, war äußerst beträchtlich,

und es würde daher, um demselben abzuhelfen, im Jahr 1786 ein Plan entworfen, dessen Ausführung sowohl für den Kanal als für den Handel von Carcassonne sehr vortheilhaft seyn mußte. Auch wurde die Arbeit sogleich angefangen; allein unglücklicherweise trat bald nachher die Revolution ein, wodurch sie wieder unterbrochen wurde. Vor ungefähr sechs Jahren hat man sie jedoch auf's neue wieder angefangen, und zwar mit einer solchen Thätigkeit, daß daß ganze Werk wahrscheinlich in kurzer Zeit vollendet seyn wird. Der Kanal soll seinen jetzigen Lauf verlassen, und dicht bei Carcassonne vorbei fließen, wo man auch schon wirklich eine Art von Hafen angelegt hat. Der Fresquel wird ein anderes Bett bekommen und den Kanal unter einer Wasserleitung, an welcher in diesem Augenblick ebenfalls schon gearbeitet wird, senkrecht durchschneiden. Da jedoch dieser Fluß zur Unterhaltung des Kanals durchaus nothwendig ist, so wird man so viel Wasser von demselben, als man braucht, vermittelst eines Dammes beibehalten, der in diagonaler Richtung in seinem Bette aufgeführt werden soll, und durch welchen man sein Wasser bis zur Höhe des Kanals empor heben will.

Carcassonne ist in die obere und untere Stadt eingetheilt, welche beide durch den Fluß Aude von einander getrennt werden. Die erstere liegt auf einem Felsen, ist mit zerfallenen Mauern und alten Thürmen umgeben, die zu nichts mehr dienen als zu Höhlen und Schlupfwinkeln für alle Arten von Nachtvögeln, und stellt ein trauriges Bild von Armuth und Entvölkerung dar. In ihren engen, krummen und menschenleeren Straßen glaubt man unter Ruinen hinzuwandeln, und man irrt sich auch wirklich nicht ganz. Die untere Stadt hingegen, die in der Ebene liegt und ringsumher mit einigen wenigen Festungswerken und vorzüglich schönen Spaziergängen umgeben ist, ge-

währt unmittelbar neben dem Bilde der Vergänglichkeit und des Todes, den Anblick der rastlosesten Thätigkeit und des wirksamsten Lebens. Es werden daselbst sehr viele schöne und feine Tücher verfertigt, die grösstentheils alle nach der Levante verschickt werden.

Wir hielten uns nur einen einzigen Tag zu Carcassonne auf, und schifften uns alsdann wieder ein, um nach Castelnaudary zu fahren. Seit unserer Abreise von Agde hatten wir immer einen reinen, hellen Himmel und eine warme Witterung gehabt, allein nunmehr verloren wir beides; denn schwarze Wolken thürmten sich über uns zusammen, und ließen von Zeit zu Zeit kalte Regengüsse auf uns herabfallen. Wir konnten nun nicht mehr auf dem Verdeck bleiben, sondern mußten uns insgesammt in das Innere der Barke flüchten, wo alle Oeffnungen sorgfältig verschlossen wurden, um uns nur einigermaßen gegen die Kälte und Nässe zu schützen. Dagegen hatten wir aber zwei andere Feinde zu bekämpfen, die Langeweile und ihre gewöhnliche Begleiterin, die übele Laune.

Gegen vier Uhr Nachmittags liefen wir endlich in ein zirkelförmiges Becken ein, über welchem sich die Stadt Castelnaudary in Form eines Amphitheaters erhebt. Die Bevölkerung derselben beläuft sich auf sieben= bis achttausend Seelen. Sie hat ein sehr gutes Schiffswerft, woselbst die Barken für den Kanal erbaut werden, und einen sehr ansehnlichen Markt für Getreide aller Art, das die benachbarten Ebenen in außerordentlicher Menge hervorbringen. In der Gegend dieser Stadt, am Ufer des Fresquel, wurde im Jahr 1632 die Schlacht geliefert, in welcher der unglückliche Herzog von Montmorency gefangen genommen wurde, und seine unkluge Empörung gegen einen damals allmächtigen Minister mit dem Kopfe bezahlen mußte.

Das schlechte Wetter und der Wunsch, eine höchst interessante Nebenreise zu machen, veranlaßten uns, den ganzen folgenden Tag in Castelnaudary zuzubringen. Wir wurden jedoch in unserer Hoffnung, daß sich unterdessen das Wetter ändern sollte, getäuscht, und da wir nicht länger unthätig warten wollten, so mietheten wir uns Pferde, nahmen einen Wegweiser, und machten uns troß des immer fortdauernden Regens auf den Weg, um das große Wasserbehältniß zu Saint-Ferriol, in der Nähe von Revel, ungefähr drei Stunden von Castelnaudary, zu besehen. Dies ist ein so außerordentlich wichtiges Werk, daß ich nicht umhin kann, meinen Lesern eine kurze Beschreibung davon mitzutheilen.

Der Berg, den man in Languedoc unter dem Namen des schwarzen Gebirges kennt, ist ein Arm von der westlichen Kette der Gebirge von Vivarois; in der Gegend von Revel nimmt derselbe ein Ende, und es entspringen daselbst in einem Halbzirkel von einem nicht sehr großen Umfange mehrere Flüsse und Bäche. Hier hat man nun, um das jederzeit zur Fahrt auf dem Kanal erforderliche Wasser in Einen Punkt zu sammeln, das große Wasserbehältniß von St. Ferriol, eins der größten, schönsten und bewundernswürdigsten Werke der Kunst angelegt.

Wenn dieses Wasserbecken voll ist, so hat es die Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks; ein sehr starker Damm macht die schmale Seite desselben aus, und verschließt das Thal von Laudot; auf der linken Seite befindet sich ein hoher, mit Wäldern bedeckter Berg, aus welchem beständig die wasserreichsten Quellen herausfließen; die Anhöhe auf der entgegengesetzten Seite ist nicht beträchtlich, und ragt nicht viel über die Oberfläche des Behältnisses empor. Die Länge des letztern beträgt 800 Toisen, seine Breite in der Nähe des Dammes 400 Toisen, und seine größte Tiefe 99 Fuß. Eine

dabei befindliche Pyramide, die mit dem Nilometer der Egyptier verglichen werden kann, zeigt immer den Grad des Steigens oder Fallens des Wassers an.

Der Damm, der das Thal von Laudot verschließt, besteht aus drei parallel laufenden Mauern, die gleich weit von einander entfernt und auf dem Felsen selbst aufgeführt sind; sie sind alle drei 24 Fuß dick, und die in der Mitte hat eine Höhe von 100 Fuß. Zwischen dieser dreifachen Mauer befinden sich zwei hohe gewölbte Gänge, die durch einen ebenfalls gewölbten Durchgang durch die große mittlere Mauer, der durch ein starkes eisernes Thor verschlossen wird, mit einander in Verbindung stehen. Dieser Damm muß beständig eine Wassermasse von 99 Fuß Höhe tragen, die durch einen an der äußersten Spitze desselben angebrachten Abfluß immerfort auf diesem Standpunkte erhalten wird.

Wenn das Behältniß ausgeleert werden soll, so wird vorerst das eine Schutzbrett aufgezogen, und hierdurch fällt das Wasser um 6 Fuß unter die Oberfläche des Behältnisses herab. Hierauf wird ein zweites Schutzbrett aufgezogen, und nunmehr fällt das Wasser um 17 Fuß. Es bleibt aber hierbei immer noch eine Höhe von 76 Fuß übrig; nun begreift man aber wohl, daß der Druck einer solchen ungeheuren Wassersäule viel zu stark für ein einziges in der Tiefe derselben angebrachtes Schutzbrett seyn würde, und man hat deshalb an seiner Statt in der äußern Mauer drei große Röhren von gegossenem Eisen angebracht, die 9 Zoll im Durchmesser stark sind, und mit eisernen Hähnen geöffnet und verschlossen werden. Diese Röhren befinden sich in einer Tiefe von 70 Fuß, und man kann durch die gewölbten Gänge, und vermittelst des Durchganges durch die mittlere Mauer bis zu denselben hingelangen. Die Hähne derselben werden vermittelst einer eisernen Stange auf- und zugeschroben,

und können, so gewaltsam und mit so großem Geräusch sich auch das Wasser durch dieselben ergießt, sechs Wochen bis zwei Monate hinter einander offen stehen, ohne daß sich die 70 Fuß hohe Wassermasse aus dem großen Behältnisse gänzlich verliert.

Die 6 Fuß Wasser, die nach gänzlichem Ablauf desselben noch auf dem Boden zurückbleiben, sind zum Reinigen des Behältnisses und zum Ausführen des Schlammes, der sich das ganze Jahr hindurch darin niedersetzt, schlechterdings nothwendig. Gewöhnlich geschieht diese Operation zu Ende des Decembers, und es gehören sechs Wochen dazu, um nach vollendeter Reinigung das Behältniß wieder anzufüllen.

Wir waren so glücklich, daß gerade als wir dahin kamen, das Wasser in dem Behältnisse ganz abgelaufen war, und wir also alle Theile dieses bewundernswürdigen Werkes auf das genaueste besehen konnten. Wir gingen durch alle oben angeführten gewölbten Gänge hindurch, wobei ein Führer mit einer Pechfackel vor uns herging. Da wir in einer Reihe hinter einander gehen mußten, so hatte dieser langsame Gang etwas außerordentlich Feierliches, und dieses wurde noch durch die tiefe Dunkelheit, die uns umringte, und die durch den matten Schimmer unserer Fackeln nur schwach erleuchtet werden konnte, beträchtlich vermehrt. Bei der Todesstille, die uns umgab, und die nur durch ein furchtbar schallendes Echo unterbrochen wurde, glaubten wir in der Unterwelt herumzuwandeln. Die Mauern waren mit Feuchtigkeit überzogen, und schienen von unten bis oben mit Diamanten bedeckt zu seyn. Die ganze Scene machte den lebhaftesten Eindruck auf uns, und unsere aufgeregte Imagination kam noch der Wirklichkeit zu Hülfe, um uns mit den schaudervollsten Gedanken zu erfüllen.

Fortsetzung. — Naurouse. — Kanal von Brienne. — Toulouse.

Die Pyrenäen, diese natürliche Gränze zwischen Spanien und Frankreich, bilden eine Landenge zwischen den Meerbusen von Lion *) und von Gascogne. Aus diesen Gebirgen entspringen zwei Hauptflüsse, wovon sich der eine in den Ocean und der andere in das mittelländische Meer ergießt. So verschieden auch der Lauf derselben ist, so nähern sie sich einander doch in einiger Entfernung von ihren Quellen, bis auf den geringen Zwischenraum von vierzehn Stunden. Um folglich eine Communication zwischen beiden Meeren zu eröffnen, brauchte man nichts weiter zu thun, als die beiden Flüsse an dieser Stelle durch einen Kanal mit einander zu verbinden. Dieser Gedanke war so einfach und in die Augen fallend, daß man nothwendiger Weise schon in frühen Zeiten darauf verfallen mußte. Wirklich wurde er auch, kurz nachdem Aquitanien mit Languedoc verbunden worden war, der Regierung als ein vorzügliches Mittel, den Handel in die Höhe zu bringen und den innern Wohlstand von Frankreich zu vermehren, vorgeschlagen. Allein die Ausführung dieses Gedankens war keinesweges so leicht, als man es sich im Anfang vorgestellt hatte, und es wurden während anderthalb Jahrhunderten eine Menge von Planen dazu entworfen, ohne daß man einen einzigen davon ausführen konnte. Die Beschaffenheit

*) Dieser Meerbusen hat keinesweges seinen Namen von der Stadt Lyon, wie von vielen geglaubt wird, denn diese ist sehr weit vom Meere entfernt, sondern von den heftigen Stürmen und Bewegungen, denen die hiesige seichte Gegend des Meeres oft unterworfen ist, und wodurch die, so darauf schiffen, wie von einem Löwen verschlungen werden.
A. d. Ueb.

des Erdbodens, der offenbare Mangel an dem zu einer ordentlichen Schiffahrt erforderlichen Wasser, und hauptsächlich die Schwierigkeit, das letztere in diejenige Höhe empor zu heben, über welche es doch nothwendig weggeleitet werden mußte, waren Schwierigkeiten, die man unmöglich besiegen zu können glaubte, und die daher von einer Zeit zur andern die wirkliche Ausführung des Gedankens verhinderten. Der Ruhm, sie zu besiegen, war der Regierung Ludwigs XIV. und dem Genie Riquet's vorbehalten. Dieser außerordentliche Mann, den die Natur mit einem seltenen Scharfsinn und einer unermüdlichen Thätigkeit ausgerüstet hatte, entdeckte in dem schwarzen Gebirge, was niemand vor ihm auf den Einfall gerathen war darin zu suchen, nämlich eine Masse von Wasser, die vollkommen hinreichend ist, um beständig einen schiffbaren Kanal zu unterhalten, und die auch leicht durch künstliche Abzüge, wo man nur wollte, hingeleitet werden konnte. Der jetzige Vereinigungspunkt für alle diese Wasser ist die Anhöhe bei Naurouse, sechs Stunden von Castelnaudary. Sie beherrscht zwei Thäler, wovon das eine sich gegen die Garonne, und das andere gegen das mittelländische Meer hin erstreckt. Das Wasserbehältniß, das sich auf dem abgestumpften Gipfel dieser Anhöhe befindet, ist 200 Toisen lang und 150 breit, und auf beiden Seiten durch eine große Schleuse verschlossen; durch andere Schleusen kann es nach Willkühr, und wo man seiner bedarf, nach Osten oder nach Westen geleitet werden. Man mag sich nun hinbegeben, wohin man will, so geht man von dieser Anhöhe an immer bergab. Auf der einen Seite, gegen den See Thau hin, beträgt der Fall des Erdbodens ungefähr 100 Toisen, und auf der andern bis an die Garonne 31 Toisen. Hier hatten wir auch Gelegenheit, bei der Durchfahrt durch die Schleusen eine dabei statt findende ganz eigenthümliche Einrichtung zu sehen.

Wenn man nämlich aufwärts fährt, wie es von Agde an immer unser Fall gewesen war, muß man bei den Schleusen warten, bis die Becken sich angefüllt haben, um in den höher gelegenen Theil des Kanals gelangen zu können; wenn man aber abwärts fährt, so muß man im Gegentheil warten, bis das in den Becken befindliche Wasser abgelaufen ist, und mit dem untern Theil des Kanals eine gleiche Höhe erlangt hat.

Von diesem großen Sammelplatze an bis nach Toulouse läuft der Kanal durch ein äußerst fruchtbares Land, in welchem alle Arten von Getreide im größten Ueberflusse wachsen, wo aber nirgends auch nur ein einziger Baum zu sehen ist, ausgenommen an den Ufern des Kanals selbst, die mit einer dreifachen Reihe von Ulmen, Platanen, Buchen und Pappeln eingefaßt sind. Der Kanal läuft dabei beständig auf dem Abhange der Anhöhen hin, die ihn von dem Flusse Arriege und der Garonne trennen. Nachdem er das kleine Flüßchen Lers-Morte durchschnitten hat, zieht er sich über mehrere Waldbäche weg, und zwar auf vortrefflichen Wasserleitungen, von denen die merkwürdigste und letzte die von St. Agne ist. In der Nähe von Toulouse entfernt er sich wieder von dieser Stadt, und beschreibt um dieselbe einen Halbzirkel von einer guten Stunde; endlich aber fällt er dennoch in der Nähe der unfern der Stadt gelegenen Mühlen in die Garonne.

Es wäre sehr leicht gewesen, ihn in die Gräben der Stadt selbst zu leiten; dies würde zum Flor des dasigen Handels wesentlich beigetragen haben, und es war auch wirklich die ursprüngliche Absicht Riquet's; allein die Stadt selbst setzte sich damals der Ausführung dieses Planes entgegen. In der Folge fühlte sie es jedoch empfindlich, daß sie sich hierdurch außerordentlich vielen Schaden zugefügt hatte, und um es, zum Theil wenigstens, wieder gut zu machen, wurde

im Jahr 1737 ein kleiner, ungefähr 100 Toisen langer Kanal aus der Garonne abgestochen, der sich mit dem großen vereinigt. Dieser Nebenkanal, der nach dem Herrn von Brienne, damaligem Erzbischof von Toulouse, genannt worden ist, hat die leichtere und bequemere Fortschaffung aller derjenigen Waaren zum Zweck, die von der Ober-Garonne herunterkommen, und nach Bordeaux und in die südlichen Provinzen bestimmt sind.

Ehe ich nunmehr diese Nachrichten von dem Kanal von Languedoc beschließe, muß ich noch kürzlich einige Bemerkungen über die Geschichte und den Nutzen desselben beifügen.

Dieses große, wichtige Werk wurde im Jahr 1667 unter dem Ministerium von Colbert angefangen. Vierzehn Jahre hindurch waren beständig 8 bis 10,000 Arbeiter bei demselben angestellt, und er kostete bis zu seiner völligen Vollendung dreizehn Millionen Livres, die nach dem heutigen Werth des Geldes ungefähr zwanzig Millionen Livres oder gegen sieben eine halbe Million Thaler Sächsisch ausgemacht haben. Als er gänzlich vollendet war, trug der König die Besichtigung dem Herrn von Aguesseau, damaligem Intendanten von Languedoc und Vater des berühmten Kanzlers dieses Namens auf. Dieser war also die erste Person, welche die Schifffahrt auf dem Kanal unternahm. Am 15ten Mai 1681 schiffte er sich an dem äußersten Ende desselben, wo er sich in die Garonne ergießt, ein, und zwei Tage nachher kam der Kardinal von Bonzy, Erzbischof von Narbonne, nebst den angesehensten und vornehmsten Personen aus der ganzen Provinz, zu ihm nach Castelnaudary, wo wegen der Einweihung des Kanals ein solennes Fest gefeiert wurde. Den Tag nach demselben stieg der Intendant nebst seiner ganzen Gesellschaft in eine geschmackvoll verzierte Barke, die durch eine mit Musi-

kanten angefüllte Galeere fort bugsirt, und von drei und zwanzig Fahrzeugen von Bordeaux, welche mit fremden und einheimischen für die Messe von Beaucaire bestimmten Waaren beladen waren, begleitet wurde. Dieser Triumphzug einer Flotte, die durch ein Land hindurchsegelte, wo man noch kurz vorher kaum das nothwendigste Wasser für die Bedürfnisse des täglichen Lebens gefunden hatte, zog von allen Seiten her eine unermeßliche Menge von Zuschauern herbei, und die Flotte fuhr unter beständigem Jubelgeschrei der Bewunderung und Dankbarkeit in kleinen Tagereisen bis in den Hafen von Cette.

In diesen an dem mittelländischen Meere gelegenen Hafen fällt der Kanal auf der einen Seite, und zwar vermittelst des Sees Thau; auf der andern Seite aber steht er durch die Garonne mit dem Ocean in Verbindung, so daß er im strengsten Verstande beide Meere mit einander verbindet. Seine ganze Länge beträgt fünf und funfzig Stunden, und auf dieser langen Strecke hat er beständig ein vollkommen gleiches Bett, das auf der Oberfläche 60 Fuß und auf dem Grunde 32 Fuß breit, überall aber 6 Fuß tief ist. Auf beiden Ufern desselben befindet sich ein sechs Toisen breiter Rand, wovon der eine Theil den Weg ausmacht; der andere aber zum Aufbewahren des Schlammes bestimmt ist, der aus dem Kanal bei der Reinigung desselben herausgeworfen wird. Dieser letztere Theil ist auf das mannigfaltigste angebaut, und bringt alle Arten von Gewächsen im Ueberflusse hervor; hin und wieder ist er auch mit schönen Baumanlagen besetzt, die im Sommer den Reisenden einen höchst angenehmen Schatten gewähren.

Die Kosten der Unterhaltung des Kanals belaufen sich, ein Jahr in's andere gerechnet, auf 400,000 Livres (oder 100,000 Thaler Sächsisch); der Ertrag desselben beträgt aber weit über 500,000 Livres, und

besteht aus dem Miethszinse der Magazine und der Getreidemühlen, aus dem Pachtgelde der Ufer, aus dem reinen Ertrage der Postbarken, und hauptsächlich aus den Abgaben, die von den Schiffen entrichtet werden müssen. Die vorzüglichsten Gegenstände, die auf demselben transportirt werden, sind die Colonialwaaren, die auf der Garonne von Bordeaux herkommen, der Wein und der Branntwein, der nach Cette geht, um von da in das nördliche Europa verschickt zu werden, das Salz von den Küsten von Languedoc, die Orangen von Majorca, das Oel von Genua, aus der Provence und aus ganz Spanien, und die Materialwaaren, Gewürze und sämmtliche andere Waaren aus der Levante; allein der einzige Artikel des Getreides, das aus Ober-Languedoc nach der Provence verführt wird, macht weit mehr aus, als die andern alle zusammengenommen. Die Abgaben für den Transport aller dieser Waaren, die seit einem ganzen Jahrhundert unabänderlich immer dieselben geblieben waren, sind in neuern Zeiten durch ein Decret der gesetzgebenden Versammlung um etwas erhöht worden; allein sie sind dem ungeachtet noch äußerst geringe, und betragen bei weitem nicht soviel, als auf den Flüssen und übrigen Kanälen in Frankreich bezahlt werden muß. Nach der Berechnung des Generals Andreossy, der uns eine höchst schätzbare Beschreibung von diesem Kanal geliefert hat, würde es zum allerwenigsten 6,000,000 Livres (oder 1,500,000 Thlr. Sächsisch) kosten, um das nämliche Gewicht und die nämliche Masse von Waaren zu Lande an Ort und Stelle zu liefern, die jetzt auf dem Kanal jährlich für eine Summe von 1,200,000 Livres (oder 300,000 Thlr. Sächsisch) fortgeschafft wird. Man kann sich vorstellen, was dieser wohlfeile Transport für einen wirksamen Einfluß auf den Preis aller dieser Waaren haben muß! Die Bewohner der beiden Ufer des Kanals ziehen den

doppelten Vortheil daraus, daß sie nicht nur ihre eigenen Waaren und Producte weit theurer absetzen, sondern daß sie auch die aus dem Auslande um einen wohlfeilern Preis einkaufen können. Noch eine andere nicht weniger heilsame Folge davon besteht aber darin, daß durch diese leichte und wohlfeile Ausfuhr und Einfuhr aller Producte und Waaren der Ackerbau aufgemuntert und die Industrie angefeuert wird, daß die Producte von beiden dadurch vermehrt werden, und daß der Handel in einer immer gleichen Thätigkeit erhalten wird.

Diejenige Stadt, die am allervortheilhaftesten gelegen ist, um vermittelst des Kanals den ausgebreitetsten Handel zu treiben, und die ihre glückliche Lage am allerwenigsten benutzt, ist Toulouse. Die Stadt war von jeher eine eifrige Freundin der schönen Künste und hatte vor alten Zeiten nicht nur eine berühmte Universität, sondern auch die bekannte Akademie der Jeux floraux, eine Akademie der Wissenschaften und Inschriften, und eine Akademie der Mahlerei, Bildhauerkunst und Baukunst; allein niemals hatte sie eine berühmte Börse, niemals haben sich der Handel und die Industrie innerhalb ihrer Mauern in einem blühenden Zustand befunden. Dem ungeachtet ist sie eine der ansehnlichsten und ältesten Städte in Frankreich.

Die Landschaft Languedoc, von der sie die Hauptstadt ist, begriff ehemals dasjenige Land in sich, das heut zu Tage die Departemente am Ardechefluß, am Gard, am Heraultflusse, an der Aude, am Tarnflusse, der östlichen Pyrenäen, an der obern Garonne und am Arriegeflusse ausmacht. Der Ursprung und die Geschichte seiner ältesten Bewohner sind mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt, und, sie mögen nun wenig gethan haben, was aufbewahrt zu werden verdiente, oder keine Schriftsteller gehabt haben, die ihre Thaten auf die Nachwelt brachten, man kennt

kaum die Namen derselben. Ihre eigentliche Geschichte fängt erst mit derjenigen Epoche an, wo sie ihren ursprünglichen Namen schon verloren haben, und unter das Joch einer fremden Nation gekommen sind. Das Land, das sie bewohnten, hatte ein schönes Klima, einen fruchtbaren Boden, war von mehrern Flüssen durchschnitten, lag nahe an Italien und wurde wie dieses von dem mittelländischen Meere bespült; es war daher eine Eroberung, die den Ehrgeiz der Römer allerdings rege machen konnte. Wirklich hatte es auch hundert und zehn Jahre vor der christlichen Zeitrechnung das nämliche Schicksal, wie die ganze zwischen den Alpen und der Rhone gelegene Landesstrecke, und erhielt von dieser Zeit an den Namen des narbonnesischen Galliens. Die Sieger behandelten jedoch dasselbe von jeher mit einer ausgezeichneten Vorliebe; sie erbaueten Städte in demselben, errichteten Kolonien, legten Heerstraßen an, führten Wasserleitungen und eine Menge von prächtigen Gebäuden auf, und gaben sich überhaupt alle mögliche Mühe, um das Land in eine reiche und blühende Provinz zu verwandeln. Auch die Künste wurden daselbst eingeführt, und das noch vor Kurzem halb wilde Vaterland der Tectosagen und der arecomischen Volsker (denn dies waren die Namen der uralten Bewohner von Ober- und Unter-Landuedoc), wetteiferte mit Italien in Pracht, Kenntnissen und Verfeinerung der Sitten. Allein dieser glänzende Zustand war sehr vorübergehend und verschwand mit der Macht, deren Werk er war. Der schwache Honorius wurde von den Gothen geängstigt und gab das narbonesische Gallien ihren Verheerungen Preis; diese setzten sich hierauf mehrere Jahrhunderte hindurch in demselben fest. In der Folge der Zeit fiel das Land unter die Herrschaft der Mauren, die von Karl Martel wieder daraus vertrieben wurden. Der Enkel dieses letztern, Karl der

Große, ließ dasselbe durch Stadthalter regieren, die er er unter den Namen Grafen, Markgrafen und Herzoge, darin anstellte. Als hierauf das Haus dieses großen Monarchen unter seinen Kindern und Enkeln in Verfall gerieth, wußten die Grafen von Toulouse die Verwirrung, die in dem ganzen Reiche herrschte, und die Schwäche ihrer Nachbarn zu benutzen, um sich zu unumschränkten Herren von demjenigen ganzen Lande zu machen, das nach dem Verfall des römischen Reiches nach einander die Namen Gothien und Septimanien geführt, und endlich den Namen Languedoc erhalten hat. Diese Grafen beherrschten nunmehr diese Provinz vier Jahrhunderte hindurch als unumschränkte Fürsten, bis endlich Raimund VI. in dem blutigen Kreuzzug gegen die Albigenser, deren Beschützer und Anhänger er zu seyn beschuldigt wurde, des ganzen Landes wieder beraubt wurde. Auch sein Sohn konnte es nur durch die entehrendsten Demüthigungen dahin bringen, daß er wieder einen kleinen Theil davon zurück erhielt. Er verheirathete in der Folge seine einzige Tochter an den Grafen von Poitiers, Bruder des heil. Ludwigs, und da dieser Fürst ohne Kinder starb, so wurde die Landschaft Languedoc zufolge der bei der Heirath ausgemachten Bedingungen auf ewig mit der Krone Frankreich vereinigt.

Nunmehr wurde die Stadt Toulouse, die so lange Jahrhunderte hindurch der Sitz eines glänzenden und in einem hohen Grade verfeinerten Hofes gewesen war, in eine bloße Hauptstadt einer Provinz verwandelt. Durch ihre außerordentlich glückliche Lage behauptete sie jedoch immerfort eine ausgezeichnete Stelle unter den Städten vom zweiten Rang, und es hängt noch gegenwärtig bloß von ihrem eigenen Willen ab, eine Stadt vom ersten Range zu werden; denn die Natur und die Kunst haben alles Mögliche für sie gethan. Ein Land, das Producte aller Art in unermeßlicher

Menge hervorbringt, ein groser Fluß und ein schiffbarer Kanal, vortreffliche Heerstrasen, die sich in allen möglichen Richtungen hin erstrecken, eine äußerst leichte Communication mit Spanien und mit den beiden Meeren, dies sind Vortheile, die den Handel und die Industrie der Stadt bald auf den höchsten Gipfel des Flores bringen müßten, wenn sie dieselben zu benützen verstände. Man sollte auch wirklich glauben, daß die ersten Erbauer der Stadt, als sie den Umkreis derselben absteckten, ihr schon eine weit höhere und glänzendere Bestimmung angewiesen haben, als sie wirklich erreicht hat; denn die Volksmenge derselben beläuft sich nicht über 60,000 Seelen, und sie könnte nach ihrem Umfange ganz bequem doppelt so viele enthalten. Ein groser Theil der Stadt war aber freilich vor der Revolution mit nichts als Mönchs- und Nonnenklöstern angefüllt, die in religiöser Rücksicht vielleicht sehr ehrwürdige Anstalten seyn mögen, von denen es aber doch als eine ausgemachte Wahrheit gilt, daß sie viel verzehren und nichts hervorbringen.

Die Stadt wird durch die Garonne in zwei ungleiche, durch eine schöne Brücke mit einander verbundene Theile getheilt, nämlich in die eigentliche Stadt und in die Vorstadt St. Cyprian. Ihre Straßen sind breit, und die Häuser so wie die Wälle durchgängig von Backsteinen erbaut; die öffentlichen Spaziergänge, wie z. B. die Esplanade, sind von vorzüglicher Schönheit und einer grosen Stadt würdig.

Ueberreste von römischer Baukunst findet man zu Toulouse durchaus keine mehr, denn die Gothen haben das daselbst befindliche Kapitol und Amphitheater von Grund aus zerstört. Der Pallast der alten Grafen, in welchem in der Folge das Parlament seinen Sitz hatte, ist ein Gebäude ohne alle Würde und Regelmäßigkeit. Unter den Denkmählern der Baukunst aus den neuern Zeiten verdienen besonders zwei, nämlich

lich das Rathhaus *) und der erzbischöfliche Pallast, angeführt zu werden. Ich würde auch noch die dem heil. Stephanus geweihte Kathedralkirche beifügen, wenn sie ganz vollendet wäre, und wenn die Schönheit ihres Schiffes der des Chors entspräche. Eine Merkwürdigkeit in derselben ist die Kanzel, von welcher zwei berühmte Kreuzzüge gepredigt worden sind, nämlich der eine von dem heil. Bernhard gegen die Ungläubigen, und der andere von dem heil. Dominicus gegen die Albigenser. In einigen andern Kirchen findet man auch mehrere schätzbare Gemählde; die Sammlung in dem ehemaligen großen Augustinerkloster enthält jedoch Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes durcheinander, denn sie ist nicht das sorgsame Werk eines geläuterten Geschmacks an den Künsten, sondern sie ist in den stürmischen Zeiten der Revolution mit blinder Habsucht von allen Seiten her zusammengestohlen worden.

Das anatomische Theater verdient endlich auch noch, daß man einen Blick darauf wirft, und wenn es auch nur des schönen Verses wegen wäre, der über dem Eingange desselben steht:

Hic locus est, ubi mors gaudet succurrere vitae.
(Hier freut sich der Tod, dem Leben Beistand zu leisten.)

Toulouse hat mehrere ausgezeichnete Männer in mancherlei Fächern hervorgebracht, die hier einzeln anzuführen, zu weitläuftig wäre. Auch in einem noch

*) Dieses Rathhaus ist ein ungeheuer großes Gebäude, welches Capitolium genannt wird, weshalb auch die sämmtlichen Rathsherren Capitouls heißen. Eine große Merkwürdigkeit sind die darin befindlichen funfzehn auf Pergament geschriebenen und vortrefflich durchmahlten Folianten, welche Jahrbücher der Stadt sind. Sie sind im Jahre 1288 angefangen worden, und müssen von dem ältesten Capitoul jährlich fortgesetzt werden. Die ersten Bände sind in lateinischer Sprache, alle übrigen aber, von König Franz I. an, in französischer Sprache abgefaßt, und man fand, wenigstens noch kurz vor der Revolution, alles darin enthalten, was sich im ganzen Königreiche Merkwürdiges zugetragen hat. A. d. Ueb.

entferntern Zeitalter würde man manche Namen finden, die heut zu Tage vergessen sind, aber damals sehr berühmt waren. Es ist bekannt, daß Toulouse das erste Beispiel einer literarischen Akademie in Frankreich aufgestellt hat. Im Jahr 1324 gingen sieben Freunde der schönen Künste eine Verbindung mit einander ein, die anfänglich unter dem Namen der fröhlichen Gesellschaft der sieben Troubadours von Tolose bekannt war. Sie beriefen alle Dichter ihrer Provinz zusammen, und versprachen dem Verfasser des besten Gedichts ein goldnes Veilchen. Dieses erhielt Arnold Vidal von Castelnaudary für eine Sirvante zu Ehren der heiligen Jungfrau. Von nun an wurde dieses Fest alljährlich im Monat Mai wiederholt, und man fügte in der Folge dem goldnen Veilchen auch noch eine wilde Rose, ein Vergißmeinnicht, und ein Tausendschönchen bei. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts vermachte eine reiche Dame von Toulouse, Namens Clementia Isaura, dieser Akademie ein bedeutendes Capital, damit die Blumenpreise davon bezahlt werden sollten. Zur Dankbarkeit wurde derselben eine Bildsäule von weißem Marmor errichtet, welche noch bis auf den heutigen Tag in einem schönen großen Saale auf dem Rathhause zu sehen ist. Diese Wohlthäterin der Jeux-Floraux ist daselbst mit einem Blumenkranze auf dem Kopfe, und einem Gürtel von Blumen vorgestellt.

Mit dem Namen Troubadours verbindet man gewöhnlich bloß den Begriff der Liebe und des Geistes der alten Ritterzeit; allein darauf schränkten sich diese herumwandernden Dichter keinesweges ein, sondern man hat ihnen auch eine treue und naive Schilderung von den Vorurtheilen und Fehlern ihres Jahrhunderts zu verdanken. Sie waren geschworne Feinde des Lasters, und mischten oft in ihre Lieder der Liebe und der Galanterie eindringende Vorschriften der reinsten Tu-

gend. Ihre Werke, die ein kostbares Denkmahl für die Geschichte des menschlichen Geistes sind, hatten das doppelte Verdienst, daß sie zur Verbesserung der Sitten beitrugen, und das Wiederaufleben der Wissenschaften vorbereiteten.

Beaucaire. — Tarascon. — Alterthümer von St. Remy. — Lambesc. — Aix.

Von Toulouse kehrten wir wieder nach Nimes zurück, und brachten noch einen Tag mit Untersuchung der dasigen Alterthümer zu. Es war kaum ein Monat verflossen, seitdem ich sie gesehen hatte, und dennoch erfüllte mich ihr Anblick auf's neue mit Entzücken. Die zierliche Bauart des viereckigten Hauses ergötzte meine Augen und meinen Geschmack, und die majestätische Masse des Amphitheaters setzte meine Einbildungskraft in Erstaunen. Ich konnte mich von diesen erhabenen Denkmählern, die durch eine so lange Reihe von Jahrhunderten, durch so viele und mancherlei Revolutionen hindurch, bis auf uns gekommen sind, kaum losreißen, und bezahlte dem Geiste des alten Roms und dem Charakter von Größe und Dauerhaftigkeit, den es allen, auch den geringsten seiner Werke einzuprägen wußte, den verdienten Tribut der Bewunderung.

Da uns der Weg nach Avignon schon zur Genüge bekannt war, so schlugen wir, als wir Nimes verließen, die Straße nach Beaucaire ein. Diese Stadt hat eine mahlerische Lage an dem Ufer der Rhone; außerdem ist sie aber schlecht gebauet und noch schlechter bevölkert. Es läßt sich durchaus nichts Merkwürdiges von ihr anführen, als daß daselbst jährlich eine

Messe gehalten wird, die am 22sten Julius anfängt, und zehn Tage dauert. In dieser Zeit kommt eine zahllose Menge von Kaufleuten aus allen Ländern Europa's dahin, und der Zusammenfluß von Menschen, die durch die Hoffnung zu verkaufen und das Verlangen zu kaufen dahin gelockt werden, ist so unermeßlich groß, daß die Stadt, die das ganze übrige Jahr hindurch fast menschenleer und verlassen ist, dieses ephemere Uebermaaß von Bevölkerung kaum aufzunehmen im Stande ist. Die Buden werden außerhalb der Stadt an dem Ufer der Rhone unter schönen Alleen aufgeschlagen. Dieser Fluß ist hier reißend schnell, und über eine halbe Viertelstunde breit. Wir gingen theils auf einer Schiffbrücke, theils auf einem steinerne Damme über denselben. Auf dem jenseitigen Ufer, Beaucaire gegenüber, liegt Tarascon, eine sehr alte Stadt, die zwar weniger groß als Beaucaire, aber weit besser gebaut und auch volkreicher ist. Man sieht daselbst ein schönes Hospital, ein Schloß, das Ludwig II, König von Sicilien, erbaut hat, und eine Kirche, die der heil. Martha aus Dankbarkeit geweiht ist. Diese Heilige soll nämlich nach der Volkssage das Land von einem furchtbaren Drachen befreit haben, der sich in der Rhone aufgehalten, und sich bloß von Menschenfleisch genährt hat.

Die Lage von Tarascon ist durchaus eben, und hat den Nachtheil, daß durch das Austreten der Rhone die ganze umliegende Gegend sehr häufig überschwemmt wird. Dies war gerade auch der Fall, als wir dahin kamen, und das Land stand an mehreren Orten bis auf eine Stunde Weges weit unter Wasser.

Wir hatten die letztern Tage und auch noch den ganzen Vormittag hindurch, wo wir von Tarascon aufbrachen, die schönste wärmste Witterung gehabt, und an diesem letztern Tage selbst war des Morgens noch kein Wölkchen an dem azurblauen Himmel

zu sehen. Wir bildeten uns ein, der Frühling wäre schon angebrochen; auch die Erde täuschte sich wie wir, und fing schon an, sich mit ihrem köstlichsten Reichthum zu schmücken. Die Mandelbäume standen in voller Blüthe, und die Knospen der Aprikosenbäume waren im Begriff aufzubrechen; die Luft war ringsumher mit balsamischen Wohlgerüchen angefüllt. Plötzlich aber veränderte sich die Scene; röthliche Wolken umhüllten den Himmel, und der furchtbare Mistral brach in seiner ganzen schrecklichen Wuth los. Eine boshafte Fee schien uns nun auf einmal aus den reizenden Ländern des Südens in die Eis-Regionen des Nordens versetzt zu haben. Es trat plötzlich eine furchtbare Kälte ein; schwarze Staubwolken, die in reißenden Wirbelwinden herumgejagt wurden, verdunkelten die Atmosphäre, und die Natur schien sich hinter einem Trauerschleier vor unsern Blicken zu verbergen.

Als wir zu Saint-Remy ankamen, hatten wir nichts eilenderes zu thun, als noch vor Nacht die Alterthümer zu besehen, denen diese kleine Stadt ihren ganzen Ruhm zu verdanken hat. Sie liegen nur eine kleine Viertelstunde von derselben entfernt, und sind die einzigen Ueberbleibsel von der alten Stadt Glanum-Livii, die, nach einigen Geschichtschreibern, im Anfang des fünften Jahrhunderts von den Vandalen zerstört worden ist. Sie bestehen in einem Triumphbogen, von dem man glaubt, daß er zu Ehren des zweiten Bruders des Kaiser Tiberius, des Nero Claudius Drusus, erbaut worden sey, und in einem Mausoleum, das, wie man aus der folgenden Inschrift sieht, ein Denkmal kindlicher Liebe ist:

Sex. L. M. Juliei. C. F. parentibus sueis.

Sie befinden sich beide in einem mit Rasen ausgelegten und mit jungen Bäumen eingeschlossenen Umkreise. Der Triumphbogen hat von der Zeit und von der Wit-

terung am meisten gelitten. Auf den beiden Vorderseiten desselben sieht man noch eine Säule und zwei verstümmelte Figuren; das Innere des Gewölbes ist mit sehr zierlich in Stein ausgehauenen Sechsecken verziert, in deren jedem sich eine Blume befindet; die Außenseite ist mit steinernen Platten bedeckt.

In dem Mausoläum erkennt man ganz den guten Geschmack und die Eleganz von dem Jahrhundert Augusts; es ist ein an seinem Fuße viereckiges Gebäude, das ungefähr vierzig Fuß hoch und in vier ganz von einander verschiedene Theile abgetheilt ist. Der erstere ist auf allen Seiten mit Basreliefs verziert, welche mancherlei Gefechte vorstellen, aber außerordentlich beschädigt sind; der zweite hat vier regelmäßige Oeffnungen, die auf beiden Seiten mit korinthischen Säulen eingefaßt sind; der dritte besteht aus einer Rotunde von neun ebenfalls korinthischen Säulen, in deren Mitte sich zwei Bildsäulen von natürlicher Größe befinden, die aber, ihrem ganzen Style nach, offenbar neuern Ursprungs sind; der vierte endlich, der das ganze Gebäude bedeckt, ist eine mit steinernen Platten belegte Kuppel von konischer Form. Diese beiden Denkmähler, welche die Zeit wohl beschädigen aber doch nicht gänzlich hat zu Grunde richten können, flößen jedem, der sie sieht, eine Art von religiöser Ehrfurcht ein. Die Werke der Menschen sind so zerbrechlich und vergänglich, daß man diejenigen unter denselben, die der doppelten Verheerung der Jahrhunderte und der Barbarei widerstanden haben, nicht ohne Bewunderung ansehen kann.

Der Mistral tobte den andern Morgen, als wir uns wieder auf die Reise machten, noch immerfort, und hatte die Nacht hindurch die Oberfläche des Wassers und des Erdbodens zu Eis gefrieren gemacht. Wir kamen neben dem Dorfe Orgon vorbei, um welches sich Ueberreste von Mauern herum ziehen, die jedoch

heut zu Tage nichts weiter sind als elende Schutthaufen. Unterhalb des Dorfes wälzt sich die stürmische Durance hin, die so häufig ihre lachenden Ufer durch die furchtbarsten Ueberschwemmungen verheert. In dem Dörfchen Senas aßen wir zu Mittag, und gegen Abend kamen wir in die kleine Stadt Lambesc, die ehemals der Hauptort eines dem Hause Lothringen zugehörigen Fürstenthumes gewesen ist, und in welcher gewöhnlich die Provinzialversammlungen oder Landtage gehalten worden sind. In der Gegend derselben findet man mehrere sehr schöne Marmorbrüche.

Der Weg von Tarascon bis Lambesc geht beständig durch eine mehr oder weniger breite Ebene hindurch, die von zwei Reihen von Hügeln eingeschlossen ist, deren unendlich mannigfaltige Formen sich einander in nichts ähnlich sehen, als in ihrer gänzlichen Nacktheit und Unfruchtbarkeit. Der Boden in dieser Ebene ist überhaupt nicht sehr fruchtbar, aber doch bringt er verschiedene Arten von Getreide hervor, und besonders gedeihen darin die Maulbeer- und Mandelbäume, der Weinstock und die Olivenbäume vortrefflich. Diese letztern Bäume, die so langsam wachsen und von so langer Dauer sind, können schlechterdings keine harten Winter vertragen. Der vom Jahr 1789 war ihnen so außerordentlich verderblich, daß wir auf einer Strecke von zwanzig Stunden keinen einzigen zu sehen bekamen, der nicht durch seine Jugend einen Beweis von den Verheerungen dieses schrecklichen Winters abgelegt hätte *).

Wir verließen Lambesc den andern Morgen vor Anbruch des Tages. Als die Sonne aufgegangen war

*) Die Stadt Aix trieb ehemals einen sehr ausgebreiteten Handel mit dem vortrefflichsten Oel, das in ihren eigenen nächsten Umgebungen gewonnen wurde; allein in dem furchtbaren Winter von 1789 sind so unermeßlich viele Olivenbäume erfroren, und während der Revolution so wenige nachgepflanzt worden, daß daselbst heut zu Tage nicht sehr viel Oel mehr in's Ausland verschickt werden kann. A. d. Ueb.

und es anfing etwas wärmer zu werden, stiegen wir aus unserm Wagen aus und gingen zu Fuß einen Berg hinauf, von dessen Gipfel wir eine unermeßlich weite Aussicht über das reichste und fruchtbarste Land hatten; nach den dürren und einförmigen Gegenden die wir eben zurückgelegt hatten, gewährte uns dasselbe einen desto reizendern Anblick. Bei jedem Schritte, den wir den Berg hinunter gingen, entwickelte sich dieses prächtige Schauspiel mehr und mehr vor unsern Augen, denn ein Theil desselben war uns vorher durch den Umriß des Berges verborgen geblieben.

In der Vertiefung des vor uns liegenden Thales erblickten wir die Stadt Aix. Der erste Anblick derselben ist nichts weniger als viel versprechend, denn kein einziges besonders ansehnliches öffentliches Gebäude zeichnet sich in derselben aus. Die Häuser sind sämmtlich mit Ziegeln gedeckt, und über sie ragen drei oder vier gothische Kirchthürme hervor; allein das Innere der Stadt zerstört bald wieder die ungünstige Idee, die man von derselben gefaßt hat. Sogleich bei dem Eingang befindet sich ein großer öffentlicher Platz, der mit einer vierfachen Reihe von Ulmenbäumen eingefaßt, mit drei schönen Springbrunnen verziert und ringsumher mit ansehnlichen, einander in der Bauart vollkommen ähnlichen Häusern umgeben ist. Die meisten Straßen sind breit und vollkommen nach der Schnur erbaut. An dem Brunnen auf dem Jacobinerplatze steht ein großer Obelisk, auf dessen Spitze sich ein Adler und an dem Fuße vier Löwen befinden. Die daneben befindliche Kirche der Jacobiner enthält eine Menge elender Gemählde, wovon auch noch sehr viele der lächerlichen Composition wegen auffallend sind; auf dem Rathhause werden einige Stücke von Mosaik aufbewahrt, die aber die Zeit fast gänzlich zu Grunde gerichtet hat, ferner zwei Aschenkrüge, die unter den Ruinen der alten Thürme, welche ehe-

mals zur Vertheidigung der Stadt gedient haben, gefunden worden sind, und auch noch mehrere andere Ueberreste des Alterthums.

Die Cathedralkirche ist ein gothisches Gebäude mit einem sechseckigen Thurme; an der Hauptthüre derselben befinden sich Bildhauerarbeiten in Holz, die wegen ihres Alters merkwürdig und wegen der Feinheit der Arbeit sehenswerth sind. Das Merkwürdigste, was in dem Innern derselben gezeigt wird, ist die Kapelle, worin sich der Taufstein befindet. Der Dom derselben wird von acht Säulen von korinthischer Ordnung getragen, von welchen sechs aus Marmor und zwei aus Granit bestehen. Sie wurden an dem nämlichen Orte, dessen Zierde sie gegenwärtig ausmachen, ausgegraben, und haben, wie man vermuthet, ursprünglich zu einem Tempel gehört; indem sie also auf's neue an's Licht hervorgezogen worden sind, ist ihnen abermals die nämliche Bestimmung wie vorher zu Theil geworden. Außerdem sieht man auch neben dem Hochaltar zwei ächt antike Löwen von Marmor, von denen jeder ein Kind zerreißt, und auf der einen Seite der Kirche befindet sich die kleine und düstere Kapelle des heiligen Maximin's, die noch vor der Cathedralkirche erbaut worden, und gleichsam die Wiege derselben ist. Man muß jedoch auch in dieser Kirche, so wie in allen übrigen in Frankreich, heut zu Tage keine Meisterstücke der Mahlerei und der Bildhauerkunst mehr suchen, so wie auch keine mehr von den alten zum Theil prächtigen und für die Geschichte so äußerst merkwürdigen Grabmählern; in dem Schwindel der Irreligion und während des Raubsystems, wodurch das ganze Reich an den Abgrund des Verderbens gebracht wurde, ist alles geplündert, alles zerschlagen und zerstört worden. Die Grafen von Provence, die in der Cathedralkirche begraben waren, sind nicht schonender behandelt worden, als die Bourbons zu St. Denis; sie hatten regiert,

und dies war ein Verbrechen, weswegen sie bestraft werden mußten.

Bei einigen Privatleuten findet man jedoch noch Gemähldesammlungen, die von den Kennern bewundert zu werden verdienen. Die Liebhaber der Alterthümer werden das Antiquitäten-Cabinet des Präsidenten Desnoyers mit Vergnügen sehen: denn es ist mit Geschmack und Sachkenntniß angelegt, und ausserordentlich reich an Ueberbleibseln des Alterthums, an Inschriften, Büchern, Zeichnungen, und besonders an Medaillen. Herr Desnoyers hat die vollständigste Sammlung von allen Medaillen des morgenländischen Kaiserthums, so wie auch von allen seit dem Ursprunge der Monarchie in Frankreich geschlagenen Münzen, und dieser würdige Gelehrte besitzt dabei eine Gefälligkeit gegen Fremde, die man in diesem Grade selten zu finden Gelegenheit hat.

Unter den Merkwürdigkeiten von Aix darf ich auch das dasige mineralische Wasser nicht mit Stillschweigen übergehen, ob es gleich heut zu Tage weit weniger berühmt ist, als zur Zeit der Römer. Die Kräfte desselben scheinen durch eine hinzugetretene wilde Quelle geschwächt worden zu seyn, und es enthält gegenwärtig bloß noch eine geringe Portion von Schwefeltheilen. Man braucht es zum Trinken und zum Baden; es ist lauwarm, und soll bei offenen Schäden, bei zurückgetretener Transpiration, und besonders bei allen Arten von Hautkrankheiten, die allerwirksamsten Dienste leisten.

Die Stadt hat von den ältesten Zeiten her eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt. Sie wurde 123 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung durch den Consul C. Sextus Calvinius erbaut, und war, unter dem Namen Aquae Sextiae, die erste römische Colonie in Gallien; durch ihre berühmte warme Quelle und durch die Nähe von Marseille wurde sie in kurzer Zeit

eine der blühendsten Städte des Reichs. Als aber die römische Monarchie zu Grunde ging, hatte sie einerlei Schicksal mit allen Provinzen derselben. Sie wurde nämlich hinter einander eine Beute der Burgunder, der Franken, der Normänner und der Saracenen, und in der allgemeinen Nacht der Barbarei, womit Jahrhunderte hindurch ganz Europa bedeckt war, verschwand sie gänzlich. Als sich aber in der Folge diese Dunkelheit wieder verzogen hatte, trat auch die Stadt Aix mit neuem Glanze hervor, und wir sehen sie von nun an als den Sitz eines glänzenden Hofes wieder, an welchem unter der ruhigen Regierung der Grafen von Provence alle Künste des Friedens und die Liebe zu den Wissenschften blühten. Nach dem Tode ihres letzten Fürsten, Karls III, Grafen von Maine, wurde sie im funfzehnten Jahrhundert der Krone Frankreich einverleibt, und seitdem ist sie beständig der Sitz eines Parlaments, eines obersten geistlichen Gerichts, einer Universität und eines Münzhofes gewesen. Alle diese Vorzüge hat sie jedoch durch die Revolution verloren, und nur diejenigen übrig behalten, die ihr unmöglich entrissen werden konnten, nämlich ein unvergleichliches, entzückend schönes Klima, eine Vereinigung von verdienten Männern, die Geist mit Gelehrsamkeit verbinden, und eine grosse Anzahl liebenswürdiger Frauenzimmer, deren bezaubernde Reize sich nicht allein auf die Schönheit der äußern Gestalt einschränken.

Zum Schluß muß ich doch auch noch einige Worte von dem Berge Saint-Victoire anführen, den wir vor unserer Abreise von Aix noch erstiegen haben, und der ungefähr drei Stunden von der Stadt entfernt ist. Wir blieben in einem nahe dabei befindlichen Landhause über Nacht, und machten uns den andern Morgen bei'm Mondschein wieder auf den Weg. Nach einem zweistündigen Marsche auf einem steinigen, sehr

unbequemen Fußsteige erreichten wir endlich den Gipfel des Berges, und als die Sonne aufging, breitete sich vor unsern Augen eine unermeßliche Aussicht aus. Auf der einen Seite erblickten wir das mittelländische Meer nebst einer langen Reihe von Schiffen, die aus dem Hafen von Marseille heraus- oder in denselben hineinliefen, welches wir wegen der zu großen Entfernung nicht bestimmt unterscheiden konnten. In der nämlichen Richtung lag auch der See von Berre vor uns, der so reich an Fischen und noch reicher an Salz ist. Gegen Westen zu sahen wir die Wüste von la Crau, die mit Kieselsteinen und zahlreichen Heerden bedeckt ist. Zu unsern Füßen schlängelte sich der Fluß Arc durch die Ebene hin, den Marius einst durch die blutige Niederlage der Teutonen berühmt gemacht hat. Hinter uns erhoben sich die Gebirge der Provence, die ein Zweig der Alpen sind, und deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Außer dieser unvergleichlichen Aussicht ist aber auch an dem ganzen Berge durchaus nichts Merkwürdiges zu sehen; er besteht aus einem nackten Kalksteine, und seine Oberfläche ist kaum hin und wieder mit einigen elenden Wacholder-, Thymian- und Lavendel-Stauden bedeckt. In einer Vertiefung zwischen zwei Felsen sieht man auf demselben ein altes Kloster des Camaldulenser-Ordens, das gegen Osten und Westen durch die Felsen geschützt, aber gegen Mittag und Mitternacht der furchtbarsten Sonnenhitze und der ganzen Wuth der Nordwinde ausgesetzt ist. Die Camaldulenser konnten es daher auch nicht daselbst aushalten, und die Einsiedler, die nachher an ihre Stelle traten, haben ebenfalls keine Nachfolger mehr bekommen. Das verlassene Kloster zerfällt nunmehr in Ruinen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es jemals wieder wird aufgebaut werden.

Stadt, Hafen und Lazareth von Marseille.

Es war im Anfange unsere Absicht gewesen, uns nur einige Tage zu Aix aufzuhalten; allein diese Stadt hatte so viel Anziehendes für uns, daß wir uns von einem Tage zum andern bereden ließen, noch länger zu bleiben, und daß es uns zuletzt noch eine wirkliche Ueberwindung kostete, uns loszureißen. Den Tag vor unserer Abreise hatte ein wohlthätiger Regen den Staub gelöscht; die Felder waren mit dem zarten Grün der Saaten bedeckt, alle Bäume prangten mit jungem Laube, und das ganze Land war rings umher mit den Erstlingsblumen des Frühlings geschmückt. Unter diesen reizenden Umgebungen, durch die alle unsere Sinne geschmeichelt wurden, kamen wir auf den Berg Visto, auf dem wir durch einen Anblick überrascht wurden, der schwerlich irgendwo seines gleichen hat. Vor uns lag eine ungefähr fünf Stunden im Umkreis haltende Ebene, die von den kristallhellen Fluthen der Huveaune bewässert wird, und mit Gärten und zehntausend blendend weißen Bastiden *) bedeckt ist; am Fuß einer Anhöhe sahen wir einen Theil der Stadt Marseille, und zu unserer Rechten lag das Vorgebirge, das sich weit hin in die unermeßliche Fläche des Meeres erstreckte. Man muß jedoch eilen, diesen be-

*) Die sogenannten Bastiden um Marseille sind eigentlich nichts als Gartenhäuser. Der größere Theil derselben besteht bloß aus einem Saal mit einigen Nebencabinetten, und selten befinden sich noch einige kleine Oberstübchen dabei. Ein kleiner dazu gehöriger Garten ist mit einigen Gemüßländern, mit Weinreben, Oliven-, Mandel- und Feigenbäumen bedeckt. Die schönsten unter denselben befinden sich an dem Ufer des Meeres, wo man die Vortheile des südlichen Himmels ganz genießen, und fast das ganze Jahr hindurch unter Blumen und Blüthen leben kann. Der Ertrag dieser Bastiden ist

zaubernden Anblick zu genießen; denn kaum fängt man an, den Berg wieder ein wenig herunter zu steigen, so verschwindet das Ganze, und man sieht bis an die Thore von Marseille auf beiden Seiten nichts mehr als hohe Mauern. Ich kenne keine Stadt in ganz Frankreich, die bei der Einfahrt in dieselbe einen so überraschenden Eindruck machte, wie diese. Die dasigen Straßen von Aix und von Rom, die nach der Schnur erbaut, mit breiten steinernen Wegen für die Fußgänger eingefaßt, und durch einen mit zwei Reihen von Bäumen verzierten, sogenannten Cours oder öffentlichen Platz von einander getrennt sind, machen zusammen genommen eine einzige Straße aus, die beinahe eine Stunde lang ist, und einen äußerst schönen Anblick gewährt. Wir kamen gerade am Ostermontage daselbst an, wo diese Straße von zahllosen schön geputzten Menschen wimmelte, denen man das Vergnügen, das sie zu genießen hofften, an allen Mienen und Bewegungen ansah. Ich konnte nicht müde werden, mich umzusehen, und werde diesen überraschenden Anblick niemals vergessen.

Wir stiegen in der Neustadt in dem Hotel von Beauveau ab. Aus den Fenstern meines Zimmers, das auf den Hafen ging, konnte ich über zweihundert Schiffe, die von allen Enden der Welt hier zusammengekommen waren, einen dichten Wald von Mastbäumen und die Flaggen aller Nationen übersehen. Ich will jedoch jetzt einen Augenblick vergessen, daß ich

äußerst unbedeutend; da aber der Besitz einer Bastide zum guten Ton gehört, so erhalten sie sich fast immer in gleichem Werth, und werden gewöhnlich mit zwei- bis achttausend Thaler bezahlt, ob sie gleich sehr häufig nur auf eine äußerst kurze Zeit im Jahre benutzt werden. Es geht mit diesen Bastiden in Marseille so weit, daß selbst Handwerksleute sich bei einem Bauern in irgend einem nahe gelegenen Dorfe einmiethen; freilich klingt es etwas possierlich, wenn man diese alsdann von ihrer Bastide reden hört.

S. Fischer's Reise nach Hyeres, S. 89. A. d. Ueb.

mich in einer prächtigen Stadt befinde, und mich bloß daran erinnern, daß sie eine der allerältesten ist, die wir kennen.

In dem ersten Jahre der fünf und vierzigsten Olympiade, d. h. 599 Jahre vor Christi Geburt, landete eine Colonie der Phokäer unter der Anführung des Protis auf derjenigen Küste, wo gegenwärtig Marseille steht. Protis schickte sogleich an den König des Landes, Namens Nanus, eine Deputation ab, um ihn um Erlaubniß zu bitten, sich in seinem Staate aufhalten zu dürfen. Dieser Fürst war eben damals mit der Verheirathung seiner Tochter Gyptis beschäftigt, und in dem nämlichen Augenblick, wo alle Großen des Reichs um die letztere versammelt waren und in ehrerbietiger Stille erwarteten, wen unter ihnen sie wählen und durch das herkömmliche Darreichen eines Bechers mit Wasser zu ihrem Gemahl ernennen würde, kam der Anführer der Phokäer selbst, in Begleitung seiner vornehmsten Officiere, an. Seine Schönheit, sein edler Anstand und seine reiche glänzende Kleidung zogen jedermanns Augen auf sich. Auf Gyptis aber machte er einen so tiefen erschütternden Eindruck, daß sie zum Erstaunen aller Anwesenden ihm, dem heimathlosen Fremdling, den Becher überreichte.

Protis, der so plötzlich aus dem traurigen Zustand eines Verbannten auf einen Thron empor gehoben, und der Schwiegersohn eines Fürsten wurde, den er nur eben noch um eine gastfreundschaftliche Aufnahme angefleht hatte, zeigte sich jedoch durch Muth und Klugheit seines Glückes würdig. Er erhielt von dem Fürsten einen Platz angewiesen, wo er eine Stadt erbauete, welche die erste Grundlage von Marseille geworden ist. Nach dem Tode von Nanus wurde zwar die neue Colonie in langwierige, blutige Kriege verwickelt, allein dem ungeachtet nahm ihr Flor immer mehr und mehr zu. Als sieben und funfzig Jahre nach

ihrer ersten Gründung ihr Mutterland, die Stadt Phokäa in Griechenland, von den Persern erobert und unterjocht wurde, flüchtete sich ein Theil ihrer Einwohner in diese Colonie, und brachte die damals bekannten mechanischen Künste, Werkzeuge des Ackerbaues, mancherlei fremde Pflanzen und die im Alterthume wegen ihrer tiefen Weisheit so berühmten Gesetze mit sich dahin.

Natürlicherweise mußten die Einwohner von Marseille, wegen ihrer Lage an dem Ufer des Meeres, alle ihre Kräfte und ihre ganze Betriebsamkeit auf den Handel und die Schiffahrt verwenden. Unter ihnen zeichneten sich besonders Euthymenes und Pytheas in diesem Fache aus. Der erstere segelte gegen Süden zu und längs der Westküste von Afrika bis jenseits des Senegals hin, wobei er wahrscheinlich die Absicht hatte, um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum zu fahren. Der andere fuhr durch die Meerenge von Gibraltar hindurch, segelte längs den Küsten von Portugal, Spanien und Frankreich hin, wagte sich in die entferntesten Regionen des Nordens, und kam bis zur Insel Thule, dem heutigen Island. *) Dies alles trug sich zu, ehe noch die Römer, die vom Schicksale bestimmt waren, mit dem ganzen übrigen Erdboden auch

*) Die höchst merkwürdigen Reisen dieses berühmtesten unter allen ältern Seefahrern sind in Rücksicht ihrer Aechtheit schon von Polybius und Strabo angefochten worden, und in neuern Zeiten hat besonders auch Bayle ihrer Meinung beigestimmt. Allein Gassendi hat ihren Verfasser Pytheas gegen den Vorwurf, daß er diese Reisen niemals gemacht habe und die Beschreibungen derselben bloß ein müßiges Spiel seiner Einbildungskraft seyen, siegreich in Schutz genommen. Es ist sehr zu bedauern, daß von diesen Reisen nichts mehr auf uns gekommen ist, als einzelne kurze Auszüge und Bemerkungen in den Werken anderer Schriftsteller. Nach Strabo hat Pytheas unter andern erzählt, daß es jenseits der Insel Thule weder Land, noch Wasser, noch Luft mehr gebe, sondern eine Mischung von allen dreien, die der Seelunge (einer Thierpflanze im Meer in Gestalt einer Lunge)

auch diese blühende Stadt zu erobern, weder eine Seemacht hatten, noch auch die allermindesten Kenntnisse von Astronomie besaßen. Alle diese kühnen Unternehmungen und Handelsspeculationen thaten jedoch dem Flor der Wissenschaften, die zu Marseille sehr in Ehren und Ansehen standen, nicht den mindesten Abbruch. Hauptsächlich wurden daselbst die Beredtsamkeit, die Dichtkunst, die Erdbeschreibung, die Arzeneikunde und die mathematischen Wissenschaften betrieben. Von dem Grade der Vollkommenheit, den die Künste daselbst erreicht hatten, kann man aus den Medaillen schließen, die noch aus jenen Zeiten vorhanden sind. Nach dem Zeugniß des Cicero und Plinius war Marseille Meisterin in allen Künsten und Wissenschaften, und das Athen von Gallien.

Dieser blühende glückliche Zustand dauerte so lange, als die römische Republik. Nachdem aber Cäsar diese letztere über den Haufen geworfen hatte, verlor auch Marseille nach einer langen und berühmten Belagerung, von der man die umständliche Beschreibung in den Commentarien des Siegers und in dem Gedichte Lucan's lesen kann, mit ihrer Unabhängigkeit das Recht, ihre obrigkeitlichen Personen selbst zu erwählen. Die Stadt seufzte nunmehr unter der Zuchtruthe eines jährlich erneuerten Präfecten,

ähnlich sehe. An dieser schwammigen Masse wäre die Erde und das Meer aufgehängt, und sie wäre das Band, durch welches das ganze Universum zusammengehalten würde; man könne aber weder zu Fuß noch zu Schiffe auf dieselbe hinkommen. Er, Pytheas, behauptete übrigens, diese Substanz selbst gesehen zu haben. — Höchst wahrscheinlich waren dieses die ungeheuern Eisfelder, die von den neuern Seefahrern so oft beschrieben worden sind, und die lächerliche Beschreibung des Pytheas gibt nur einen Beweis von den großen Hindernissen, welche die Physik und Schifffahrtskunst in ihrer Kindheit zu bekämpfen hatten. Daß Pytheas aber wirklich in der Gegend von Island (oder Thule) war, also über den 66° nördlicher Breite hinaus, beweis't seine Erzählung von Ländern, wo die Nacht nur drei, oder gar nur zwei Stunden dauerte. A. d. Ueb.

und sank von dieser Zeit an immer tiefer und tiefer. Unter den kurzen und verderblichen Regierungen der meisten römischen Kaiser stürzte sie vollends in den Abgrund des Verderbens hinab, und in den darauf folgenden Revolutionen, wodurch ganz Europa eine andere Gestalt bekam, verschwand endlich das alte Marseille gänzlich, um dem neuern Platz zu machen. Auf dieses letztere wollen wir nunmehr unser Augenmerk richten.

Die Stadt theilt sich in zwei sehr bestimmt von einander verschiedene Theile ab, nämlich in die Altstadt, die schmuzig, schlecht gebaut, aber sehr stark bevölkert ist, und in die Neustadt, die erst in dem Anfange des letzten Jahrhunderts erbaut worden ist, und breite gerade Straßen, schöne mit Springbrunnen, Säulen von Granit und Obelisken gezierte öffentliche Plätze und äußerst anmuthige Spaziergänge hat. Beide werden durch den Hafen von einander abgesondert. Dieser hat die Gestalt eines länglichen Vierecks, ist rings umher mit einem Kai eingefaßt, der zu einem Spaziergange dient, und ist so geräumig, daß er zum mindesten sechshundert Kauffarthei-Schiffe in sich aufnehmen kann. Er hat 450 Toisen in der Länge und 130 Toisen in der Breite. Die Schiffe haben in demselben nach ihrer Flagge ihren bestimmt angewiesenen Platz, bei dessen Auswahl man besonders auf das Klima Rücksicht nimmt; so haben z. B. die nordischen Völker, die mehr an die Kälte gewöhnt sind, ihre Stelle gleich bei dem Eingang desselben, wo die Temperatur der Luft rauher und abwechselnder ist. Auf der linken Seite befinden sich die großen Waaren-Magazine, die Zucker-Raffinerien und die Seife-Fabriken. Rechter Hand sind die Kaufmannsgewölbe und die sogenannte Loge oder das Rathhaus, wovon das untere Stockwerk zur Börse dient; über dem Eingange desselben befindet sich ein großer Altan mit einer stei-

nernen Einfassung, auf welcher ehemals das Brustbild Ludwigs XIV. gestanden hat, das aber in der Revolution heruntergeworfen worden ist; das Wappen von Frankreich, dieses berühmte Meisterwerk von le Puget, ist zwar noch daran befindlich, aber fast gänzlich verdorben und zerschlagen.

Der Hafen wird jeden Abend mit einer eisernen Kette geschlossen, und des Morgens mit einem Kanonenschuß wieder geöffnet. Es wird auf der einen Seite durch das Fort St. Johann, und auf der andern durch das Fort St. Nicolas oder die eigentliche Citadelle vertheidigt, welches letztere Fort die Marseiller in einem Anfall von Wahnsinn fast bis auf den Grund zerstört haben. Unterhalb der Citadelle sieht man die Ruinen von der alten Abtey St. Victor, wovon aber nichts mehr übrig ist, als die halb verfallene Kirche. Hinter St. Victor, auf dem Gipfel einer kahlen, unfruchtbaren Anhöhe, auf welcher ehemals der heilige Hain sich befand, der die römischen Legionen mit einem religiösen Schauder erfüllt hat, steht gegenwärtig das elende Schloß von Notre-Dame de la Garde, dessen Bewachung und Vertheidigung den abgestumpften Waffen einiger Invaliden anvertraut ist.

In einiger Entfernung von dem Hafen liegen drei kleine wüste Inseln, nämlich If, Ratonneau und Pomegues. Die erstere dient bloß zu einem Staats-Gefängniß; auf der zweiten befindet sich ein Fort, worin sich beständig eine kleine Besatzung aufhält, um die feindlichen Schiffe an dem Einlaufen in den Hafen zu verhindern; bei der dritten sind mehrere vortreffliche Rheden, worin die Schiffe anlegen, die aus der Levante kommen. Die Patente des Capitäns, die von den Consul seiner Nation unterschrieben seyn muß, bestimmt in allen Fällen den Ort, wo das Schiff sich vor Anker zu legen hat. Man unterscheidet drei ver-

schiedene Arten von Patenten, nämlich die Patente nette, touchée und brute, je nachdem das Schiff aus einer Stadt kommt, wo man wegen des Gesundheitszustandes vollkommen ruhig, oder der auf irgend eine Art verdächtig oder aber von der Pest wirklich angesteckt ist *). Sobald der Capitän anlangt, so fährt er in einem Boote nach der Consigne, einem großen Gebäude am Eingange des Hafens, wo sich die Haupt-Expedition des Gesundheitsrathes befindet. Hier wird nun seine Patente auf das genaueste untersucht und nach der Beschaffenheit derselben seinem Schiffe die ihm zukommende Stelle angewiesen. Sobald es gehörig vor Anker gebracht worden ist, begeben sich der Capitän, die Equipage und die Passagiere in das Lazareth, um daselbst die Quarantäne zu halten; eben so müssen auch die sämmtlichen Waaren aus dem Schiffe dahin gebracht werden. Die Quarantäne begreift aber nicht immer, wie man es nach dem Wortverstande glauben sollte, einen bestimmten Zeitraum von vierzig Tagen in sich, sondern ihre Dauer hängt von der Beschaffenheit der Patente und von mancherlei zufälligen Umständen ab, die sich während dieser Probezeit zutragen können.

Das Lazareth zu Marseille ist unstreitig durch seinen ungeheuern Umfang und durch seine musterhaft vortreffliche Einrichtung das vorzüglichste, das irgendwo in der Welt existirt. Um sich einen Begriff von seiner Größe zu machen, braucht man nur zu wissen, daß die französische Armee, als sie aus Egypten zurückkam, ganz und ohne Ausnahme in demselben aufgenommen wurde. Die Menschen wohnen in einzel-

*) Diese Patente ist eigentlich der Gesundheitspaß, der in dem Hafen, aus welchem das Schiff ausläuft, von dem französischen Consul ausgestellt wird, und der die gewissenhafteste Erklärung über den dortigen Gesundheitszustand enthalten muß. Der Consul muß mit seinem Kopfe für die Richtigkeit dieses Passes haften. A. d. Ueb.

nen von einander abgesonderten Gebäuden und die Waaren werden unter grossen offenen Schuppen aufbewahrt, wo sie die ganze Zeit über der freien Luft ausgesetzt bleiben, die auch allein vollkommen hinreichend ist, um sie von allen pestilenzialischen Miasmen zu reinigen. Um den ganzen Umfang dieser Anstalt läuft eine doppelte, fünf und zwanzig Fuß hohe, und durch einen Raum von sechs Toisen von einander getrennte Mauer herum; das Ganze macht gewissermaßen eine zweite Stadt aus, die von der eigentlichen Stadt ganz abgesondert ist. In dieser Anstalt wird besonders mit der außerordentlichsten Strenge darauf gesehen, daß die darin befindlichen Personen weder unter einander selbst noch mit andern fremden Personen Umgang haben; denn es ist durch vielfältige Erfahrung erwiesen, daß die Pest sich nur allein durch unmittelbare Berührung mittheilt. Wenn einer von den Bewohnern des Lazareths, unbesonnen genug wäre, einen neuen Ankömmling, der eben an's Land gestiegen ist, nur im geringsten zu berühren, so müßte er seine Quarantäne, und wenn er sie auch beinahe schon ganz überstanden hätte, ohne Barmherzigkeit wieder von neuem anfangen.

Wenn ein Kranker, er mag nun wirklich die Pest oder irgend eine andere Krankheit haben, einen Arzt zu sich rufen läßt, so bleibt dieser beständig in einiger Entfernung von ihm stehen; der Kranke muß sich ganz nackt ausziehen und er untersucht ihn, ohne ihn auch nur im mindesten zu berühren. Findet er nun verdächtige Symptome an ihm, oder hält er es auch nur für rathsam, daß ihm zur Ader gelassen werde, so wird ein Chirurgus herbei geholt, der für eine bestimmte nicht unbedeutende Bezahlung, die der Kranke zu bestreiten hat, die unmittelbare Pflege und Wartung desselben übernimmt, und daher auch eben so lange als dieser seiner Freiheit gänzlich beraubt bleibt. Ge-

gen die Pest selbst hat man schon alle mögliche Mittel versucht, aber bis jetzt immer vergebens. Wenn ein Unglücklicher an derselben stirbt, so wird sein Leichnam sogleich in ungelöschtem Kalk verbrannt.

Wir hätten sehr gewünscht, die innere Einrichtung des Lazareths genauer kennen zu lernen, allein es wurde uns nicht verstattet, weiter als durch das erste Thor desselben zu gehen. Es ist jedoch möglich, weiter hinein zu kommen, wenn man einen gültigen Grund dafür anzuführen hat. Es wird z. B. einem Verwandten oder einem Freunde niemals abgeschlagen, die Person, die ihn besonders interessirt, darin zu besuchen; nur darf er sie nicht berühren, und muß, um dieses unmöglich zu machen, durch ein Gitter mit ihr sprechen *).

Die Stadt Marseille entspricht in ihren einzelnen Theilen der großen Erwartung nicht, die man auf den ersten Anblick von derselben bekommen hat, und je mehr man durch ihre verschiedenen Quartiere hindurch geht, desto mehr wird der erste Eindruck geschwächt. Es ist wirklich unbegreiflich, daß in einer Stadt, wo einst die schönen Künste in einem so hohen Grade blühten, kein einziges antikes Denkmahl, kein Ueberbleibsel des Alterthums, das der Zerstörung der Jahrhunderte widerstanden hätte, zu finden ist. Unter den neuern Gebäuden befinden sich sehr wenige, die auch

*) Diese Unterredungen haben alle in einer langen, schmalen Gallerie Statt, die sich vor dem Haupteingange des Gebäudes befindet, und mit starken, bis an das Dach hinaufreichenden Gittern eingeschlossen ist. Auf beiden Seiten dieses Gitters läuft noch ein tiefer und über zwei Fuß breiter Graben hin, wodurch also jede Berührung durchaus unmöglich gemacht wird. Die Strenge und Pünctlichkeit, womit diese Quarantäne-Anstalt betrieben wird, übersteigt allen Begriff. Sie ist übrigens ein wahrer Triumph der europäischen Cultur; denn nur durch sie allein kann das furchtbare Uebel der Pest, die sehr häufig in dem Lazarethe herrscht, und an der daselbst viele Menschen jährlich sterben, ohne daß man etwas davon erfährt, von der weitern Verbreitung auf dem festen Lande abgehalten werden. A. d. Ueb.

nur einigermaßen merkwürdig sind. Von den gothischen Kirchen Notre Dame de la Major und les Accoules, die auf den Ruinen von den Tempeln der Diana und der Pallas erbaut waren, ist gegenwärtig nichts mehr übrig; die erstere ist von selbst und aus Mangel an gehöriger Unterhaltung verfallen, die andere aber ist, so wie auch die schon oben genannte Abtei St. Victor, während der Revolution zerstört worden. Die Sternwarte ist zwar mit einem ziemlichen Vorrath von vortrefflichen astronomischen Instrumenten versehen; allein das Gebäude an und für sich selbst ist nur ein sehr hohes Haus, das sich durch nichts weiter auszeichnet, als durch die unermeßlich weite und schöne Aussicht, die man von dem platten Dache desselben über die ganze umhergelegene Gegend und das Meer hat. In dem Museum findet man die aus der Abtei St. Victor weggenommenen Grabmähler, einige wenige nicht sehr bedeutende Überbleibsel von griechischer Bildhauerkunst und mehrere vortreffliche Gemählde. Unter den letztern zeichnet sich besonders dasjenige aus, das die Pest von Marseille vom Jahr 1720 vorstellt, und wo alle Schrecknisse dieser furchtbaren Krankheit mit einer schaudererregenden Wahrheit ausgedrückt sind.

Vaux d'Ollioules. — Stadt und Hafen von Toulon. — Galeerensclaven.

Bei unserer Abreise von Marseille führte uns der Weg eine Zeitlang an den Ufern der Huveaune hin, die auf beiden Seiten mit kleinen Wäldchen, mit den herrlichsten Wiesen, und mit fruchtbaren, auf das sorgfältigste bestellten Feldern bedeckt sind; man glaubt lauter Gärten zu sehen, die abwechselnd in Weinberge,

Getreidefelder und Gemüseländer abgetheilt sind. Wir kamen ohne uns aufzuhalten durch die kleine Stadt Aubagne hindurch, und kletterten alsdann die steile und dürre Küste von Cujes hinauf *).

Auf dem ganzen Wege von Marseille nach Toulon stellen sich dem Auge eine Menge der sonderbarsten Contraste dar; denn häufig wechseln die fruchtbarsten Thäler plötzlich mit den rauhesten und ödesten Bergen ab. Die merkwürdigste und interessanteste Ueberraschung ist jedoch diejenige, die das sogenannte Vaux d'Ollioules hervorbringt. Eine starke halbe Stunde lang geht der Weg immerfort an einen reissenden Waldstrom in einem engen Hohlwege und zwischen Felsenmassen hin, die bald senkrecht abgeschnittene Mauern sind, bald hohe Pyramiden bilden, bald wie durch ein Erdbeben zerrissen ordnungslos durcheinander liegen. Der ganze Weg ist mit Felsentrümmern bedeckt, überall herrscht eine grausenvolle Dunkelheit; kein einziger Baum, keine Pflanze erfreut das Auge, und man glaubt sich in das Reich des Chaos, oder an den Eingang in die Unterwelt versetzt. Plötzlich aber tritt man aus diesem wilden Labyrinthe heraus und erblickt eine der lachendsten Ebenen vor sich, die sich nur die Einbildungskraft der Dichter erschaffen kann. In derselben liegt das Dorf Ollioules; durch ringsumher befindliche Berge, deren Gipfel mit Waldungen bedeckt und die Abhänge mit den reichsten Schätzen des Ackerbaues geschmückt sind, werden die Sonnenstrahlen in diesem kleinen Thälchen concentrirt und machen aus demselben für alle zärtern Bäume und Pflanzen eine Art von Treibhaus. Hier sahen wir auch zum erstenmale Orangenbäume im freien Felde, ob man

*) Das Städtchen Aubagne ist der Geburtsort von Barthelemy, dem berühmten Verfasser der Reisen des jungen Anacharsis. Das Städtchen Cujes ist mit Kalkfelsen umringt, deren Abhänge über und über mit Kapernstauden bedeckt sind.
A. d. Ueb.

gleich fast allgemein den Glauben hat, daß die ganze Provence damit bedeckt sey. Selbst auch Ollioules hat nur seiner speciellen Lage diese Begünstigung der Natur zu verdanken, denn in der Ebene, in die wir unmittelbar nachher kamen, sahen wir nichts weiter mehr als Olivenwälder. Dies ist die letzte Ebene vor Toulon; sie wird gegen Süden von dem Meere begränzt, und sobald wir die Anhöhe die sie auf der andern Seite einschließt, hinauf gestiegen waren, erblickten wir Toulon.

Diese Stadt ist mit einer doppelten Mauer umringt und wird von mehrern Forts beherrscht, die sie theils auf der Seite nach Italien zu gegen einen Angriff von Landtruppen, theils ihren Hafen gegen feindliche Flotten vertheidigen sollen. Beide Zwecke erfüllt das Fort Lamalgue; allein die Forts St. Catharina, Arligues, Pharon, und die Redoute dieses Namens, die sämmtlich amphitheatralisch übereinander liegen, können nur zu der erstern Absicht gebraucht werden.

Durch eine hohe Gebirgskette, die durch ihren graulichten Gipfel einen höchst einförmigen und wirklich traurigen Anblick gewährt, wird Toulon während des Winters gegen die rauhen Nord- und Nordostwinde geschützt; allein dagegen verursacht sie auch daselbst im Sommer durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen eine ganz unerträgliche Hitze. Die häufigen Quellen, die in derselben entspringen, tragen durch die Menge der angelegten Springbrunnen sehr viel zur Verschönerung und zur Annehmlichkeit der Stadt bei. Dieser reiche Vorrath von Wasser kann jedoch die Hitze der Atmosphäre nicht dämpfen, allein er könnte wenigstens vollkommen hinreichend seyn, um die Reinlichkeit in den Straßen zu unterhalten, was aber keinesweges der Fall ist. Auf die Unterhaltung der Boulevards, die den gewöhnlichen Spaziergang der Einwohner ausmachen, wird nicht die allerge-

ringste Sorgfalt verwandt, und obgleich die Stadt im ganzen genommen ziemlich gut gebaut ist, so ist sie demungeachtet finster und schmuzig.

Man findet daselbst einige höchst schätzbare Werke der Bildhauerkunst, die unter die vorzüglichsten Meisterstücke von le Pujet gerechnet werden. Besonders zeichnen sich darunter die zwei Seraphinen aus, die sich in einer Kapelle der Cathedralkirche befinden, und die beiden Termen, die den Altan am Rathhause tragen. Diese leztern sind in Rücksicht ihrer Stellung und des ganzen Ausdrucks von bewundernswürdiger Schönheit. Ihr Kopf ist schmerzhaft vorwärts gegen die Brust herab gedrückt, und allen ihren Gesichtszügen, so wie ihren gewaltsam angestrengten Muskeln, sieht man den Schmerz an, den ihnen die auf ihnen ruhende Last verursacht. Man versichert, Pujet habe Ursache gehabt, mit zwei zu Toulon befindlichen Consuln unzufrieden zu seyn, und habe sie deshalb mit einer so sprechenden Aehnlichkeit in diesen beiden Termen abgebildet, daß sie es nicht mehr gewagt haben, vor dem Rathhause vorbeizugehen, um nicht jedesmal ihr Ebenbild daselbst zu erblicken.

Keine einzige Stadt in Frankreich hat durch die Revolution mehr gelitten, als Toulon. Als die Engländer nach der Zernichtung unserer Flotte, die ihre einzige Absicht war, die Stadt wieder verlassen hatten, zeichnete sich der Einzug der Sieger durch alle Gräuel der schrecklichsten Rache aus. Zwei Ungeheuer, die sich Repräsentanten des Volks nannten, erließen die Befehle zum Blutvergießen, und ordneten dasselbe auf eine Art an, die der Menschheit zur Schande gereicht. Damals verließen die meisten redlichen Bürger ihre Vaterstadt, und diejenigen, die sich nicht durch die Flucht retten konnten, verloren theils durch das Blei ihrer Landsleute, theils durch das Beil des Henkers ihr Leben. Toulon wurde mit Strömen von Blut

überschwemmt, und in kurzer Zeit in eine förmliche Einöde verwandelt. Seitdem hat es sich zwar wieder einigermaßen bevölkert, allein die neuen Colonisten bestehen größtentheils aus Abentheurern und aus schlechtem Gesindel. Die einzigen interessanten Gegenstände, wegen deren sich ein Reisender daselbst aufhalten kann, sind der Hafen und das Arsenal.

Es giebt eigentlich zwei Häfen zu Toulon, nämlich der alte oder sogenannte Handelshafen, und der neue, der für die Kriegsschiffe bestimmt ist. Eben so giebt es auch daselbst zwei verschiedene Rheden, die kleine und die große; die Einfahrt aus der letztern in die erstere wird auf der einen Seite durch das Fort de l'Eguillette, und auf der andern durch den sogenannten großen Thurm vertheidigt. Der Handelshafen hat eine viereckigte Form, und ist mit einem Kai eingefaßt, der sich längs der ganzen Stadt hin erstreckt; in denselben laufen alle Kauffahrteischiffe ein, so wie auch die entwaffneten Kriegsschiffe, und er steht vermittelst eines Kanals mit dem neuen Hafen in Verbindung. Dieser letztere hat eine unregelmäßige Gestalt, und liegt innerhalb des Umkreises des Arsenals selbst; übrigens hängt er mit dem Meere durch eine besondere Oeffnung zusammen. In dem Arsenale bewundert man mit Recht die vollständige Vereinigung aller denkbaren, zum Gebrauch des Seewesens erforderlichen Künstler und Handwerker. Zimmerleute, Tischler, Bötticher, Schmide, Bildhauer — alle haben daselbst ihre besondern Werkstätten. Hier werden Schiffe erbaut, Schiffe ausgebessert, und Schiffe mit allen erdenklichen Geräthschaften, so wie auch mit Munition versorgt. In einem zweihundert Toisen langen von Vauban aufgeführten Gebäude, das unter dem Namen der Corderie berühmt ist, sind ununterbrochen eine zahllose Menge von Arbeitern beschäftigt; einige hecheln Hanf und bereiten ihn überhaupt zu, andere

spinnen ihn, andere theeren ihn, und noch andere verwandeln ihn endlich in Taue. Will man nun mit einem einzigen Blick die ganze bewundernswürdige Erfindung der Schiffsbaukunst im Kleinen übersehen, so findet man die vollständigste Sammlung von allem, was dazu gehört, in dem vortrefflichen Modell-Kabinet, worin Boote, Corvetten, Fregatten, Kriegsschiffe, Docken, Maschinen für die Verfertigung und Aufrichtung der Mastbäume, kurz alles, was man nur zu sehen wünschen kann, sich beisammen befindet; man lernt daselbst die sämmtlichen Theile des so sehr zusammengesetzten Baues der Schiffe weit leichter und besser kennen, als auf einem Schiffe selbst.

Wir besahen auch die berühmte Docke, in welcher die Schiffe ausgebessert werden, und durch deren Erbauung der Ingenieurofficier Grognard sich einen unsterblichen Ruhm erworben hat. Die erste Idee dazu wurde ihm jedoch, wie man versichert, von einem gemeinen Handwerksmann gegeben, und dies ist ein abermaliger Beweis, daß die Flamme des Genies oft durch einen zufälligen Funken entzündet wird.

In den Häfen am Ocean ist die Erbauung der Schiffsdocken keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen, denn vermittelst der Ebbe und Fluth füllen und leeren sie sich täglich zweimal von selbst; allein am mittelländischen Meere, wo diese Naturerscheinung nicht statt hat, muß die Kunst allein die Stelle derselben vertreten. Man hat daher in dem Hafen des Arsenals zu Toulon ein 180 Fuß langes, 80 Fuß breites und 18 Fuß tiefes Bassin erbaut, das mit Quadersteinen ausgemauert ist, und in welches gerade ein großes Linienschiff paßt. Um dieses Bassin zu verschließen, wird ein besonders dazu eingerichtetes Schiff mit Eisen belastet, so daß es untersinkt, und in eigens dazu angebrachten Angeln auf beiden Seiten eingreift. Wenn man nun ein Schiff ausbessern will, so wird vermöge

acht und zwanzig grosser Pumpen, die an dem obern Theile des Bassins befindlich sind, alles Wasser aus demselben in einem einzigen Tage herausgeschafft, und das Bassin alsdann gereinigt. Hierauf wird das Schiff, das den Eingang verschließt, von seiner Last befreiet, so daß es sich in die Höhe hebt und bei Seite gebracht werden kann. Nunmehr füllt sich das Bassin wieder an, das auszubessernde Schiff wird hineingelassen, das Bassin wieder verschlossen, und durch die Pumpen zum zweitenmale ausgeleert. Wenn die Ausbesserung vollendet ist, so wird der Eingang abermals geöffnet, und das Schiff läuft hinaus, um auf's neue der Wuth der Elemente und des Krieges Trotz zu bieten *).

Die meisten Arbeiten im Hafen werden durch Galeerensclaven verrichtet. Diese Elenden, deren Anzahl sich auf drei- bis viertausend beläuft, gewähren durch ihr schmuziges Aeußere und durch das unverkennbare Gepräge des Lasters und der Schande, das sie auf der Stirne tragen, einen zurückstoßenden, empörenden Anblick. Die meisten unter ihnen sind mit noch einem Kameraden an eine und die nämliche Kette angeschmiedet, die ihnen niemals, weder bei Tage noch bei Nacht, abgenommen wird. Ihre Kleidung besteht in einem Paar leinenen langen Hosen, einer schlechten rothen oder braunen Jacke, auf welche die Anfangsbuchstaben Gal. genähet sind, und in einer wollenen Mütze von der nämlichen Farbe, an der auf einem verzinnten Blech die Nummer angebracht ist. Sie sind sämmtlich in zwei verschiedene Klassen abgetheilt. Die sogenannten Verdächtigen, die durch die Art ihres Verbrechens zu einem besondern Mißtrauen be-

*) Um die Ausbesserung der Schiffe mit Bequemlichkeit besorgen zu können, laufen rings um die innern Wände des Bassins stufenartige Absätze herum, auf denen man um das ganze Schiff herumgehen kann. Eben so führen auch mehrere Treppen von den Kais auf den Boden hinab. A. d. Ueb.

rechtigen, werden auf den Galeeren selbst beständig unter der strengsten Aufsicht gehalten, und dürfen dieselben niemals verlassen, als in besonders dringenden Fällen, wo man ihrer Arbeit benöthigt ist. Ihre täglichen Verrichtungen bestehen darin, daß sie ohne alle Bezahlung das Werg zum Kalfatern der Schiffe zubereiten müssen.

Die zweite Klasse machen diejenigen aus, die weniger schwere Verbrechen begangen haben, und auf die man sich noch eher verlassen zu können glaubt. Diese werden nun auf folgende Art behandelt:

Jeden Morgen werden sie, eine halbe Stunde nachdem die Arbeit der erstern Klasse ihren Anfang genommen hat, an den Ort geführt, wo sie ihr Tagewerk verrichten sollen. Diejenigen unter ihnen, die ein Handwerk verstehen, das zum Schiffsbau und überhaupt zum Seewesen gebraucht werden kann, bekommen die Hälfte von dem Tagelohn, der einem freien Menschen bezahlt werden muß; die andern aber verdienen nur so viel, daß ihnen ein Nößel Wein bei jeder Mahlzeit gereicht werden kann. Ihre tägliche und unabänderliche Nahrung besteht in Brot und weißen Bohnen. Wenn sie aber krank werden, so läßt man ihnen alle Pflege, die die Menschlichkeit erfordert, angedeihen; die Gerechtigkeit, die sie bestraft, ist streng, aber nicht grausam, und wenn sie dieselben zum Leiden verurtheilt, so sorgt sie doch für die Erhaltung ihres Lebens.

Während ihrer Arbeit ist immer ein Aufseher mit zwei Soldaten bei ihnen, dem sie pünctlich gehorchen müssen. Auch auf den Galeeren selbst stehen sie unter diesen Aufsehern, und unter besonders ernannten Ausschüssen. Bei wichtigern Vergehungen statten die letztern an den Commissair der Marine Bericht ab, der alsdann die Strafe bestimmt, die dem Schuldigen zu Theil werden soll. Wenn ein Galeerensclave entflieht,

so werden, sobald man es gewahr wird, die Einwohner der Stadt und der umliegenden Dörfer durch drei Kanonenschüsse davon benachrichtigt, und wer ihn wieder auf die Galeere zurückbringt, bekommt eine bestimmte, nicht unbedeutende Belohnung. Der Flüchtling erhält alsdann die Bastonnade, und die Dauer seiner Sclaverei wird verdoppelt. Des Abends werden die Sclaven alle einzeln und mit Namen aufgerufen; alsdann werden sie in ihre Gefängnisse geführt, die Thüren derselben sorgfältig verschlossen, und Wachen davor gestellt.

Hyeres. — Frejus. — Cannes. — Die Lerinischen Inseln, Sainte Marguerite und St. Honorat. — Antibes. — Ankunft zu Nizza.

Wenn man bloß zu seinem Vergnügen und um sich zu unterrichten reiset, so ist es vergönnt, so oft sich eine Gelegenheit dazu darbietet, von dem geraden Wege abzuweichen. Dies war auch unser Fall auf der Reise von Toulon nach Nizza; denn so bald wir den Flecken la Vallette zurückgelegt hatten, verließen wir die gerade Straße, und schlugen den Weg nach Hyeres ein. Dieser kleine Winkel der Erde, der seines milden Clima's und seiner bewundernswürdigen Fruchtbarkeit wegen in ganz Europa berühmt ist, verdiente allerdings einen kleinen Umweg. Ehe wir noch daselbst anlangten, kamen wir durch eine entzückend schöne Ebene, die mit allen Reizen des Frühlings geschmückt war. In dem eben in Halme geschossenen Getreide schaukelten sich warme Westwinde; der Weinstock hatte verblüht und setzte zahlreiche Trauben, die Hoffnung der Winzer, an; der ganze Weg war mit blühenden Granatbäumen eingefaßt; Rosen, Lilien und Thy-

mian erfüllten die Luft mit ihren balsamischen Düften, und das junge Grün der Feigen-, Maulbeer-, Pfirsich- und Mandelbäume machte einen lieblichen Contrast mit der ewigen Blässe der Olivenbäume.

Wir aßen zu Hyeres zu Mittag, und ich darf dabei nicht vergessen zu bemerken, daß, ob wir uns gleich noch im April befanden, uns Zuckererbsen, Spargel und Erdbeeren vorgesetzt wurden, die in diesem Lande schon lange keine Seltenheit mehr waren. Nach Tische gingen wir sogleich in die Orangenwälder, die den vorzüglichsten Reichthum und die wesentlichste Schönheit von Hyeres ausmachen. Es war aber nicht der günstige Zeitpunkt, um sie in aller ihrer Pracht zu sehen; denn die Früchte waren eingeerndtet, und die Blüthen fingen kaum an aufzubrechen. Einige Bäume, die man noch nicht ganz geleert hatte, gaben uns jedoch einen Begriff von dem Anblick, dessen wir uns zu einer andern Zeit würden zu erfreuen gehabt haben; ihre unter der Last von zahllosen goldenen Kügeln zur Erde gebeugten Aeste erinnerten uns auf das lebhafteste an die fabelhaften Schätze in den Gärten der Hesperiden.

Der Orangenbaum, den die Natur mit einer so köstlichen Frucht begabt hat, verlangt keine sorgfältigere Wartung und Pflege, als jeder andere Baum; man muß bloß jährlich die Erde rings um den Stamm herum aufhacken und ein wenig düngen. Im October oder im März wird das überflüssige Holz, das seinen Saft unnützerweise erschöpfen würde, ausgeschnitten. Aber erst nach sieben oder acht Jahren trägt der Baum Früchte. Zu Ende des Novembers werden die Orangen eingeerndtet; sie sind zwar um diese Zeit noch nicht vollkommen reif; allein weil der größte Theil derselben in das nördliche Europa verschickt wird, so muß man sie abbrechen, ehe sie noch ihre volle Reife erlangt haben, damit sie nicht verderben. Diejenigen hingegen,

welche die Eigenthümer für sich selbst behalten wollen, bleiben am Baume hängen, wo sie sich ein ganzes Jahr hindurch halten, ohne andern Nachtheil, als daß sie, wann der Saft in den Baum tritt, auf eine kurze Zeit ihre Vollsaftigkeit und ihren aromatischen Geruch verlieren. Man findet daher sehr häufig reife und noch ganz grüne Früchte an dem nämlichen Zweige. Im Monat Mai fängt der Baum an zu blühen; wenn die Blüthezeit bald vorüber ist, wird ein Tuch unter ihn ausgebreitet, und er ganz sacht geschüttelt; hierdurch lösen sich die Blumenblätter ab, und man bekommt die Blüthe, ohne der Frucht zu schaden.

Außer Orangen-, Zitronen- und Granatbäumen sahen wir hier auch in einigen Gärten Palmbäume, deren himmelhohe, säulenförmig gerade Stämme in ihrer Krone mit gelblichen Traubenbüschcheln geschmückt waren. Seit einiger Zeit hat man auch angefangen, sich auf die Cultur der Baumwollenstaude zu legen, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg; der Anbau des Zuckerrohres wird aber heut zu Tage nur noch hin und wieder der Seltenheit wegen getrieben.

Die milde Temperatur der Luft zu Hyeres, die den Wachsthum aller exotischen Pflanzen in einem so auffallenden Grade befördert, ist auch allen denjenigen Menschen, die eine schwächliche Constitution haben, außerordentlich zuträglich, obgleich die Luft keinesweges so rein und gesund ist, als es zu wünschen wäre, und sie auch wirklich seyn könnte. Es giebt in der Nachbarschaft mehrere stehende Gewässer, durch deren fauligte Ausdünstungen die Luft besonders im Sommer sehr verdorben wird; man hatte zwar angefangen, einen Kanal zu graben, um diese Gewässer in das Meer zu leiten, allein die Arbeit ist schon vor mehr als einem Jahrhundert wieder eingestellt worden.

Die Stadt Hyeres liegt auf dem Abhange einer ziemlich steilen Anhöhe, und enthält ungefähr vier-

tausend Einwohner. Von dem Gipfel dieser Anhöhe erblickt man rechts die Rhede und den Hafen von Toulon, links übersieht man mehrere Thäler, die sich in allen Richtungen durchkreuzen, und vor sich hat man eine Ebene, die sich in einem sanften Abhange bis an das Meer erstreckt, aus welchem sich in einer geraden Linie die unbewohnten und fast ganz unangebauten Inseln Levant, Porquerolles und Portcros, die bei den Alten unter dem Namen der Stoechaden bekannt waren, emporheben. Unser Führer machte uns auch noch auf die Einsiedelei unserer Lieben Frau aufmerksam, die auf einem einzelnen Berge nahe am Ufer liegt, und gewissermaßen zwischen Himmel und Erde schwebt.

Hyeres ist bekanntermaßen das Vaterland Massillon's, dieses ersten und vorzüglichsten unter allen Rednern, die jemals von einer christlichen Kanzel das Wort der Wahrheit gepredigt haben; keiner hat jemals wie er das höchste Rednertalent und die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens in einem so hohen Grade mit einander verbunden, und seine unsterblichen Werke haben das milde Gepräge des reizenden Klima's, in dem er gebohren war. Ich hätte mich sehr gern noch länger in diesem irdischen Paradies aufgehalten, allein den ganzen Plan seiner Reise darf man dem blossen Vergnügen doch auch nicht aufopfern, und wir beschlossen daher, am ersten Mai bei Anbruch des Tages unsre Reise fortzusetzen. Eine Nachtigall, die dicht vor meinen Fenstern in einem dickbelaubten Orangenbaume versteckt war, weckte mich, ehe noch der Tag zu grauen anfing. Ich legte mich in's Fenster, um diesem lieblichen Sänger und seinem Morgengesang zuzuhören, und athmete dabei den balsamischen Duft der Orangenbäume ein, die ein erquickend kühler Wind von dem Meere her mir entgegen wehte. Hier verlebte ich eine so genußreiche Stunde,

daß es mir leid that, als sich die Sonne aus dem Meere emporhob, und die Zeit heranahte, wo ich mich auf immer von diesem bezaubernden Lande losreissen mußte.

Wir hatten über eine Stunde auf den abscheulichsten Wegen zurück zu legen, ehe wir die Heerstraße wieder erreichten. Eine lange Wasserleitung, die in dem Dorfe Crau anfängt, und den Einwohnern von Hyeres ein krystallhelles Wasser zuführt, war die einzige Merkwürdigkeit, die uns bis Souliers aufstieß. Diese kleine Stadt, so wie die beiden andern Cüers und Pignan, die dicht auf einander folgen, sind durch nichts weiter merkwürdig, als durch ihre unbegreiflich schmuzigen, mit Mist ganz überdeckten Straßen. Man kann sich nichts einförmigeres denken, als die Gegend, die uns umgab; denn der Weg führt beständig durch Wälder von Olivenbäumen, die das ganze Thal und den Abhang der Berge bedecken. Wir brachten die Nacht in dem Dorfe Luc zu, und kamen den andern Morgen noch durch die Dörfer Vidauban und Muy, ehe wir Frejus erreichten. Der Boden schien uns hier nicht mehr so fruchtbar zu seyn, als er es noch am vorhergehenden Tage gewesen war. Die Olivenbäume wurden mit jedem Schritte seltener, und ihre Stellen hatten die traurigen Tannen, dieses Bild der Unfruchtbarkeit, eingenommen, die von den Gipfeln der Berge heruntergestiegen waren. Die Erde war, dem Anschein nach, hart und fest; allein sie muß demungeachtet sehr leicht zu zerbrechen seyn, weil zwei mittelmäßig große Esel hinreichen, um den Pflug zu ziehen. Freilich ist auch in den südlichen Provinzen von Frankreich der Pflug außerordentlich leicht; denn er besteht bloß in einem kleinen Eisen, das an ein mit einem Handgriff zum Leiten versehenes Stück Holz befestigt ist.

Ehe wir noch in Frejus hinein fuhren, stiegen

wir aus dem Wagen, um das Amphitheater, das sich dicht neben dem Wege befindet, zu besehen. Es ist viel kleiner, als das zu Nimes, hat aber außerdem ganz die nämliche Form; nur ist es bei weitem nicht mehr in so gutem Stande wie das letztere. Die meisten Schwibbogen sind eingestürzt, und die wenigen noch übrigen werden ebenfalls nicht mehr lange stehen bleiben. Ein dichtes Epheu bedeckt die sämmtlichen Ruinen; aus den Zwischenräumen wachsen Feigenbäume hervor, und in dem Innern derselben steht ein fauliges Wasser.

In einer kleinen Entfernung von dem Amphitheater liegt die Stadt, die mit alten Wällen umringt, schlecht gebaut und halb entvölkert ist; die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich nicht über zweitausend Seelen, und auch diese nimmt wegen der ungesunden Luft noch täglich ab. Was für ein auffallender Unterschied zwischen diesem elenden Flecken und der einst so blühenden Stadt, die Cäsar wieder herstellte und Augustus verschönerte! Die barbarischen Völker des Südens haben das herrliche Werk der römischen Kaiser zerstört, und wo man sich jetzt auch hinwendet, findet man nichts als Ruinen. Der vortreffliche Hafen, der dreihundert Toisen lang und hundert und achtzig breit war, den ein prächtiger Pharus erleuchtete, der durch einen mit Thürmen versehenen Damm gegen die Wuth der Nordwinde, und durch eine lange Mauer gegen die Verschlammungen des Flusses Argent geschützt wurde, ist heut zu Tage nichts mehr als eine sumpfige Küste. Das Meer hat sich beinahe eine halbe Stunde weit zurückgezogen und mit ihm haben sich Handlung, Wohlstand und Gesundheit entfernt; an seiner Stelle befinden sich jetzt hin und wieder stehende Gewässer, die durch ihre fauligten Ausdünstungen ringsumher bösartige Fieber und den Tod verbreiten.

Das sogenannte goldene Thor, das von Kiesel-

steinen erbaut ist, die mit Puzzolanerde auf einander gekittet sind, und das gerade gegen dem Hafen über liegt, existirt zwar noch heut zu Tage; allein es verdient seinen ursprünglichen Namen nicht mehr. Denn die Schätze des Meeres und die Reichthümer der entlegensten Länder werden nicht mehr durch dasselbe hindurch geführt; in seiner Nähe sieht man noch gegenwärtig unermeßliche Magazine, die aber überall mit Olivenbäumen bedeckt sind. Große Haufen von Ruinen, und ein dickes Gewirr von Pflanzen und Gesträuchen versperren den Eingang in dieselben; man kann jedoch vermittelst einer Leiter durch ein altes Loch hinein kommen, das mitten in dem obern Theil der Mauer angebracht ist.

Auf der andern Seite des Hafens, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, befinden sich die Ueberreste des Pantheons, das ein kleiner, runder Tempel gewesen ist. Es ist jedoch nichts mehr davon vorhanden als die eine Seite der Mauer mit Fenstern und Nischen für Götzenbilder und Geräthschaften. In der Mitte desselben hat man neuerlich durch Aufgraben der Erde ein Bassin entdeckt, das die nämliche Form wie der Tempel hat, und rings um dasselbe herum noch mehrere Bassins, die weniger groß aber weit tiefer sind; man weiß nicht was für eine Bestimmung sie ursprünglich mögen gehabt haben.

Die Cathedralkirche von Frejus ist ein finsteres Gebäude von sehr schlechtem Geschmack und außer dieser ist durchaus nichts Merkwürdiges in der ganzen Stadt zu sehen. Allein der Grund und Boden ringsum dieselbe herum erregt große Rückerinnerungen. Durch diese Stadt zog Cäsar, um Marseille zu belagern, als er sich mit Pompejus um die Herrschaft der Welt stritt; hier war der Besieger der Britten, der vortreffliche Agricola, geboren worden, der um der Eifersucht eines grausamen Gebieters auszu=

weichen, den gefährlichen Glanz seiner Siege in der Einsamkeit verbergen mußte; hier war es auch, wo im Anfang des vorigen Jahrhunderts der damals schon sechszigjährige Prälat, der der Erzieher Ludwigs XV. werden und von dem beinahe zwanzig Jahre lang das Schicksal von ganz Frankreich abhängen sollte, in friedlicher Dunkelheit lebte.

Als wir Frejus verließen, sahen wir die Ueberbleibsel einer Wasserleitung, die einst dieser Stadt von funfzehn Stunden Weges her das Wasser zugeführt hat. Die Schwibbogen, die dasselbe trugen, waren nach der Ungleichheit des Erdbodens höher oder niedriger; einige von ihnen sind noch ganz unbeschädigt, und scheinen nur stehen geblieben zu seyn, um allen Generationen die Größe eines Volkes zu preisen, das für eine kleine Colonie ein so unermeßliches Werk aufgeführt hat.

Eine Stunde weiterhin kamen wir über den Berg Esterel, über den es ehemals äußerst gefährlich zu reisen war; denn die Räuberbande, die noch heut zu Tage in dem ganzen Lande unter dem Namen der Barbets berüchtigt ist, hatte daselbst die bequemste Gelegenheit, Räubereien zu begehen, und sich unmittelbar hernach in unzugänglichen Orten der Strafe zu entziehen. Heut zu Tage ist jedoch diese ganze Bande völlig ausgerottet, und man reis't nunmehr über den Esterel ohne alle Gefahr, aber nicht ohne Langeweile: denn über sechs Stunden lang geht es beständig bergauf und bergab, ohne daß man eine andere menschliche Wohnung als ein elendes Wirthshaus antrifft. Ueberall herrscht die tiefe Stille der wildesten Einöde, und wir waren so wenig von diesem in jeder Rücksicht traurigen Wege erbaut, daß wir uns herzlich freuten, als wir wieder in die fruchtbare Ebene hinab kamen. Die Producte, die wir hier antrafen, waren zwar die nämlichen, die wir schon die letztern

Tage über gesehen hatten; allein dennoch schienen sie uns jetzt vollkommen neu zu seyn. Wir gingen über die Siagne, die sich nicht weit davon in's Meer ergießt, und nachdem wir rechter Hand das Dorf la Napoule hatten liegen lassen, kamen wir an die Stelle, wo neun und sechszig Jahre nach Christi Geburt der Kaiser Otho an einem Tage zwei Siege über den blutdürstigen Vitellius davon getragen hat.

Es war anfänglich unsere Absicht gewesen, in Antibes über Nacht zu bleiben; als wir aber nach Cannes kamen, faßten wir den Entschluß, die zwei berühmten, nicht weit von der Küste entfernten Lerinischen Inseln zu besuchen. Wir bestiegen daher sogleich eine Schaluppe, die uns in weniger als einer Stunde auf die kleinste derselben, Namens Lerina oder St. Honorat führte. Die Länge derselben beträgt nicht mehr als 700 Toisen, und ihre Breite ist sehr verschieden. Nur ein kleiner Theil derselben ist angebaut; auf der ganzen übrigen Insel wachsen nichts als Tannen, Mastix- und Sumach-Bäume. Die Blätter von den letztern werden getrocknet, zu einem Pulver zerrieben und alsdann mit großem Nutzen zum Gerben des Leders gebraucht, dem sie eine grünlich-gelbe Farbe geben.

Die Insel St. Honorat war schon zur Zeit der Römer bewohnt, und sie hielten daselbst eine beständige Besatzung. Man sieht noch gegenwärtig drei Säulen von Porphyr daselbst, die sehr gut erhalten sind, und die man für die Ueberreste eines Tempels hält. Die Ceremonien des Heidenthums wurden daselbst durch die Verehrung des einzig wahren Gottes verdrängt, und fromme Einsiedler, heldenmüthige Märtyrer des Glaubens reinigten den profanen Boden mit ihrem Blute; durch die neueste Revolution ist jedoch die ganze Insel das Eigenthum einer Schauspielerin (der Demoiselle Saint-Val) geworden. Das

von dem heiligen Honorius ungefähr in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaute Kloster ist durch den Zahn der Zeit noch gar nicht beschädigt worden. Die Wellen des Meeres schlagen an seine Mauern an; es hat ganz das Ansehen einer Festung, und ist heut zu Tage auch wirklich eine. In den Zellen der Mönche wohnen jetzt Soldaten, und auf den Ufern einer ehemals dem Frieden geweihten Insel stehen heut zu Tage überall Werkzeuge des Todes. Die Kirche aber, die in einiger Entfernung von dem Kloster steht, wird bald nichts mehr seyn, als ein Haufen von Ruinen; denn schon jetzt ist sie über die Hälfte zerfallen. Nicht weit von derselben befindet sich ein Brunnen mit süßem Wasser, der in keiner Jahrszeit versiegt, und eine daran angebrachte Inschrift in lateinischen Versen erhebt bis an den Himmel diese wunderbare Natur-Erscheinung, die wir uns jedoch bei den neuern Fortschritten der Physik sehr leicht erklären können.

Die Insel St. Honorat ist von der näher an dem Lande gelegenen Insel St. Marguerite nur durch einen ungefähr 300 Toisen breiten Kanal getrennt, über den wir in wenigen Minuten hätten hinüberfahren können; wir wollten jedoch lieber einen beträchtlichen Umweg machen, um an der andern Seite der Insel an's Land zu steigen. Die Insel St. Marguerite ist ein wenig größer, als die Insel St. Honorat, aber durchaus unangebaut, und enthält keine andern Gebäude, als das sogenannte Fort Royal, das zu einem Staatsgefängnisse dient. Man machte keine Schwierigkeit, uns hineingehen zu lassen, und zeigte uns auch ohne den geringsten Anstand alle zu dieser kleinen Festung gehörigen Werke, das Wohnhaus des Commandanten, die Casernen für die Soldaten, und die dunkeln Wohnungen, die für die Schlachtopfer der Politik bestimmt sind. Diese letztern sind nichts weiter, als gewölbte Kerker,

in welche das Tageslicht nur durch eine Oeffnung, vor der sich ein dreifaches eisernes Gitter befindet, hinein-fallen kann. Wir erkundigten uns nach derjenigen Wohnung, die unter Ludwig XIV. ein berühmter Gefangener inne gehabt hat, dessen Name und dessen Verbrechen auf ewig unauflösliche Probleme für die Geschichte seyn werden. Es ist vielleicht niemals ein Geheimniß besser bewahrt worden, als dieses, und jetzt ist es auf immer in die Nacht des Grabes verschlossen. Die Wohnung der eisernen Maske ist von allen übrigen durchaus in nichts verschieden; sie stand jedoch damals, als sie bewohnt wurde, mit einem benachbarten Zimmer in Verbindung, in welchem dem Unglücklichen täglich Messe gelesen wurde.

Aus dem Fort Royal begaben wir uns an das Ufer einer Bay, in welcher die Kauffahrteischiffe Schutz gegen die Windstöße finden, denen sie in dem Hafen von Cannes ausgesetzt sind. Unsere Schaluppe erwartete uns daselbst; allein ihr großes dreieckiges Segel war diesesmal durchaus zu nichts nütze, denn es war unterdessen eine vollkommene Windstille eingetreten, und wir mußten unsere Zuflucht zu den Rudern nehmen. Wir hatten daher eine langsame, aber nichts weniger als unangenehme Fahrt: denn vor uns lagen die hohen, weißen Häuser von Cannes, die sich in einem Halbzirkel rings um die prächtige Rhede herumziehen.

Wenn ein Reisender nicht nur unterhalten, sondern auch unterrichten will, so darf für ihn nichts zu geringe seyn, wenn man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die Sitten seiner Einwohner daraus kennen lernen kann. Es wird also auch mir erlaubt seyn, ohne zu erröthen, hier noch anzuführen, daß in der Provence das weibliche Geschlecht auf dem Lande über der gewöhnlichen Haube noch einen Hut von Filz oder Stroh trägt, um sich gegen die Sonnenstrahlen

mian erfüllten die Luft mit ihren balsamischen Düften, und das junge Grün der Feigen=, Maulbeer=, Pfirsich= und Mandelbäume machte einen lieblichen Contrast mit der ewigen Blässe der Olivenbäume.

Wir aßen zu Hyeres zu Mittag, und ich darf dabei nicht vergessen zu bemerken, daß, ob wir uns gleich noch im April befanden, uns Zuckererbsen, Spargel und Erdbeeren vorgesetzt wurden, die in diesem Lande schon lange keine Seltenheit mehr waren. Nach Tische gingen wir sogleich in die Orangenwälder, die den vorzüglichsten Reichthum und die wesentlichste Schönheit von Hyeres ausmachen. Es war aber nicht der günstige Zeitpunkt, um sie in aller ihrer Pracht zu sehen; denn die Früchte waren eingeerndtet, und die Blüthen fingen kaum an aufzubrechen. Einige Bäume, die man noch nicht ganz geleert hatte, gaben uns jedoch einen Begriff von dem Anblick, dessen wir uns zu einer andern Zeit würden zu erfreuen gehabt haben; ihre unter der Last von zahllosen goldenen Kügeln zur Erde gebeugten Aeste erinnerten uns auf das lebhafteste an die fabelhaften Schätze in den Gärten der Hesperiden.

Der Orangenbaum, den die Natur mit einer so köstlichen Frucht begabt hat, verlangt keine sorgfältigere Wartung und Pflege, als jeder andere Baum; man muß bloß jährlich die Erde rings um den Stamm herum aufhacken und ein wenig düngen. Im October oder im März wird das überflüssige Holz, das seinen Saft unnützerweise erschöpfen würde, ausgeschnitten. Aber erst nach sieben oder acht Jahren trägt der Baum Früchte. Zu Ende des Novembers werden die Orangen eingeerndtet; sie sind zwar um diese Zeit noch nicht vollkommen reif; allein weil der größte Theil derselben in das nördliche Europa verschickt wird, so muß man sie abbrechen, ehe sie noch ihre volle Reife erlangt haben, damit sie nicht verderben. Diejenigen hingegen,

welche

welche die Eigenthümer für sich selbst behalten wollen, bleiben am Baume hängen, wo sie sich ein ganzes Jahr hindurch halten, ohne andern Nachtheil, als daß sie, wann der Saft in den Baum tritt, auf eine kurze Zeit ihre Vollsaftigkeit und ihren aromatischen Geruch verlieren. Man findet daher sehr häufig reife und noch ganz grüne Früchte an dem nämlichen Zweige. Im Monat Mai fängt der Baum an zu blühen; wenn die Blüthezeit bald vorüber ist, wird ein Tuch unter ihn ausgebreitet, und er ganz sacht geschüttelt; hierdurch lösen sich die Blumenblätter ab, und man bekommt die Blüthe, ohne der Frucht zu schaden.

Außer Orangen=, Zitronen= und Granatbäumen sahen wir hier auch in einigen Gärten Palmbäume, deren himmelhohe, säulenförmig gerade Stämme in ihrer Krone mit gelblichen Traubenbüscheln geschmückt waren. Seit einiger Zeit hat man auch angefangen, sich auf die Cultur der Baumwollenstaude zu legen, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg; der Anbau des Zuckerrohres wird aber heut zu Tage nur noch hin und wieder der Seltenheit wegen getrieben.

Die milde Temperatur der Luft zu Hyeres, die den Wachsthum aller exotischen Pflanzen in einem so auffallenden Grade befördert, ist auch allen denjenigen Menschen, die eine schwächliche Constitution haben, außerordentlich zuträglich; obgleich die Luft keinesweges so rein und gesund ist, als es zu wünschen wäre, und sie auch wirklich seyn könnte. Es giebt in der Nachbarschaft mehrere stehende Gewässer, durch deren fauligte Ausdünstungen die Luft besonders im Sommer sehr verdorben wird; man hatte zwar angefangen, einen Kanal zu graben, um diese Gewässer in das Meer zu leiten, allein die Arbeit ist schon vor mehr als einem Jahrhundert wieder eingestellt worden.

Die Stadt Hyeres liegt auf dem Abhange einer ziemlich steilen Anhöhe, und enthält ungefähr vier=

tausend Einwohner. Von dem Gipfel dieser Anhöhe erblickt man rechts die Rhede und den Hafen von Toulon, links übersieht man mehrere Thäler, die sich in allen Richtungen durchkreuzen, und vor sich hat man eine Ebene, die sich in einem sanften Abhange bis an das Meer erstreckt, aus welchem sich in einer geraden Linie die unbewohnten und fast ganz unangebauten Inseln Levant, Porquerolles und Portecros, die bei den Alten unter dem Namen der Stoechaden bekannt waren, emporheben. Unser Führer machte uns auch noch auf die Einsiedelei unserer Lieben Frau aufmerksam, die auf einem einzelnen Berge nahe am Ufer liegt, und gewissermaßen zwischen Himmel und Erde schwebt.

Hyeres ist bekanntermaßen das Vaterland Massillon's, dieses ersten und vorzüglichsten unter allen Rednern, die jemals von einer christlichen Kanzel das Wort der Wahrheit gepredigt haben; keiner hat jemals wie er das höchste Rednertalent und die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens in einem so hohen Grade mit einander verbunden, und seine unsterblichen Werke haben das milde Gepräge des reizenden Klima's, in dem er gebohren war. Ich hätte mich sehr gern noch länger in diesem irdischen Paradies aufgehalten, allein den ganzen Plan seiner Reise darf man dem bloßen Vergnügen doch auch nicht aufopfern, und wir beschlossen daher, am ersten Mai bei Anbruch des Tages unsre Reise fortzusetzen. Eine Nachtigall, die dicht vor meinen Fenstern in einem dickbelaubten Orangenbaume versteckt war, weckte mich, ehe noch der Tag zu grauen anfing. Ich legte mich in's Fenster, um diesem lieblichen Sänger und seinem Morgengesang zuzuhören, und athmete dabei den balsamischen Duft der Orangenbäume ein, die ein erquickend kühler Wind von dem Meere her mir entgegen wehte. Hier verlebte ich eine so genußreiche Stunde,

daß es mir leid that, als sich die Sonne aus dem Meere emporhob, und die Zeit heranahte, wo ich mich auf immer von diesem bezaubernden Lande losreissen mußte.

Wir hatten über eine Stunde auf den abscheulichsten Wegen zurück zu legen, ehe wir die Heerstraße wieder erreichten. Eine lange Wasserleitung, die in dem Dorfe Crau anfängt, und den Einwohnern von Hyeres ein krystallhelles Wasser zuführt, war die einzige Merkwürdigkeit, die uns bis Souliers aufstieß. Diese kleine Stadt, so wie die beiden andern Cüers und Pignan, die dicht auf einander folgen, sind durch nichts weiter merkwürdig, als durch ihre unbegreiflich schmuzigen, mit Mist ganz überdeckten Straßen. Man kann sich nichts einförmigeres denken, als die Gegend, die uns umgab; denn der Weg führt beständig durch Wälder von Olivenbäumen, die das ganze Thal und den Abhang der Berge bedecken. Wir brachten die Nacht in dem Dorfe Luc zu, und kamen den andern Morgen noch durch die Dörfer Vidauban und Muy, ehe wir Frejus erreichten. Der Boden schien uns hier nicht mehr so fruchtbar zu seyn, als er es noch am vorhergehenden Tage gewesen war. Die Olivenbäume wurden mit jedem Schritte seltener, und ihre Stellen hatten die traurigen Tannen, dieses Bild der Unfruchtbarkeit, eingenommen, die von den Gipfeln der Berge heruntergestiegen waren. Die Erde war, dem Anschein nach, hart und fest; allein sie muß demungeachtet sehr leicht zu zerbrechen seyn, weil zwei mittelmäßig große Esel hinreichen, um den Pflug zu ziehen. Freilich ist auch in den südlichen Provinzen von Frankreich der Pflug außerordentlich leicht; denn er besteht bloß in einem kleinen Eisen, das an ein mit einem Handgriff zum Leiten versehenes Stück Holz befestigt ist.

Ehe wir noch in Frejus hinein fuhren, stiegen

wir aus dem Wagen, um das Amphitheater, das sich dicht neben dem Wege befindet, zu besehen. Es ist viel kleiner, als das zu Nimes, hat aber außerdem ganz die nämliche Form; nur ist es bei weitem nicht mehr in so gutem Stande wie das letztere. Die meisten Schwibbogen sind eingestürzt, und die wenigen noch übrigen werden ebenfalls nicht mehr lange stehen bleiben. Ein dichtes Epheu bedeckt die sämmtlichen Ruinen; aus den Zwischenräumen wachsen Feigenbäume hervor, und in dem Innern derselben steht ein fauliges Wasser.

In einer kleinen Entfernung von dem Amphitheater liegt die Stadt, die mit alten Wällen umringt, schlecht gebaut und halb entvölkert ist; die Zahl ihrer Einwohner beläuft sich nicht über zweitausend Seelen, und auch diese nimmt wegen der ungesunden Luft noch täglich ab. Was für ein auffallender Unterschied zwischen diesem elenden Flecken und der einst so blühenden Stadt, die Cäsar wieder herstellte und Augustus verschönerte! Die barbarischen Völker des Südens haben das herrliche Werk der römischen Kaiser zerstört, und wo man sich jetzt auch hinwendet, findet man nichts als Ruinen. Der vortreffliche Hafen, der dreihundert Toisen lang und hundert und achtzig breit war, den ein prächtiger Pharus erleuchtete, der durch einen mit Thürmen versehenen Damm gegen die Wuth der Nordwinde, und durch eine lange Mauer gegen die Verschlammungen des Flusses Argent geschützt wurde, ist heut zu Tage nichts mehr als eine sumpfige Küste. Das Meer hat sich beinahe eine halbe Stunde weit zurückgezogen und mit ihm haben sich Handlung, Wohlstand und Gesundheit entfernt; an seiner Stelle befinden sich jetzt hin und wieder stehende Gewässer, die durch ihre fauligten Ausdünstungen ringsumher bösartige Fieber und den Tod verbreiten.

Das sogenannte goldene Thor, das von Kiesel-

steinen erbaut ist, die mit Puzzolanerde auf einander gekittet sind, und das gerade gegen dem Hafen über liegt, existirt zwar noch heut zu Tage; allein es verdient seinen ursprünglichen Namen nicht mehr. Denn die Schätze des Meeres und die Reichthümer der entlegensten Länder werden nicht mehr durch dasselbe hindurch geführt; in seiner Nähe steht man noch gegenwärtig unermeßliche Magazine, die aber überall mit Olivenbäumen bedeckt sind. Große Haufen von Ruinen, und ein dickes Gewirr von Pflanzen und Gesträuchen versperren den Eingang in dieselben; man kann jedoch vermittelst einer Leiter durch ein altes Loch hinein kommen, das mitten in dem obern Theil der Mauer angebracht ist.

Auf der andern Seite des Hafens, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, befinden sich die Ueberreste des Pantheons, das ein kleiner, runder Tempel gewesen ist. Es ist jedoch nichts mehr davon vorhanden als die eine Seite der Mauer mit Fenstern und Nischen für Götzenbilder und Geräthschaften. In der Mitte desselben hat man neuerlich durch Aufgraben der Erde ein Bassin entdeckt, das die nämliche Form wie der Tempel hat, und rings um dasselbe herum noch mehrere Bassins, die weniger groß aber weit tiefer sind; man weiß nicht was für eine Bestimmung sie ursprünglich mögen gehabt haben.

Die Cathedralkirche von Frejus ist ein finsteres Gebäude von sehr schlechtem Geschmack und außer dieser ist durchaus nichts Merkwürdiges in der ganzen Stadt zu sehen. Allein der Grund und Boden ringsum dieselbe herum erregt große Rückerinnerungen. Durch diese Stadt zog Cäsar, um Marseille zu belagern, als er sich mit Pompejus um die Herrschaft der Welt stritt; hier war der Besieger der Britten, der vortreffliche Agricola, geboren worden, der um der Eifersucht eines grausamen Gebieters auszu-

weichen, den gefährlichen Glanz seiner Siege in der Einsamkeit verbergen mußte; hier war es auch, wo im Anfang des vorigen Jahrhunderts der damals schon sechszigjährige Prälat, der der Erzieher Ludwigs XV. werden und von dem beinahe zwanzig Jahre lang das Schicksal von ganz Frankreich abhängen sollte, in friedlicher Dunkelheit lebte.

Als wir Frejus verließen, sahen wir die Ueberbleibsel einer Wasserleitung, die einst dieser Stadt von funfzehn Stunden Weges her das Wasser zugeführt hat. Die Schwibbogen, die dasselbe trugen, waren nach der Ungleichheit des Erdbodens höher oder niedriger; einige von ihnen sind noch ganz unbeschädigt, und scheinen nur stehen geblieben zu seyn, um allen Generationen die Größe eines Volkes zu preisen, das für eine kleine Colonie ein so unermeßliches Werk aufgeführt hat.

Eine Stunde weiterhin kamen wir über den Berg Esterel, über den es ehemals äußerst gefährlich zu reisen war; denn die Räuberbande, die noch heut zu Tage in dem ganzen Lande unter dem Namen der Barbets berüchtigt ist, hatte daselbst die bequemste Gelegenheit, Räubereien zu begehen, und sich unmittelbar hernach in unzugänglichen Orten der Strafe zu entziehen. Heut zu Tage ist jedoch diese ganze Bande völlig ausgerottet, und man reis't nunmehr über den Esterel ohne alle Gefahr, aber nicht ohne Langeweile: denn über sechs Stunden lang geht es beständig bergauf und bergab, ohne daß man eine andere menschliche Wohnung als ein elendes Wirthshaus antrifft. Ueberall herrscht die tiefe Stille der wildesten Einöde, und wir waren so wenig von diesem in jeder Rücksicht traurigen Wege erbaut, daß wir uns herzlich freuten, als wir wieder in die fruchtbare Ebene hinab kamen. Die Producte, die wir hier antrafen, waren zwar die nämlichen, die wir schon die letztern

Tage über gesehen hatten; allein dennoch schienen sie uns jetzt vollkommen neu zu seyn. Wir gingen über die Siagne, die sich nicht weit davon in's Meer ergießt, und nachdem wir rechter Hand das Dorf la Napoule hatten liegen lassen, kamen wir an die Stelle, wo neun und sechszig Jahre nach Christi Geburt der Kaiser Otho an einem Tage zwei Siege über den blutdürstigen Vitellius davon getragen hat.

Es war anfänglich unsere Absicht gewesen, in Antibes über Nacht zu bleiben; als wir aber nach Cannes kamen, faßten wir den Entschluß, die zwei berühmten, nicht weit von der Küste entfernten Lerinischen Inseln zu besuchen. Wir bestiegen daher sogleich eine Schaluppe, die uns in weniger als einer Stunde auf die kleinste derselben, Namens Lerina oder St. Honorat führte. Die Länge derselben beträgt nicht mehr als 700 Toisen, und ihre Breite ist sehr verschieden. Nur ein kleiner Theil derselben ist angebaut; auf der ganzen übrigen Insel wachsen nichts als Tannen, Mastix- und Sumach-Bäume. Die Blätter von den letztern werden getrocknet, zu einem Pulver zerrieben und alsdann mit großem Nutzen zum Gerben des Leders gebraucht, dem sie eine grünlich-gelbe Farbe geben.

Die Insel St. Honorat war schon zur Zeit der Römer bewohnt, und sie hielten daselbst eine beständige Besatzung. Man sieht noch gegenwärtig drei Säulen von Porphyr daselbst, die sehr gut erhalten sind, und die man für die Ueberreste eines Tempels hält. Die Ceremonien des Heidenthums wurden daselbst durch die Verehrung des einzig wahren Gottes verdrängt, und fromme Einsiedler, heldenmüthige Märtyrer des Glaubens reinigten den profanen Boden mit ihrem Blute; durch die neueste Revolution ist jedoch die ganze Insel das Eigenthum einer Schauspielerin (der Demoiselle Saint-Val) geworden. Das

von dem heiligen Honorius ungefähr in der Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaute Kloster ist durch den Zahn der Zeit noch gar nicht beschädigt worden. Die Wellen des Meeres schlagen an seine Mauern an; es hat ganz das Ansehen einer Festung, und ist heut zu Tage auch wirklich eine. In den Zellen der Mönche wohnen jetzt Soldaten, und auf den Ufern einer ehemals dem Frieden geweihten Insel stehen heut zu Tage überall Werkzeuge des Todes. Die Kirche aber, die in einiger Entfernung von dem Kloster steht, wird bald nichts mehr seyn, als ein Haufen von Ruinen; denn schon jetzt ist sie über die Hälfte zerfallen. Nicht weit von derselben befindet sich ein Brunnen mit süßem Wasser, der in keiner Jahrszeit versiegt, und eine daran angebrachte Inschrift in lateinischen Versen erhebt bis an den Himmel diese wunderbare Natur-Erscheinung, die wir uns jedoch bei den neuern Fortschritten der Physik sehr leicht erklären können.

Die Insel St. Honorat ist von der näher an dem Lande gelegenen Insel St. Marguerite nur durch einen ungefähr 300 Toisen breiten Kanal getrennt, über den wir in wenigen Minuten hätten hinüberfahren können; wir wollten jedoch lieber einen beträchtlichen Umweg machen, um an der andern Seite der Insel an's Land zu steigen. Die Insel St. Marguerite ist ein wenig größer, als die Insel St. Honorat, aber durchaus unangebaut, und enthält keine andern Gebäude, als das sogenannte Fort Royal, das zu einem Staatsgefängnisse dient. Man machte keine Schwierigkeit, uns hineingehen zu lassen, und zeigte uns auch ohne den geringsten Anstand alle zu dieser kleinen Festung gehörigen Werke, das Wohnhaus des Commandanten, die Casernen für die Soldaten, und die dunkeln Wohnungen, die für die Schlachtopfer der Politik bestimmt sind. Diese letztern sind nichts weiter, als gewölbte Kerker,

in welche das Tageslicht nur durch eine Oeffnung, vor der sich ein dreifaches eisernes Gitter befindet, hineinfallen kann. Wir erkundigten uns nach derjenigen Wohnung, die unter Ludwig XIV. ein berühmter Gefangener inne gehabt hat, dessen Name und dessen Verbrechen auf ewig unauflösliche Probleme für die Geschichte seyn werden. Es ist vielleicht niemals ein Geheimniß besser bewahrt worden, als dieses, und jetzt ist es auf immer in die Nacht des Grabes verschlossen. Die Wohnung der eisernen Maske ist von allen übrigen durchaus in nichts verschieden; sie stand jedoch damals, als sie bewohnt wurde, mit einem benachbarten Zimmer in Verbindung, in welchem dem Unglücklichen täglich Messe gelesen wurde.

Aus dem Fort Royal begaben wir uns an das Ufer einer Bay, in welcher die Kauffahrteischiffe Schutz gegen die Windstöße finden, denen sie in dem Hafen von Cannes ausgesetzt sind. Unsere Schaluppe erwartete uns daselbst; allein ihr großes dreieckiges Segel war diesesmal durchaus zu nichts nütze, denn es war unterdessen eine vollkommene Windstille eingetreten, und wir mußten unsere Zuflucht zu den Rudern nehmen. Wir hatten daher eine langsame, aber nichts weniger als unangenehme Fahrt: denn vor uns lagen die hohen, weißen Häuser von Cannes, die sich in einem Halbzirkel rings um die prächtige Rhede herumziehen.

Wenn ein Reisender nicht nur unterhalten, sondern auch unterrichten will, so darf für ihn nichts zu geringe seyn, wenn man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die Sitten seiner Einwohner daraus kennen lernen kann. Es wird also auch mir erlaubt seyn, ohne zu erröthen, hier noch anzuführen, daß in der Provence das weibliche Geschlecht auf dem Lande über der gewöhnlichen Haube noch einen Hut von Filz oder Stroh trägt, um sich gegen die Sonnenstrahlen

zu schätzen; daß die reichen Bäuerinnen an den Sonntagen einen Huth tragen, der mit einer breiten silbernen Tresse eingefaßt ist; daß sie äußerst fleißig und arbeitsam sind, und deshalb auch im Gehen beständig stricken oder spinnen, wobei sie mit der einen Hand den Rocken tragen und mit der andern die Spindel führen. Diese Abneigung gegen den Müßiggang und diese Gewohnheit, sich beständig auf eine nützliche Art zu beschäftigen, ist für sie nicht nur eine reiche Erwerbsquelle, sondern auch ein sehr heilsames Verwahrungsmittel gegen die Verführung des Lasters.

Während ich nun im Zuge bin, Bemerkungen zu machen, die vielleicht mancher für kleinlich halten könnte, so muß ich auch noch eine beifügen, die den Olivenbaum betrifft. Dieser Baum, der in der Gegend von Aix und von Marseille ein wahrer Zwerg ist, wächst hier zu der Höhe eines Riesen empor, und nimmt es im Umfang und in der Anzahl der Aeste mit dem stärksten Eichbaume auf. Diese auffallende Verschiedenheit kann unmöglich auf Rechnung einer bessern Cultur geschrieben werden; denn in der Gegend von Aix und von Marseille hat diese den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht; man muß daher nothwendiger Weise den Grund davon in der Beschaffenheit des Erdbodens und in der ununterbrochenen Wärme der Luft suchen.

Am 4ten Mai gingen wir des Morgens ganz früh nach Antibes, wo wir frühstückten. Wenn man die Wälle dieser kleinen Stadt, die Vauban angelegt hat, ihren schönen, mit einer Reihe von offenen Arkaden eingefaßten Hafen und das viereckige Fort, das denselben beherrscht, gesehen hat, so kann man ganz füglich die Reise nach Nizza weiter fortsetzen. Einen Gegenstand ist man jedoch schlechterdings genöthigt zweimal daselbst zu sehen, nämlich das Thor. Toulon hat nur zwei Thore, aber Antibes hat gar nur eines,

und man muß schlechterdings da wieder hinausgehen, wo man hineingekommen ist.

Auf dem ganzen Wege nach Nizza bietet sich bei jedem Schritte die köstlichste Aussicht dar; denn außer dem Meer auf der einen Seite und der mannigfaltigsten, kräftigsten Vegetation auf der andern, hat man fast beständig ein Amphitheater von Bergen vor sich, von denen die unterste Reihe mit einem lieblichen Grün geschmückt, die zweite ganz nackt und kahl, und die dritte mit ewigem Schnee bedeckt ist. Je nachdem sich der Weg von dem Ufer entfernt oder sich ihm wieder nähert, verliert man einen Theil dieser herrlichen Aussicht oder bekommt sie auf's neue zu Gesicht. Wenn wir aber auch die Alpen nicht vor unsern Augen gehabt hätten, so würden wir doch die Nähe derselben durch die Größe der Bergströme errathen haben. Der berühmteste darunter ist der Var, dessen Bett beinahe eine Viertelstunde breit ist, und der seine beiden Ufer sehr häufig durch die furchtbarsten Ueberschwemmungen weithin verwüstet. Ehemals machte er die Gränze zweier Staaten aus, die gegenwärtig mit einander verbunden sind; Nizza und sein Gebiet gehörten nämlich Savoyen zu, und das Dorf St. Laurent, das wegen seines vortrefflichen Muscatweines berühmt ist, war auf der Seite von Antibes die letzte Besitzung von Frankreich.

Wir kamen auf einer hölzernen Brücke über den Var, und gelangten bald hernach in eine breite Allee, die sich in einer prächtigen Perspective bis an das Meer hinzieht; das Land umher war äußerst freundlich und mit den köstlichsten Producten aller Art bedeckt. Hier fanden wir auch die ersten Spuren von der italiänischen Landes-Cultur; überall waren an langen Reihen von Weidenbäumen Weinstöcke gepflanzt, die ihre Ranken um die Zweige derselben herumwanden.

Am Ende dieser Allee fuhren wir linker Hand her-

um, und kamen fast auf eine Stunde lang immer an dem Ufer des Meeres hin. Endlich erreichten wir Nizza. Als wir in die Vorstadt hineinfuhren, hielten wir dieselbe für die Stadt selbst. Was für schöne Orangen-Gärten, was für herrliche Häuser! Aber wie Schade, daß sie fast alle ohne Bewohner sind! Der größere Theil derselben hat Ausländern zugehört, die der Krieg verjagt hat, und die auf den Frieden warten, um wieder dahin zurückzukehren. Möchte doch diese wohlthätige Gottheit bald unsere Herzen erfreuen, und den Ackerbau und den Handel mit neuem Leben beseelen! —

Nizza. — Cimiers. — Villafranca. — Brignoles. — St. Maximin. — Salon. — Die Ebene Crau. — Arles. — Die Insel Camargues.

Die Landschaft Nizza war eine Colonie von Marseille, und die Stadt dieses Namens wurde 340 Jahre vor Christi Geburt erbaut. Dieser kleine Staat hatte mancherlei Revolutionen ausgehalten, und gehörte einer großen Anzahl von Herren an, bis er endlich im Jahr 1838 ganz von der Provence losgerissen wurde, und den Herzogen von Savoyen zufiel. Erst im Jahr 1792 wurde er ihnen wieder entrissen, und kam auf's neue unter französische Bothmäßigkeit.

Das Klima von Nizza ist das köstlichste, das irgendwo gefunden werden kann. Die Stadt ist mit einer dreifachen Reihe von Bergen umringt, durch die sie vollkommen gegen alle Nordwinde geschützt wird, so daß nur die Südwinde dieselbe bestreichen können. Morgens und Abends erhebt sich täglich regelmäßig ein gelinder Wind, der die Atmosphäre abkühlt. In

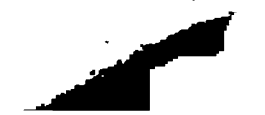
Friedenszeiten wird Nizza von einer grosen Menge von schwachen und kränklichen Fremden bewohnt, für deren zerrüttete Constitution die dasige milde Luft äußerst ersprießlich ist. Russen, Schweden und mit dem Spleen befallene Engländer verlassen schaarenweise ihr Vaterland, und suchen in dieser glücklichen Stadt für ihr Gold Gesundheit einzutauschen.

Die Stadt liegt zum Theil an dem Ufer des Meeres, zum Theil auf dem Abhang eines ungeheuern Felsen, auf dessen Gipfel sich ehemals ein Fort befand, welches aber der Marschall von Berwick im Jahr 1706 hat schleifen lassen. Sie theilt sich in die Altstadt und in die Neustadt ein; die erstere ist dunkel, kothig und bergig; in der andern aber befinden sich schöne Straßen, viele große, vorzüglich schön gebaute Häuser, mehrere ansehnliche öffentliche Plätze, wie z. B. der Platz Victor und der Platz St. Dominique, ferner eine große Terrasse, von der man das ganze Ufer des Meeres übersieht, und unter derselben eine aus vier Reihen von Bäumen bestehende Allee. Auf dieser Terrasse hat man der berühmten Heldin Catharina Segurane, die im Jahr 1543 ihr Vaterland gegen die Wuth des berüchtigten Barbarossa vertheidigte, ihn mit seinen Türken siegreich zurückschlug, und dabei mit eigener Hand eine Fahne erbeutete, zum Zeichen der öffentlichen Dankbarkeit eine Bildsäule errichtet. Man muß aber dieses Monument gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können: denn es ist nichts weiter als eine erbärmliche Gipsfigur, die, obgleich noch ganz neu, doch schon sehr zerfallen ist; das Fußgestell derselben ist mit einer Wasserpfütze umringt, deren fauliger, unerträglicher Geruch jedermann abschreckt, sich ihr zu nähern. Es heißt doch wirklich den berühmten Verstorbenen Hohn gesprochen, wenn man ihnen Denkmäler errichtet, die ihres Ruhmes so wenig würdig sind.

In der ganzen Stadt ist keine einzige Kirche, die sich durch ihre Bauart besonders auszeichnete, und auch in ihrem Innern sind sie nur wegen der geschmacklosesten Verschwendung von Zierrathen aller Art merkwürdig. In der Jesuiterkirche findet man jedoch ein sehr gutes Gemälde, das die Communion des heiligen Benedicts vorstellt, und worin man besonders die Frömmigkeit, die stille Ergebung und die unverkennbare Hoffnung einer baldigen bessern Zukunft in dem Angesichte des sterbenden Greises bewundern muß.

Der Hafen von Nizza ist klein, nicht tief, den tobenden Südwinden völlig ausgesetzt, und hat weder ein Schiffswerft, noch ein Lazareth; in diesem Augenblick wird er zwar ausgebessert, und soll auch zu gleicher Zeit beträchtlich vergrößert werden; da jedoch nur Schiffe von höchstens 150 Tonnen in denselben einlaufen können, so wird er niemals zu etwas mehr als zum bloßen Küstenhandel brauchbar werden. Wir fanden daselbst auch eine, jedoch geringe, Anzahl von Galeerensclaven, die aber bei weitem das finstere und bösartige Aussehen nicht hatten, wie die zu Toulon. Sie sind nämlich insgesammt bloß Deserteure, die hier in der Sclaverei für einen Augenblick von Schwäche und Uebereilung büßen müssen; da sie sich aber keine andern Vorwürfe zu machen haben, so sind ihre Herzen auch nicht für Fröhlichkeit und für sanftere, bessere Gefühle verschlossen.

Die vorzüglichsten Producte des Gebietes von Nizza bestehen in Oliven, Wein, Orangen und Seide. Wohlstand wird daselbst selten, Armuth aber desto häufiger gefunden. Der Charakter der Einwohner hat schon etwas von der Lebhaftigkeit und der ceremoniösen Höflichkeit der Italiäner; ihre Kleidung zeichnet sich durch nichts aus, außer nur durch die Art, wie das weibliche Geschlecht die Haare in ein schwarzes,



rothes oder blaues seidenes Netz einhüllt, das ihnen wie ein kleiner Sack über den Nacken herunterfällt.

Die Gegend um Nizza ist weit interessanter als die Stadt. Um sie kennen zu lernen, muß man die benachbarten Anhöhen besteigen, wo man oft Gegenden antrifft, die des Pinsels der geschicktesten Landschaftsmahler würdig wären, und zuweilen auch Ruinen, die einen Freund der Alterthümer äußerst interessiren müssen. Unter den letztern zeichnen sich besonders die von Cimiers aus. Diese ehemals blühende Stadt existirt nur noch in dem Andenken der Menschen; ein Theil ihres ehemaligen Umfangs ist heut zu Tage in einen großen Garten verwandelt und der andere ist bloßes Feld, das wie jedes andere bestellt wird. Hin und wieder wachsen einige finstere Steineichen und traurige Cypressen, die sich durch ihr melancholisches Laubwerk ganz für diesen Ort schicken und vielleicht nicht selten mit ihren tiefen Wurzeln das unbekannte Grab eines Weisen oder eines Helden berühren. Die Ueberreste, die noch von dieser ehemaligen Stadt vorhanden sind, bestehen bloß in einem kleinen Amphitheater, von welchem die meisten Arkaden, so wie auch die Stufenreihen von Sitzen gänzlich zerstört sind, wo aber doch die Arena, obgleich ebenfalls zur Hälfte verschüttet, noch nichts von der Regelmäßigkeit ihrer elliptischen Form verloren hat. Ferner sieht man daselbst die Ruinen eines Prätoriums oder eines Gebäudes, worin von dem Proconsul oder Proprätor die Gerechtigkeit verwaltet wurde; dieses ist noch weit besser erhalten als das Amphitheater, und in einer kleinen Entfernung von demselben findet man auch noch Ueberbleibsel von mehrern andern Gebäuden, die aller Vermuthung nach Casernen für die Soldaten gewesen sind.

Eine halbe Stunde vor der Stadt liegt auf einem Berge, der wie ein Zuckerhuth gestaltet ist, das Schloß Saint-André. In einiger Entfernung von demselben

theilt sich der Fluß Paillon in zwei Arme, wovon der eine, in eine Bergschlucht eingeklemmt, in furchtbare Abgründe hinunterstürzt. Wenn man seinen Lauf eine Viertelstunde weiterhin verfolgt, kommt man an einen Ort, wo ihm die Felsen allen Ausweg verschlossen hatten, wo aber seine erzürnten Wellen dieses Hinderniß zu besiegen und sich durch die Felsen hindurch einen Weg zu öffnen wußten, der von dem benachbarten Schlosse die Höhle von Saint-André genannt wird. Diese Höhle ist bei dem Eingang ungefähr funfzig Fuß breit, und das Innere derselben ist auf allen Seiten mit Wasserpflanzen ausgeschlagen, die in langen grünen Gewinden von den Wänden herunter hangen. Je weiter man in die Höhle hineinkommt, desto enger wird sie; ihre Länge beträgt achtzig Fuß, und der Fluß, der sie ganz durchströmt, stürzt sich bei dem Ausgang aus derselben in einen prächtigen Wasserfall den Berg hinab.

Die schönste Spazierfahrt, die man jedoch von Nizza aus machen kann, ist die nach Villafranca. Dies ist ein auf der Seite einer großen und tiefen Rhede gelegener Flecken, der einen guten Hafen, vortreffliche Magazine für das Seewesen und einen sehr schönen Leuchtthurm hat; auch ist ein Fort bei demselben erbaut, das sich in sehr gutem Stande befindet. Ungeachtet aller dieser Vorzüge fehlt es aber dennoch daselbst an Schiffen; wir selbst konnten nur eine elende Barke und einen steinalten Schiffer finden, um über die Rhede hinüber zu fahren. Wir gingen alsdann zu Fuß über das Vorgebirge Ferrat, das mit Orangen- und Limonenbäumen ganz überdeckt ist, und begaben uns in das Dörfchen Saint-Jean an dem Meerbusen St. Hospitio. Unsere Absicht war, einer Thunfischerei beizuwohnen, allein sie ging an diesem Tage nicht vor sich, weil das Meer zu unruhig war; dagegen sahen wir aber eine Merkwürdigkeit, die wir nicht erwartet

hatten,

hatten, nämlich ein langes unterirdisches Gewölbe, das in diesem Lande den Namen der Catacomben führt. Es ist wohl möglich, daß einige Christen zur Zeit der großen Verfolgungen eine Freistätte darin gefunden haben; allein dennoch halte ich es für wahrscheinlicher, daß dieses Gewölbe den Einwohnern der Küste, als sie von den Saracenen überschwemmt wurde, zu einem Zufluchtsorte gedient hat.

So vielen Genuß auch das Reisen gewährt, so hat man doch auch dabei mit einer Menge von Unannehmlichkeiten zu kämpfen. Wenn ich auch die oft unerwartet eintretende schlechte Witterung, die schlimmen Wege und die elenden Gasthöfe nicht rechnen will, so ist es doch gewiß äußerst unangenehm, daß man sich so häufig in die Nothwendigkeit versetzt sieht, wieder rückwärts zu gehen und den nämlichen Weg zweimal zu durchreisen. Dies widerfuhr auch uns auf unserm Wege von Nizza bis nach Luc, an welchem letztern Orte wir in Gesellschaft des Maire's aus einem Dorfe in der Nähe von Antibes und eines Einwohners von Draguignan zu Mittag aßen. Beide waren zwar keine Gelehrte, aber doch sehr verständige und wohlunterrichtete Männer, und wir lernten mehr von ihnen über die Cultur des Olivenbaumes, die Art wie die Oliven eingeerndtet werden, die Kunst das Oel aus denselben herauszupressen, und über die verschiedenen Ursachen, die auf die Qualität des letztern Einfluß haben, als wir von manchen gelehrten Naturforschern nicht würden erfahren haben. Der Einwohner von Draguignan fragte uns endlich auch, ob wir zu Grasse gewesen wären? und auf die Antwort, daß wir diese Stadt nur von ferne gesehen hätten, fuhr er fort: „dies ist in der That sehr Schade, nicht der Stadt „selbst wegen, denn außer ihren Leder- und Parfümerie-Fabriken ist durchaus nichts Merkwürdiges da„selbst zu sehen, sondern bloß der entzückend schönen

„Gegend wegen. Wo man hin kommt, findet man
„krystallhelle Quellen, lachende Wiesen und kühlenden
„Schatten; überall athmet man die Balsamdüfte der
„Rose, des Jasmins und der Orangenblüthe ein; es
„ist mit einem Worte ein wahres Elysium. — Auch
„Draguignan ist keinesweges eine unbedeutende Stadt,
„und um ihr einen sehr ansehnlichen Flor zu verschaf-
„fen, dürfte man nur den schon längst entworfenen
„Plan ausführen, die Straße nach Nizza durch die-
„selbe gehen zu lassen. Alsdann würde sich ihre jetzige
„Bevölkerung von ungefähr achttausend Seelen bald
„um das doppelte vermehren, der Kunstfleiß würde
„thätiger werden und der Handel zusehends zunehmen.
„Gegenwärtig haben wir zwar nichts in unsern Mau-
„ern, was die Aufmerksamkeit der Fremden beson-
„ders auf sich ziehen könnte, allein dennoch finden die-
„jenigen, die uns besuchen, keine Ursache den gemach-
„ten kleinen Umweg zu bereuen. Wir besitzen nicht
„nur ein sehr artiges Schauspiel, das uns manchen
„Abend den angenehmsten Genuß gewährt; sondern
„wir leben auch auf einen sehr geselligen Fuß.
„Wir schicken zwar nicht wie Grasse allen Ländern des
„Erdbodens wohlriechende Essenzen zu; dagegen lie-
„fern wir aber den Kattunfabriken in Frankreich und
„der Schweiz das ihnen so wesentlich nöthige Bleisalz."

Die Gesellschaft dieser beiden Männer war für mich so angenehm und belehrend, daß ich sie gern noch länger genossen hätte; allein sie konnten sich eben so wenig länger aufhalten als wir, und wir setzten daher beiderseits unsere Reise fort. Ehe noch die Sonne unterging, kamen wir schon nach Brignoles. Diese Stadt, die wegen ihrer vortrefflichen Pflaumen und einer großen Menge von Gerbereien berühmt ist, liegt in einer äußerst fruchtbaren Ebene, die rings umher von dürren nackten Bergen beherrscht wird. Es befinden sich in derselben mehrere öffentliche Plätze, die mit

Linden-Alleen bepflanzt und mit Springbrunnen verziert sind. Die Stadt St. Maximin, durch die wir den andern Morgen kamen, ist bei weitem nicht so schön und wohlhabend wie Brignoles. Es würde wirklich Mühe kosten, irgendwo in der Welt ein schmuzigeres, schlechter gebantes Städtchen zu finden; allein die dasige Kirche, ein Denkmal aus dem dreizehnten Jahrhundert, ist ein wahres Meisterstück von gothischer Baukunst. Ich bewunderte in derselben die massiven und doch so wohl proportionirten Pfeiler, die das schwere Gewölbe tragen, und die alten Fensterscheiben, auf denen die ehrwürdigsten Gegenstände unserer Religion mit den schönsten, lebhaftesten Farben gemalt sind. Das Chor ist überall, sowol in Gemählden als in Bildhauerarbeiten, mit dem Bildnisse der heiligen Magdalena angefüllt, diesem reuigen Engel, der, nachdem er seine Verirrungen zu den Füßen des Erlösers beweint hatte, einer Volkssage nach sie in der Nähe dieser Stadt durch eine lange und strenge Buße wieder gut gemacht hat. Man findet sie hier auf tausenderlei verschiedene Arten abgebildet; bald sieht man sie einem stummen tiefnagenden Schmerz Preis gegeben, bald inbrünstig und mit thränenvollen, zum Himmel empor gehobenen Augen betend, bald wieder mit Hoffnung beseelt in freudiger Entzückung und schon gleichsam über alles Irrdische empor gehoben. Zuletzt stieg ich auch noch in eine kleine dunkle Kapelle hinab, worin der Schädel dieser berühmten Sünderinn, vor welchem die Bewohner der umliegenden Gegend die größte Ehrfurcht hegen, aufbewahrt wird. Zwei Stunden von St. Maximin liegt la Sainte-Beaume, wo die heilige Magdalena dreißig Jahre lang in einer auf dem Gipfel des Berges befindlichen Höhle gewohnt haben soll. Ehemals wurde dieser Ort von Wallfahrern aus allen Gegenden von Frankreich sehr häufig besucht, und auch sogar Ludwig XIV. machte im Jahr

1660 mit der Königinn Mutter, dem Herzog von Anjou, seinem Bruder, und einem großen Theile seines Hofstaates eine fromme Reise hieher.

Den andern Tag kamen wir nach Aix, wo wir uns aber nicht länger aufhielten, als schlechterdings nöthig war, um uns und unsere Pferde zu erfrischen, und noch an dem nämlichen Tage langten wir zu Salon an. Dieses kleine hübsche Städtchen, das in einer sehr anmuthigen und fruchtbaren Gegend liegt, ruft in jedem Fremden das Andenken an einen Mann zurück, der in den Annalen der Astrologie äußerst berühmt ist. Michael Nostradamus war zu St. Remy geboren, ist aber zu Salon gestorben und in der dasigen Franziscaner-Kirche begraben worden. In der Revolutionszeit haben die Einwohner das ihm von seiner Familie gesetzte Denkmal zerstört. Man las auf demselben folgende lateinische Grabschrift: *)

> „Hier ruht Michael Nostradamus, dessen fast göttliche Feder allein für würdig gehalten wurde, die Begebenheiten der Zukunft nach dem Laufe der Gestirne zu beschreiben. Er erreichte ein Alter von 62 Jahren, 6 Monaten und 10 Tagen, und wurde am 2ten Julius 1566 hier zu Salon begraben."

Nostradamus hat zu seinem Glücke in einer Zeit gelebt, wo die Magie und Astrologie in hohen Ehren standen, und deshalb erwarb er sich durch seine Prophezeihungen die Gunst der Könige und den Beifall der Großen; zwei Jahrhunderte später würde er für seine vermeinten göttlichen Eingebungen keinen andern Lohn empfangen haben, als einen Platz im Narrenhause!

Ein Einwohner von Salon, der ein Zeitgenosse von Nostradamus war, hat, ohne einen so hohen

*) Der Grabstein dieses sonderbaren Mannes war auch auf eine sonderbare Art in die Mauer eingesetzt, nämlich in die Quere.
A. d. Ueb.

Grad von Ruhm zu erwerben, seiner Vaterstadt weit wesentlichere und nützlichere Dienste geleistet. Dies ist Adam von Crapone, der einen Bewässerungskanal angelegt hat, welcher sein Wasser aus der Durance bekommt, dem Gebiete von zehn Ortschaften Fruchtbarkeit ertheilt, und sich unterhalb Arles in die Rhone ergießt. Um ihn in einen schiffbaren Kanal zu verwandeln, brauchte man ihn nur breiter und tiefer zu machen.

Nicht weit von Salon nimmt die sogenannte Crau ihren Anfang; dies ist eine ungeheuer große, durchaus unbewohnte Ebene, die auf einer Strecke von mehr als sechs Stunden im Durchmesser mit nichts als mittelmäßig großen glatten und größtentheils Kupfer- und Eisentheile enthaltenden Kieselsteinen bedeckt ist. Die Untersuchung über ihren eigentlichen Ursprung hat die ältern und neuern Gelehrten schon vielfältig beschäftigt. Aeschylus hat als Dichter diese Erscheinung einem Steinregen zugeschrieben, den Jupiter dem Herkules zu Hülfe schickte, als alle Pfeile des letztern gegen die Ligurier erschöpft waren; Aristoteles hat die Entstehung dieser Wüste von einem Erdbeben hergeleitet, und noch andere schreiben sie einem durch das Zurückziehen des Mittelländischen Meeres bewirkten Niederschlage zu. Die Natur hat aber, wie es häufig der Fall ist, ungeachtet aller Bemühungen der Gelehrten, die Verfahrungsart derselben zu beobachten, sich bis jetzt in das tiefste Geheimniß eingehüllt, und es ist hier meine Sache nicht, die Wege derselben erforschen zu wollen. Zwischen den zahllosen Steinen, womit die ganze Wüste bedeckt ist, wächst jedoch ein feines, wohlschmeckendes und saftreiches Gras hervor, das einer Anzahl von 300,000 auf dieser Wüste weidenden Schafen zur Nahrung dient. Im Anfange des Mai's werden diese Heerden in die Gebirge der Provence und von Dauphiné geführt, und

gegen den Herbst hin wieder in diese Ebene zurückgetrieben, wo sie Tag und Nacht unter freiem Himmel bleiben. Die Schäfer selbst haben nur elende, von Steinen erbaute Hütten, unter denen sie gegen den Regen und den schrecklichen Mistral Schutz suchen. Im Anfang jeder Woche wird ihnen ein nothdürftiger Vorrath von Lebensmitteln zugeführt; sie selbst verlassen aber niemals diese Einöde, wo sie außer sich selbst keinen Menschen zu sehen bekommen, und wo sie mit niemand Umgang haben, als mit ihren Hunden und ihren Heerden *). An dem einen Ende der Wüste liegt das Dörfchen Saint Martin de Crau, wo wir nach einem mehr als fünfstündigen Marsche zum erstenmale wieder menschliche Wohnungen antrafen. Es ist daselbst eine kleine aber niedliche Kirche, und der dabei angestellte Priester, der gerade wie ein Anachorete lebt, ist ein wahrer Engel des Trostes für die Wanderer in der Wüste.

Die ganze Gegend von Arles ist eine mit einer Menge von Sümpfen und Morästen bedeckte Ebene, deren faulige Ausdünstungen weit umher die Luft verpesten. Hoffentlich wird auch einmal ein wohlthätiges Wesen erscheinen, das diese Moräste austrocknen und den sonst so fruchtbaren Boden dem Ackerbau wieder zurückgeben wird. Mitten durch dieselben hindurch fließt der Kanal von Crapone auf einer langen Wasser=

*) Diese merkwürdige Einöde hält gegen acht Quadratstunden im Umfange, die aus nichts als einem einzigen, ununterbrochenen Kieselfelde bestehen. Die ganze Crau ist ein Steinmeer, worin Kiesel an Kiesel gereihet ist. Nach den genauesten Untersuchungen darf man mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie ehedem ein großes, mit dem Meere in Verbindung stehendes Wasserbecken gewesen ist. Zwischen diesen Kieseln wachsen die feinsten, aromatischen Futterkräuter hervor, die den Schafen äußerst zuträglich sind; daher auch das Hammelfleisch in der dasigen Gegend von ganz vorzüglicher Güte seyn soll. — Das Dörfchen St. Martin liegt wie eine kleine fruchtbare Insel in diesem ungeheuern Steinmeere. A. d. Ueb.

leitung, die den Namen der Brücke von der Frau führt. Etwas weiterhin kommt man in die sogenannten elysäischen Felder; dieser Ort entspricht jedoch keineswegs dem Namen, den er führt, und den Ideen, die er einflößt. Man erblickt überall nichts als Grabmäler, wovon einige noch ganz und unversehrt, andere zerschlagen, alle aber geöffnet sind. Um Aschenkrüge, Opferschalen, Lampen, Thränengefäße oder einige Stückchen altes Geld zu finden, haben habsüchtige Menschen diese Freistätte der Todten von einem Ende bis zum andern durchwühlt; die Asche derselben ist in die Luft gestreuet, und die Steine, unter denen sie ruhten, sind häufig zu sehr profanen Zwecken verbraucht worden *). Dicht neben den elysäischen Feldern steht das verlassene Minoritenkloster, das immer mehr und mehr zerfällt, und bald eben so wie die Grabmähler aus einem bloßen Haufen von Ruinen bestehen wird. So vergeht alles in der Welt; zwischen Seyn und Nichtseyn ist nur ein Punkt!

Wenige Städte rufen so große, so schmerzliche Rückerinnerungen in die Seele zurück, als Arles. Wie sehr haben sich die Zeiten und die Menschen verändert! Wer könnte heut zu Tage in diesem Haufen schlecht gebaueter Häuser, in diesem Labyrinthe von engen und schmuzigen Straßen die alte Hauptstadt des römischen Galliens erkennen, die Stadt, die der Oberste der Leibgarde (Prafectus praetorii) und die obersten Beamten des Reichs mit Vorliebe zu dem Ort ihres Aufenthaltes erwählt hatten? Was ist aus diesen Tempeln geworden, aus dem Capitol, den

*) Die auf diesem alten Begräbnißplatze gesammelten Sarkophagen und andern kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums, wovon ehedem eine große Menge in dem benachbarten Minoritenkloster aufbewahrt wurde, sind in den schrecklichen Zeiten der Revolution sämmtlich zertrümmert worden. Dasselbe gilt auch von den christlichen Grabmälern und Bildsäulen in der Hauptkirche zu Arles, die der revolutionäre Fanatismus ebenfalls zerstört hat. A. d. Ueb.

Triumphbogen, dem Circus, dem Theater, dem mit Bildsäulen umringten Forum? Auch die letzten Ueberreste derselben sind verschwunden. Das Amphitheater allein ist noch übrig, wenigstens ein Theil desselben; um es aber zu sehen, muß man auf Dächer hinaufsteigen; denn die Reihen von Sitzen sind zerstört, und die Arena ist ganz mit elenden Häusern angefüllt. Die einzige Gallerie, die noch davon übrig ist, und die den äußern Umfang des Gebäudes bildet, ist durch Magazine und Wohnungen, die zwischen den einzelnen Säulen angebracht sind, gänzlich entstellt. Das unterste Stockwerk, durch welches die Gladiatoren und wilden Thiere hinein zu gehen pflegten, dient heut zu Tage zu Kellern und Waarenlagern. Nur zwei Thüren sind noch daran vorhanden, und auch an diesen kann man, da sich der Erdboden beträchtlich erhöhet hat, nichts mehr von dem ehemaligen schönen Ebenmaße erkennen. Die Arena hielt ehemals in ihrem größten Durchmesser etwas über 38 Toisen; heut zu Tage scheint sie aber weit größer zu seyn, weil die Sitze weggeschafft sind, und sie folglich keine andere Gränze mehr hat, als den äußern Umfang der Säulenreihen *). — Dieses Gebäude ist übrigens niemals vollendet worden; der obere Theil desselben ist noch ganz so, wie es die Römer verlassen haben.

Das interessanteste Denkmahl des Alterthums nach dem Amphitheater ist ein ganz glatter, nicht im geringsten mit hieroglyphischen Charakteren verzierter Obelisk von Granit, der 47 Fuß hoch und an seinem Fußgestelle 7 Fuß breit ist. Man weiß nicht, durch wen und zu welcher Zeit er erbauet worden ist. Gegen

*) Dieses Amphitheater soll von Julius Cäsar erbauet worden seyn. So verfallen es auch ist, und so sehr es von innen und außen mit Häusern verbauet ist, so bemerkt man doch, wenn man ein Dach besteigt, von dem man den Umfang der Arena übersehen kann, daß das Ganze aus ungefähr sechszig Schwibbogen bestanden hat. A. d. Ueb.

Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurde er in einem Garten an dem Ufer der Rhone zuerst entdeckt, aber bald nachher auf's neue begraben, und erst im Jahr 1675 wieder aufgefunden. Im folgenden Jahre wurde er vor dem Rathhause aufgerichtet, und eine Weltkugel mit dem Wappen von Frankreich, über welcher eine Sonne stand, auf die Spitze desselben gesetzt. Heut zu Tage ist ein kaiserlicher Adler an die Stelle dieses Emblems von Ludwig XIV. getreten.

Wenn man diese wenigen Ueberreste des Alterthums gesehen hat, so ist man mit der Besichtigung der heutigen Stadt bald fertig. Sie liegt an den Ufern der Rhone, durch welche eine ihrer Vorstädte von ihr getrennt wird. Nur allein das Rathhaus verdient wegen seiner Größe, und die Cathedralkirche wegen der grotesken Figuren, womit das Portal derselben überladen ist, daß man einige Augenblicke davor verweile.

Venus genoß einst zu Arles einer ganz besondern Verehrung, und die Bewohnerinnen dieser Stadt verdienen auch noch heut zu Tage, Priesterinnen dieser Göttinn zu seyn. Wenige unter ihnen haben zwar so vollkommen regelmäßige Gesichtszüge, wie die Mahler sie zu sehen wünschen; allein die meisten sind doch sehr hübsch und haben etwas angenehmes im Gesicht, was weit mehr gefällt als die Schönheit. Sie haben dabei eine frische anmuthige Farbe, und im Ganzen genommen einen sehr zierlichen Wuchs. Sehr auffallend ist an ihnen die durchgängige Einförmigkeit ihrer Kleidungsart. Sie tragen alle einerlei Strümpfe, ungeheuer große silberne Schnallen in den Schuhen, ein rundes Jäckchen, das in Rücksicht des Zeuges und der Farbe nach den Jahreszeiten verschieden ist, und einen kurzen Rock ohne Schürze. Ihr Kopfputz besteht in einer runden Mütze, die ein wenig rückwärts getragen wird, und in einem gelbseidenen, schwarz gestreiften

Tuche, das von der Mütze bis auf die Stirne reicht, über die Backen herunter läuft und unter dem Kinn sehr geschmackvoll gebunden wird. An den Armen tragen sie goldene Ringe, die den Armbändern der alten Römerinnen ähnlich sind, und an ihrem Halse hängt ein langes goldenes Kreuz, das auf mancherlei Art, größtentheils aber mit einem Stern von Email verziert ist.

Wir kamen gerade zur bequemsten Zeit, um sie zu sehen, daselbst an: denn die Aufpflanzung des kaiserlichen Adlers wurde eben durch mancherlei Feste gefeiert, die eine Menge von Fremden aus der ganzen umliegenden Gegend herbeigelockt hatten. Die Stadt war so voll von Menschen, daß wir Mühe hatten, eine Wohnung zu bekommen, und diejenige, die wir endlich noch fanden, war in der That nur bei einer solchen Gelegenheit, wo es nicht erlaubt ist, schwierig zu seyn, bewohnbar. Drei Tage hinter einander waren Bälle, Schmausereien und Wettläufe zu Fuß und zu Pferd; den Beschluß machte ein Stiergefecht, und um die Feste durch alles zu verherrlichen, was man nur in dieser Stadt aufzustellen vermag, fehlte nur noch eine Ferrade. Dies ist der Name des Schauspiels, das die Eigenthümer der Camargue geben, wenn sie den Anfangsbuchstaben ihres Namens mit einem glühenden Eisen auf das Hintertheil ihrer Stiere brennen lassen.

Die Camargue ist eine Insel, welche die Rhone in der Nähe der Stadt bildet, und die durch eine hölzerne Brücke mit der letztern zusammenhängt. Diese Insel ist sieben Stunden lang und erstreckt sich bis gegen das Meer hin. Sie ist äußerst fruchtbar, nicht nur an Getreide aller Art, sondern vorzüglich auch an Viehweiden; daher befindet sich auch eine zahllose Menge von Pferden und Rindvieh auf derselben, die man das ganze Jahr hindurch frei und ungehindert herumlau-

fen läßt *). — Merkwürdig ist auch noch eine besondere Art von Hunden, die es auf derselben giebt, und die sich durch ihre außerordentliche Größe, ihr langes braunes Haar und ihren langen Schwanz, der sich zirkelförmig über den Rücken hinauf legt, auszeichnet.

Lille. — Quelle von Vauclüse. — Carpentras. — Orange. — Vienne. — Lyon. — Insel St. Barbe. — Nantua. — La Perte du Rhone.

Ehe wir uns von den südlichen Provinzen ganz trennten, sagten wir den Alterthümern zu Nimes und dem Pont du Gard noch ein letztes Lebewohl; alsdann gingen wir noch einmal nach Avignon und besuchten von hieraus die Quelle von Vauclüse. Die schlechte Witterung hatte alle Seitenwege im äußersten Grade verdorben, und wir mußten uns daher immer auf der Heerstraße halten, wodurch der Weg beträchtlich verlängert wurde. Wie gern läßt man sich aber in der Ebene des Comtats einen Umweg gefallen! Das Land ist so anmuthig, so abwechselnd, so unaussprechlich fruchtbar! Wo man hinblickt, sieht man reiche Getreidefelder, köstliche Weinberge, lachende Wiesen, alle Arten von Gemüse, Färberröthe, Obstbäume, und überhaupt einen unaussprechlichen Ueberfluß an den vorzüglichsten Producten der Natur. Für uns ging zwar die Schönheit dieses Anblicks den ganzen Morgen hin-

*) Eben aus diesem Grunde, weil man nämlich die Tausende von Pferden, Ochsen und Schafen auf den fetten Weiden der Camargue in einer Art von Wildheit herumlaufen läßt, muß jeder Eigenthümer die ihm zugehörigen Stücke bezeichnen, und dies giebt Gelegenheit zu den im Text genannten Ferraden. Sie sind eigentliche Hirtenfeste, wobei das Bezeichnen des Viehes mit sehr vieler Feierlichkeit vor sich geht, und bei welchen sich eine zahllose Menge von Menschen aus der ganzen umliegenden Gegend einfindet. A. d. Ueb.

durch größtentheils verloren: denn es regnete beständig fort, und der Himmel, der in dieser Gegend gewöhnlich so rein und heiter ist, war rings umher mit schwarzen Wolken überzogen; zu unserm großen Vergnügen erhob sich aber gegen Mittag der sonst so unangenehme und gefürchtete Mistral, der die Wolken in kurzer Zeit verjagte, und die Sonne wieder zum Vorschein brachte, denn außerdem würde diese kleine Nebenreise äußerst unangenehm für uns gewesen seyn.

Wir gingen eine Zeitlang an dem Ufer der Durance hin, einem sehr gefährlichen Flusse, der äußerst häufig sein Bette verändert, und durch furchtbare Ueberschwemmungen weit umher Schrecken und Verwüstungen verbreitet. Wie ganz anders verhält es sich hingegen mit der friedlichen Sorgue, die ihr krystallhelles Wasser in hundert verschiedene Kanäle vertheilt, und überall, wo sie hinkommt, neues Leben und Fruchtbarkeit verbreitet! Die erstere scheint ein böser Genius, und die andere ein guter zu seyn!

Gegen Abend kamen wir nach Lille *), einer kleinen, schlecht gebauten Stadt, die aber überall mit den schönsten Spaziergängen umringt ist, und in einer über allen Ausdruck reizenden Gegend liegt. Wir stiegen daselbst in dem Gasthofe zu Petrarca und Laura ab. Es war in der That eine sehr glückliche Speculation, einem Gasthofe diesen Aushängeschild zu geben: denn alle Fremde, die hieher kommen, um den Manen dieser beiden Liebenden zu huldigen, müssen nothwendig durch denselben angelockt werden. Wir durchstrichen sogleich noch den nämlichen Abend einen großen Theil der umliegenden Gegend, und besuchten zuletzt auch noch die Kirche, in welcher Petrarca zum erstenmal seine Laura erblickte. Das Abendessen, das

*) Diese Stadt heißt eigentlich L'isle, und hat ihren Namen daher erhalten, weil sie auf einer Insel in dem Flusse Sorgue liegt. A. d. Ueb.

in unserm Gasthofe auf uns wartete, hätte sich zwar vollkommen für einen Carthäuser geschickt: denn es bestand bloß aus Gemüse und Fischen von verschiedener Art; allein auch ein Epicuräer wäre gewiß vollkommen damit zufrieden gewesen: denn man findet nirgends in der Welt so schmackhafte Gemüse und so vortreffliche Forellen und Aale, als zu Lille. Am andern Morgen, ehe noch der Tag recht angebrochen war, begaben wir uns in das herrliche Thal von Vauclüse. Ein Fußpfad führte uns mitten auf einen hoch gelegenen, herrlichen Ort, der rings umher mit röthlichen Felsen eingefaßt ist; aus den Spalten der Felsen sind zwei Feigenbäume herausgewachsen, und gerade unter diesen entspringt in einer geheimnißvollen Höhle die berühmte Quelle, aber ohne das geringste Geräusch, ohne irgend eine sichtbare Bewegung. Nach einem starken Regen, wie es in dem Augenblick, wo wir dieselbe sahen, gerade der Fall war, füllt sie ein ovales Becken ganz bis oben an; dieses Becken hat ungefähr 100 Fuß im Durchmesser, und seine Oberfläche ist beständig spiegelglatt. Ein wenig weiterhin verwandelt sich aber dieses ruhige Wasser in einen ungestümen reissenden Strom; es stürzt sich mit Geräusch über die Felsenwände hinab, stürmt tobend gegen die Hindernisse an, die es in seinem Wege findet, und bedeckt dieselben mit Schaum; bald aber wird es wieder ruhiger, die stolzen Wellen legen sich, und es fließt von nun an beständig in ungestörter Ruhe fort. Welch ein sprechendes Bild des menschlichen Lebens, das sanft und friedlich bei seinem Entstehen ist, in seinem fernern Laufe durch die Stürme der Leidenschaften in Bewegung gesetzt wird, und nur erst gegen das Ende hin die stille Ruhe seines ersten Ursprungs wieder gewinnt!

Unser Führer zeigte uns auf den Gipfel eines einzeln liegenden Felsen, an dessen Fuße die Sorgue hinfließt, ein altes Schloß, von dem er behauptete, daß

es die Wohnung Petrarca's gewesen sey; aber hierin irrte er sich sehr: denn Petrarca besaß kein Schloß, sondern wohnte in der Nähe des Dorfes in einem einfachen Bauernhause, von welchem jedoch gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden ist. Man geht in diesem Augenblick mit dem Gedanken um, diesem berühmten Dichter ein Monument zu errichten; allein dies ist gewiß eine höchst überflüssige Ausgabe: denn was bedarf es zu Vauclüse noch eines weitern Monuments? Sind diese Felsen, diese Quelle, diese ganze reizende Gegend, die er durch seine Gedichte und durch seine Liebe berühmt gemacht hat, zur Erhaltung seines Andenkens nicht schon vollkommen hinreichend? Er ist nirgends, und die Einbildungskraft sieht ihn überall; man wird durch einen unwiderstehlichen Zauber an diesem reizenden Orte festgehalten, und es kostet Mühe, sich loszureißen.

Wenn man Vauclüse verläßt, so kann man, ohne durch irgend einen merkwürdigen Gegenstand gestört zu werden, seinen Gedanken im Stillen nachhängen, bis man zu Carpentras ankommt. Wir hielten uns in dieser Stadt nur einige Stunden auf, um das prächtige Hospital zu besehen, das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem gelehrten und tugendhaften Bischof Malachias d'Inguimbert gestiftet worden ist. Auf den ersten Blick sollte man es eher für den Pallast eines Großen der Erde, als für eine Freistätte des Elends halten. Es ist ein ungeheuer großes, sehr geschmackvolles Gebäude, und das Innere entspricht auch vollkommen dieser Außenseite. Die Kapelle, worin die Asche des Erbauers ruht, ist ein Meisterstück von Schönheit und Geschmack. In dem großen Saale, in welchem sich der Verwaltungsrath zu versammeln pflegt, sahen wir das Portrait eines Mannes, den die Natur mit der schönsten äußeren Gestalt und mit allen Vorzügen des Geistes ausgestattet

hatte, und der die Verirrungen seiner Jugend durch die allerstrengste Büße wieder gut zu machen suchte. Dieses Gemählde stellt ihn in Mönchskleidung vor, wie er mit der Feder in der Hand an einem Tische sitzt, auf welchem ein Todtenkopf steht. Seine ganze Physiognomie ist voll Ausdruck und Leben, und seine Augen strahlen von Feuer. Seine Leidenschaften sind noch nicht erloschen, sondern haben nur den Gegenstand verändert; er liebt jetzt Gott, wie sonst seine Geliebte! Es ist das Portrait von dem Wiederhersteller des Ordens von la Trappe, dem berühmten Abbé de Rancé.

Die Bevölkerung von Carpentras beläuft sich auf 10,000 Seelen; es befinden sich daselbst sehr viele Fabriken von groben Tüchern und von Scheidewasser, besonders aber eine große Menge von Gerbereien. Außer einer Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, des Handels und der Litteratur besitzt die Stadt auch eine Bibliothek, die aus 30,000 Bänden, einer großen Anzahl von Manuscripten und einem sehr reichen Medaillen-Cabinett besteht. Man sieht hieraus, daß es keinesweges eine unbedeutende Stadt ist, sondern daß sie allerdings die Aufmerksamkeit der Reisenden verdient. Ehemals befand sich auch noch ein merkwürdiger Ueberrest des Alterthums daselbst, nämlich ein zu Ehren des Domitius Oenobarbus nach seinem Siege über die Allobrogen errichteter Triumphbogen; allein der Cardinal Bichi, vormaliger Bischof der Stadt, hat ihn gänzlich zerstört, und zwar aus keinem andern Grunde, als — um sich eine Küche daraus zu erbauen.

In einer geringen Entfernung von Carpentras verließen wir das fruchtbare Thal des Comtats, und betraten das unfruchtbare und steinige Gebiet von Orange. In dieser Stadt, die schon vor der Eroberung von Gallien durch die Römer existirt hat, in welcher im fünften Jahrhundert eine Kirchenversammlung

gehalten worden ist, und die dem furchtbarsten Feinde Ludwigs XIV. seinen Namen gegeben hat, befinden sich noch zwei Gebäude, die ein Zeugniß von dem ehemaligen Glanze derselben ablegen, nämlich ein Circus und ein Triumphbogen. Von dem erstern ist nur noch eine dicke Mauer übrig, die 100 Fuß hoch und 300 Fuß lang ist; allein der Triumphbogen ist, weil man sich die Mühe gegeben hat ihn zu stützen, noch ganz und unversehrt vorhanden. Seine ungeheure Masse und seine Höhe müssen nothwendig das größeste Erstaunen erregen. Er besteht aus drei Arkaden, einer großen in der Mitte, und einer etwas kleinern auf jeder Seite, und zwischen beiden sind in den Zwischenräumen Säulen von korinthischer Ordnung angebracht. Das Innere derselben ist mit fein gearbeiteten Bildhauerarbeiten verziert, und an dem obern Theile befinden sich auf jeder Seite mancherlei Kriegswerkzeuge und Schlachten in erhabener Arbeit. Man weiß nicht, in welchem Jahre und bei welcher Gelegenheit diese Trophäe errichtet worden ist; gewöhnlich aber wird sie für ein Monument auf den Sieg des Marius über die Cimbern und Teutonen gehalten.

Orange machte gewissermaßen die Gränzlinie unserer genußreichen Reise durch das südliche Frankreich aus. Jenseits dieser Stadt wird der Weg in jeder Rücksicht langweilig; denn man kommt beständig durch einen sandigen Boden, dem die Fruchtbarkeit mühsam abgezwungen werden muß, und sieht nichts als eine zahllose Menge von Maulbeerbäumen, und hin und wieder einige elende Flecken, aber durchaus keine Stadt von Bedeutung. Wir hielten uns bloß einige Stunden bei dem Dorfe Tain auf, um die Anhöhen zu besehen, auf denen der berühmte Wein l'Hermitage wächst *). Vienne erforderte jedoch einen etwas längern

*) Der Name dieses Weines schreibt sich von der Kapelle her, die auf dem Gipfel dieses Hügels steht. A. d. Ueb.

gern Aufenthalt, nicht weil es heut zu Tage eine besonders merkwürdige Stadt ist, sondern weil sie in der alten und neuen Geschichte eine große Rolle gespielt hat.

Die Stadt wird durch das Flüßchen Guere in zwei ungleiche Hälften getheilt, und an den Ufern desselben sind eine Menge Fabriken von Degenklingen, andern Eisen- und Stahlarbeiten, von verschiedenen Arten von Zeugen und von Papier angelegt; sie liegt übrigens zwischen zwei unfruchtbaren Anhöhen, und ist äußerst schlecht gebaut. Die Kenner halten die dasige Cathedralkirche für eins der schönsten gothischen Gebäude. Das Prätorium, ein Ueberbleibsel der Römer, erinnert durch seine Größe und durch seine ganze Form an das viereckige Haus zu Nimes; es ist jedoch höher, hat keine Vorhalle, und die kannelirten korinthischen Säulen, die das Dach desselben tragen, sind auf allen Seiten durch neu erbaute Mauern verdeckt und verunstaltet. Auch sieht man zu Vienne noch den Ueberrest von einem Amphitheater, der in einem hohen Thore und einigen zerfallenen Mauern besteht. Außerhalb der Stadt aber, gegen Valence zu, steht im freien Felde eine alte Pyramide, von der man vermuthet, daß sie das Grab irgend eines vornehmen Römers bedeckt. Vienne selbst war übrigens gewissermaßen das Grab eines berühmten Ordens, der wahrscheinlicher Weise mehr unglücklich als strafbar gewesen ist. Eine in dieser Stadt zusammenberufene Kirchenversammlung verurtheilte denselben im Jahr 1311, ohne daß eine weitere Appellation Statt fand; allein die Meinung der Nachwelt über die Gerechtigkeit des von diesem ehrwürdigen Tribunal gegen die Tempelherren ausgesprochenen Urtheils ist bis jetzt äußerst schwankend und zweifelhaft geblieben.

In Lion, wo wir uns im vorhergegangenen Jahre eine geraume Zeit aufgehalten hatten, blieb uns wenig

mehr zu sehen übrig. Wir machten einen Spaziergang nach der Insel Sainte-Barbe, die ungefähr eine Stunde oberhalb der Stadt von der Saone gebildet wird. Sie ist ungefähr 3 bis 400 Toisen lang, aber nicht sehr breit, und wird gegen Norden von einem steil abgeschnittenen Felsen gleichsam verschlossen. Der größere Theil derselben ist mit Häusern und Gärten bedeckt, in deren Mitte sich eine Kapelle befindet, und der andere wird von schönen Lindenalleen beschattet. Auf diese Insel strömen die Lioner an dem Oster- und Pfingstfeste in zahlloser Menge, und wenn dieselbe auch das ganze übrige Jahr hindurch von niemand besucht worden ist, so wird sie doch zu dieser Zeit ein Schauplatz des allgemeinsten und lautesten Vergnügens.

Wir verließen Lion sobald als möglich, und reiseten durch die Landschaften la Bresse und le Bugey nach Genf. Am zweiten Tage kamen wir durch ein wildes Thal, das sich immer mehr verengte und bei dem Flekken Cerdon endigte. Hier lag wie eine unübersteigliche Wand ein Berg vor uns, der an seinem Fuße mit Weinbergen und auf dem obern Theile mit Gesträuchen bedeckt war; nach den vielen Waldbächen, Wasserfällen und sonderbar gestalteten Felsenmassen, die uns hier umringten, glaubten wir uns schon in der Schweiz zu befinden. Der Berg Cerdon macht die vorderste Kette des Jura-Gebirges auf der Seite gegen Frankreich aus, und noch vor ungefähr funfzig Jahren konnte man ihn auf keine andere Art übersteigen, als zu Fuß oder zu Pferde; heut zu Tage fährt man jedoch zu Wagen ohne Mühe und ohne alle Gefahr auf einer sanft abhängigen Straße über denselben. Wir brauchten anderthalb Stunden, um die Höhe desselben zu erreichen, und als wir die an dem Fuße desselben liegende ziemlich sandige und unfruchtbare Ebene zurückgelegt hatten, kamen wir an den schönen See Nan-

tua, der zwischen zwei Ketten von Felsen eingeschlossen ist. Er ist ungefähr drei Viertelstunden lang, und 300 Toisen breit. Sein Ufer ist rings umher mit den prächtigsten Bäumen beschattet, allein für den Ackerbau bleibt in diesem engen Thale wenig Raum übrig, und die kleine Stadt, die dem See ihren Namen giebt, erhält sich bloß durch ihren Kunstfleiß. Sie zeichnet sich besonders durch das Gerben und Zubereiten des Leders aus, hat mehrere sehr schöne Nankingsfabriken, und eine vortreffliche Anstalt zum Abhaspeln und überhaupt zum Zurichten der Seide.

Jenseits Nantua wird der Weg durch die Berge immer enger, und die Gipfel und Abhänge der Berge scheinen immer dürrer und unfruchtbarer zu werden. Erst in der Gegend von Chatillon fängt der Horizont wieder an, sich zu erweitern, und man bekommt auch wieder eine größere Mannigfaltigkeit von Producten zu sehen. In dem Dörfchen Belgarde halten sich alle Reisenden einige Zeit auf, um daselbst eine merkwürdige Naturerscheinung zu sehen, nämlich die sogenannte Perte du Rhone, oder das Verschwinden der Rhone. Dieser Fluß ist nämlich hier zwischen zwei Felsenwände eingeklemmt, stürzt sich mit Ungestüm und ganz mit weißem Schaume bedeckt fort, und verschwindet endlich unter einem fast völlig horizontalem Gewölbe von Felsen, unter welchem er über hundert Schritte weit fortfließt.

Ungefähr zwei Stunden weiter hin kamen wir durch das Fort l'Ecluse, das den engen Eingang aus dem Ländchen Gex in die Landschaft le Bugey beherrscht. Es liegt auf der äußersten Spitze des Juragebirges auf einer hervorspringenden Felsenwand. Da es jedoch auf allen Seiten mit höhern Bergen umringt ist, so kann es keinen langen Widerstand leisten; auch nahmen es die Berner ohne Mühe weg, als sie im Jahr 1536 das Waadtland von dem Herzog von Sa-

voyen eroberten. Kaum hat man dieses Fort zurückgelegt, so erweitern sich die Gebirge, und bilden ein unermeßliches Thal, das von dem Jura, dem Berge Sion, und dem Salève, der die Stadt Genf beherrscht, umschlossen ist; hinter dem letztern Berge erblickt man die mit ewigem Eis bedeckten Berggipfel von Fancigny.

Genf. — Ferney.

Als Cäsar über die Alpen ging, um Gallien zu erobern, existirte Genf schon. Es lag, wie heut zu Tage, an dem äußersten Ende des Sees Leman, war der letzte Ort im Lande der Allobrogen, und gränzte zunächst an das helvetische Gebiet, mit dem es vermittelst einer Brücke über die Rhone in Verbindung stand. Cäsar sammelte daselbst seine Armee, ließ die genannte Brücke abbrechen, und verwehrte den Uebergang über den Fluß durch eine Verschanzung, die er von der Stadt bis an das Jura-Gebirge aufwerfen ließ. Nach der Niederlage der Helvetier wurde sie zugleich mit diesem Volke der Herrschaft der Römer unterworfen. Dies gereichte ihr jedoch zum großen Vortheil; sie wurde von den Siegern sehr begünstigt, und auch ihre glückliche Lage trug sehr viel zu ihrer Vergrößerung und zu ihrem Wohlstande bei. Als sie sich Rom's Gesetzen unterwarf, hatte sie auch die Religion der Sieger angenommen; allein im dritten Jahrhundert wurde diese von der Verehrung des einzig wahren Gottes verdrängt, und schon im vierten hatte Genf seine Bischöfe.

Als hierauf das römische Reich von den barbarischen Völkern des Nordens zerstückelt wurde, bemäch-

tigten sich dieser Stadt die Burgunder, und einige ihrer Könige residirten sogar daselbst. Nach den Burgundern kamen die Franken, und bald nachher trat eine abscheuliche Anarchie ein, wo jeder Kronbeamte sich die Vorrechte seines Amtes als Eigenthum anmaßte; das Volk hatte hundert Tyrannen und keinen einzigen Beschützer. Jetzt erschien Carl der Große, und alles kehrte zur Ordnung zurück; dies dauerte jedoch nicht lange: denn die Nachkommen dieses großen Mannes hatten den Geist desselben nicht geerbt. Bei der Zerstückelung seiner weitläuftigen Staaten kam Genf zuerst zu dem Königreich Arles, und alsdann zu dem neuen Königreich Burgund, dieser ephemeren Monarchie, die im eilften Jahrhundert mit dem deutschen Reiche vereinigt wurde. Zu dieser Zeit war aber das Ansehen der Kaiser sogar in der Mitte von Deutschland und um so viel mehr noch in den entfernten Provinzen äußerst schwankend; die großen Vasallen machten sich unabhängig, und auch der Geistlichkeit glückte es, die weltliche Gewalt nach und nach mit der geistlichen zu verbinden.

Während dieser unglückseligen Verwirrungen wurden die Bischöfe von Genf zu souverainen Fürsten erhoben, und nunmehr fingen die Jahrhunderte hindurch fortdauernden Streitigkeiten der Stadt mit den Grafen von Savoyen an, welche letztere sich alle ersinnliche Mühe gaben und alle ihre Kräfte aufboten, um diese blühende, dicht an ihrer Gränze gelegene Stadt unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Es gehört nicht hierher, den tapfern Widerstand der Genfer, die Geschichte ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, und die merkwürdige Veränderung ihrer Religion zu erzählen, welche die Grundfeste ihrer politischen und religiösen Freiheit geworden ist. Als aber die Stadt mit blutiger Anstrengung sich einen dauerhaften Frieden erkämpft hatte, erhoben sich unglücklicher Weise

sehr bald Uneinigkeiten und Zwietracht in dem Innern derselben, und diese dauerten fast ununterbrochen fort, bis die Republik selbst zu Grunde ging.

Nach dieser kurzen Uebersicht der Geschichte von Genf wende ich mich nun zur Beschreibung ihres jetzigen Zustandes, ihrer Lage, ihrer Denkmähler, der Sitten und des Charakters ihrer Einwohner. Ich werde dabei alles so erzählen, wie ich es nach und nach selbst gesehen habe, ohne mich dabei an eine besondere Ordnung zu binden.

Vorerst begaben wir uns auf die Platte-Forme, die den Namen St. Moritz-Platz führt, und von der man eine entzückend-schöne Aussicht über einen Theil der Gebirge von Faucigny und Chablais, über die Anhöhe von Cologny, die mit Gärten und Landhäusern überdeckt ist, über den See Leman, das ganze Waatland und das Ländchen Gex hat. In der Nähe derselben befindet sich die Sternwarte, die ein kleines, rundes, nicht sehr hohes Gebäude, aber mit allen astronomischen Instrumenten sehr reichlich versehen ist.

Hierauf gingen wir längs den Casematten wieder hinunter, und kamen auf die Bürger-Bastei, einen mit alten Ulmen- und Kastanienbäumen dicht beschatteten Spaziergang; von derselben erblickt man noch zwei andere, terrassenförmig angelegte Spaziergänge, le petit Languedoc und la Treille. Von dem letztern hat man eine unvergleichliche Aussicht über eine von dem Berg Salève, dem Sion und dem Jura eingefaßte Ebene. Auf der Bürger-Bastei ist die Aussicht beschränkter; allein dafür genießt man daselbst im Sommer zu jeder Stunde des Tages eine erquickende Kühle. Sie war auch ehemals derjenige Spaziergang, der in den heißen Tagen unter allen andern am meisten besucht wurde; jetzt ist sie jedoch das ganze Jahr hindurch verlassen und menschenleer; denn seitdem eine elende Räuberhorde die Verfassung ihres

Landes und die Gesetze der Menschheit mit Füßen getreten, und auf diesem Platze die besten Bürger der Stadt schändlicher Weise ermordet hat, ist derselbe in den Augen aller Genfer ein Gegenstand des Abscheues geworden, und kein Einwohner kann es mehr über sich gewinnen, unter seinem Schatten zu lustwandeln.

In der Mitte der Bürger-Bastei steht eine viereckige Pyramide, die mit dem Brustbilde von dem Verfasser des Contrat social geziert ist. Auf einer Seite der Pyramide lies't man die Inschrift: Seinem Mitbürger J. J. Rousseau, das Genfer Volk, im zweiten Jahre der Gleichheit, (1793) und um das Brustbild herum stehen die Worte: Menschenrechte. Freiheit. Gleichheit. Unabhängigkeit. Es ist höchst merkwürdig, daß dieses Denkmahl auf dem nämlichen Platze steht, der mit dem reinsten Blute von Genf befleckt worden ist; war es wohl möglich, eine stärkere Satyre gegen den Contrat social zu machen, und den Verfasser desselben auf eine grausamere Art zu beleidigen? Jedermann wendet sich hier weg von seinem Bilde, und auf dem Boden, den man seinem Ruhme hat weihen wollen, lastet der Fluch der Stadt. Als Rousseau dem dunkeln Ursprunge der Gewalt und der Gesetzgebung nachspürte, und der Welt nützliche Wahrheiten zu enthüllen glaubte, dachte er gewiß nicht, daß seine politischen Lehrsätze sich in Todesurtheile verwandeln, daß seine höchsten Verehrer bluttriefende Henker werden würden. Sie haben aus dem Vertheidiger der Menschenrechte einen Apostel der Plünderung und des Mordens gemacht!

Der Bürger-Bastei gegenüber liegt die Bastei Holland, auf der sich das Artillerie-Zeughaus befindet. Auf dieser Seite wurde Genf in der Nacht vom 11ten auf den 12ten December 1602 überrumpelt. Der Herzog Carl Emanuel von Savoyen benutzte

nämlich die Sicherheit, in welche ein scheinbarer Friede die Einwohner eingewiegt hatte, und ließ in der Dunkelheit der Nacht seine Truppen sich der Stadt nähern. Schon hatten einige hundert Mann die Wälle erstiegen, als sie durch einen glücklichen Zufall verrathen wurden. Die Bürger eilten in der größten Geschwindigkeit herbei, und schlugen den Feind wieder in die Flucht. Zum Andenken an diesen Sieg stifteten sie hierauf ein jährliches Fest, das eine lange Reihe von Jahren hindurch unter dem Namen der Escalade gefeiert worden ist.

Durch das nicht weit von der Bastei von Holland befindliche neue Thor kommt man auf den Plein-Palais, den schönsten und größten Spaziergang außerhalb der Stadt; es ist ein ungeheuer großer Rasenteppich, der rings umher mit mehrern Reihen uralter Bäume eingefaßt ist. An den Werktagen trifft man daselbst wenig Menschen an, aber an den Sonntagen wimmelt es von Spaziergängern.

Als wir eben zum Thor hinaus gingen, begegnete uns ein Leichenzug, bei welchem uns besonders der Umstand auffiel, daß vor den Leidtragenden eine eben so wie diese in tiefe Trauer gehüllte Frau herging, die den Namen der Betfrau führt. Zu Rom und Athen befanden sich bei den Leichenbegängnissen gedungene Thränenweiber, und diese Sitte hat noch heut zu Tage in der Türkei und in Indien statt. Zu Genf giebt es aber Weiber, die aus dem Beten ein Handwerk machen; denn ein Handwerk ist es, so gut wie jedes andere. Wir folgten dem Leichenzuge bis auf den Kirchhof nach, wo der Sarg ohne alle Ceremonie begraben wurde. In der katholischen Kirche werden die Leichenbegängnisse auf eine weit feierliche Art begangen. Luther und Calvin haben die christliche Religion von allem entblößt, was in die Sinne fällt und die

Seele emporhebt; sie haben dieselbe auf einen Grad der Einfachheit zurückgebracht, die für den großen Haufen durchaus nicht gemacht zu seyn schien, und durch die er demungeachtet gewonnen worden ist. Gerade diese Einfachheit schien ihm der höchste Grad von Vollkommenheit zu seyn, und der Enthusiasmus wurde eben durch dasjenige aufgeregt, was ihn nach allem menschlichen Dafürhalten am meisten hätte niederschlagen sollen. — Der Kirchhof selbst ist außerordentlich einfach, und man sieht nur hin und wieder ohne allen Unterschied des Standes einzelne Steine, auf welche Liebe und Freundschaft den Namen der beweinten Verstorbenen gegraben hat. Unter diesen Inschriften sah ich eine, die mir im höchsten Grade auffiel; denn sie besteht bloß in den Worten: Hier liegt ein rechtschaffener Mann. Ich kenne in der That nichts Ehrwürdigeres und Rührenderes, als das Grab eines rechtschaffenen Mannes, und auch das des Genfers, dem seine Mitbürger ein so ruhmvolles Zeugniß gegeben haben, konnte ich nicht ohne Ehrfurcht ansehen.

Neben dem Kirchhofe ist der Schießplatz. Vor der Vereinigung Genf's mit Frankreich wurde die Jugend alle Sonntage im Scheibenschießen geübt; allein seit dieser Zeit hat dieser Gebrauch gänzlich aufgehört, und die Neigung zu Waffenübungen scheint mit dem Bewußtseyn der Unabhängigkeit erloschen zu seyn.

Wir setzten hierauf unsern Spaziergang weiter fort, und gingen durch die Gärten, die der Stadt einen Theil ihrer nöthigen Gemüse liefern, hindurch. Von hier kamen wir längs der Rhone nach ungefähr einer kleinen Viertelstunde an den Ort, wo die Arve, die auf dem benachbarten Mont=blanc entspringt, ihr trübes Gewässer mit reißendem Ungestüm in die Rhone ergießt. Der Fluß scheint dieser unreinen Vermischung ausweichen zu wollen, und drückt sich deshalb an das

jenseitige Ufer hin; man sieht sein bläuliches und durchsichtig helles Wasser noch eine weite Strecke hin mit der graulichen und trüben Arve in dem nämlichen Bette, aber ganz von derselben getrennt, hinfließen. Die Arve führt übrigens einzelne, jedoch fast nicht mehr zu erkennende Goldstäubchen mit sich, und besonders eine unermeßliche Menge abgeschliffener Kieselsteine, deren Schönheit und Mannigfaltigkeit von den Mineralogen ausnehmend bewundert wird. Sie werden von den Eigenthümern der an dem Ufer gelegenen Grundstücke zu Aufführung von Dämmen gegen die Ueberschwemmungen des Flusses benutzt.

Von den Ufern der Arve kamen wir über den Plein-Palais wieder nach Genf zurück. Diese Stadt liegt an dem äußersten Ende eines prächtigen Sees. Aus demselben fließt die Rhone in zwei breiten und reißenden Strömen heraus, durch welche die Stadt in drei ungleiche Theile getheilt wird, nämlich in die eigentliche Stadt und in das Quartier St. Gervais, welche beide durch vier Brücken mit einander verbunden sind, die einen unvergleichlichen Anblick gewähren. Den dritten Theil macht eine durch diese beiden Arme des Flusses gebildete Insel aus, die zwar klein, aber ausnehmend bevölkert ist. In der Mitte derselben steht ein alter Thurm, der im zwölften Jahrhundert auf dem Fundament von demjenigen erbauet worden ist, den Cäsar hatte aufführen lassen, um die Helvetier an dem Uebergang über die Rhone zu verhindern. In einer geringen Entfernung von demselben befindet sich eine hydraulische Maschine, durch welche das Wasser in eine solche Höhe empor gehoben wird, daß alle Theile der Stadt reichlich damit versorgt werden können; man findet daher auch auf allen öffentlichen Plätzen große Springbrunnen, die sämmtlich mit einer Urne, einer Pyramide oder einer Säule geziert sind.

In dem untern Theile der Stadt ist eine lange jedoch unregelmäßige Straße, die sie fast ihrer ganzen Länge nach durchschneidet; auf beiden Seiten derselben laufen 60 Fuß hohe, offene Schwibbogen hin, die außerhalb von hölzernen Säulen getragen werden, und inwendig auf den Häusern aufliegen. Sie machen zwar die Straße um ein beträchtliches enger, und gewähren überhaupt keinen angenehmen Anblick; allein man verzeiht ihnen diesen Nachtheil, in Rücksicht des großen Nutzens, den sie leisten: denn sie dienen nicht nur an Regentagen zu einem angenehmen Spaziergange, sondern sie beschirmen auch gegen die Witterung eine Reihe kleiner Baracken, in denen sich Obsthändler und alle Arten von kleinen Krämern und Handwerkern aufhalten, und die gegen den reichen und prächtigen Waarenmagazinen auf der innern Seite der Gallerie gerade über liegen. Unter diesen Arkaden und auf den benachbarten Plätzen wird auch zweimal in der Woche öffentlicher Markt gehalten.

Die Fleischbänke liegen an dem äußersten Ende der Stadt, dicht an dem Ufer des Sees; diese Lage ist vortrefflich gewählt, denn es wird weder Ekel dadurch erregt, noch auch die Luft verdorben; zwei Umstände, auf die jede Polizei sorgfältig Rücksicht nehmen sollte. In der Nähe der Fleischbänke befindet sich der Käficht mit den Adlern, die sonst von dem Staate, als das Symbol seines Wappens, beständig unterhalten worden sind. Der Käficht ist zwar noch vorhanden, aber die Adler nicht mehr; diese sind mit der Freiheit davon geflogen.

Die Häuser in Genf sind sämmtlich außerordentlich hoch, und diejenigen, die um den Platz la Treille herum liegen, und noch einige andere, verrathen einen hohen Grad von Wohlstand. Die übrigen sind zwar fast durchgängig ebenfalls hübsch gebaut, allein von einer braunen Steinart, wodurch, verbunden mit der

Höhe derselben, das Innere der Stadt ein finsteres Ansehen bekommt. Da sie jedoch, ungeachtet ihrer starken Bevölkerung, nicht sehr groß ist, so braucht man nur wenige Minuten, um auf den Wall zu kommen, wo man eine Aussicht genießt, an der man sich nicht satt sehen kann. Es ist nicht möglich, eine mannigfaltigere, majestätischere und doch zu gleicher Zeit lieblichere Landschaft zu sehen. Die Berge stellen bald Pyramiden, bald Thürme, bald spitze Nadeln bald gewölbte Kuppeln vor, und bald ziehen sie sich wieder in einem langen flachen Rücken fort; einige von ihnen sind auf ihrem Gipfel mit Wäldern und Wiesen, andere mit ewigem Schnee bedeckt. Die Felder sind überall außerordentlich fruchtbar, und mit der größten Sorgfalt bearbeitet; nimmt man nun hierzu noch den schönen, ungeheuer großen See, den breiten Fluß und die Menge der anmuthigen Spaziergänge, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Lage von Genf machen. Wer wird sich aber nun noch wundern, daß diese Stadt nicht nur für ihre Einwohner selbst einen so bezaubernden Reiz hat, sondern daß sie auch alle Fremde mit Enthusiasmus erfüllt?

Genf ist übrigens nicht nur wegen seiner unvergleichlich schönen Lage berühmt, sondern auch wegen der Thätigkeit des dasigen Kunstfleißes und Handels. Außer der Bank, wodurch die Stadt mit ganz Europa in den engsten Verhältnissen steht, findet man daselbst auch unermeßliche Fabriken von Bijouteries-Waaren, von Hüten und Kattun, und eine zahllose Menge von Gerbereien. Die beträchtlichste und berühmteste Fabrik ist jedoch die von Uhren, denn von ihr allein nährt sich ein starkes Drittel aller Einwohner, und sie beschäftigt zugleich beide Geschlechter. Während der eine Arbeiter die goldenen und silbernen Gehäuse verfertigt, den Stahl härtet, und ihn in Federn und Räder verwandelt, mahlt der andere die Zifferblätter,

schneidet die Zähne in die Räder, polirt sie, und verfertigt Zeiger und Ketten. Diese Absonderung der Arbeit, wodurch unendlich mehr und alles in einem höhern Grade der Vollkommenheit verfertigt wird, ist wirklich höchst bewundernswerth. Die Industrie ist die Seele der Genfer, und das Geld ihre erste und letzte Leidenschaft. Dabei besitzen sie eine seltene Kenntniß der Geschäfte. Kein Volk weiß besser als sie jede Gelegenheit zu einem größern oder kleinern Gewinn zu benutzen, keines versteht in einem höhern Grade die Geheimnisse des Geldumsatzes und der Kunst, seine Capitalien gehörig anzulegen; auch würde ohne den Bankerott von Frankreich, der alle ihre Rechnungen zu Schanden machte, ihre Wohlstand sich gewiß in kurzer Zeit auf eine gränzenlose Art vermehrt haben. Eine mittelmäßig große Stadt, mit einem äußerst kleinen Gebiete würde es, ohne dieses durchaus nicht vorher zu sehende Unglück, in Rücksicht des Reichthums, in kurzer Zeit mit den größten Städten Europa's aufgenommen und sie wahrscheinlich übertroffen haben.

Höchst merkwürdig ist es übrigens, daß dieses allgemeine Streben nach Gewinn doch niemals in Genf der Cultur der Wissenschaften Eintrag gethan hat. Schon von den ältesten Zeiten her, besonders aber seit der Reformation, hat die Stadt immer dem Plutus und der Minerva zu gleicher Zeit geopfert, und war von jeher eine Pflanzschule von Männern, die sich in allen Fächern menschlicher Kenntnisse ausgezeichnet haben. Sehr viele ihrer Bürger haben sich in der Theologie, dem Staatsrecht, der Geschichte, der Arzeneikunde und der Naturgeschichte auf das vortheilhafteste bekannt gemacht, und mehrere sogar bleibenden Ruhm dadurch erworben. Die Künste der bloßen Einbildungskraft hingegen sind von den Genfern nicht mit dem nämlichen Erfolg getrieben worden, wie diejenigen Kenntnisse, bei denen es bloß auf Fleiß und

Beharrlichkeit ankommt; ungeachtet ihres vortreffli-chen Klima's hat doch die Stadt keinen einzigen Dich-ter, und nur einen wirklich beredten Schriftsteller, nämlich J. J. Rousseau, hervorgebracht.

Die öffentlichen Gebäude zu Genf, das Zeughaus, das Rathhaus, das große Hospital und die sämmli-chen Kirchen haben ein sehr bescheidenes Aeußere, und gereichen mehr der Aufrechthaltung aller republikani-schen Sitten zur Ehre, als daß sie ein Zeugniß von dem Geschmack der Einwohner ablegten. Hiervon muß jedoch die dem heil. Peter geweihte Cathedral-Kirche ausgenommen werden. Diese wurde, nach einer alten Tradition, auf den Ruinen eines Tempels der Sonne erbaut, und gleich im Anfang dem Heili-ligen, dessen Namen sie noch jetzt führt, geweihet. Die Vorderseite derselben ist mit einem Säulengange von korinthischer Ordnung geziert; das Innere besteht aus einem sehr schönen gothischen Schiffe, worin sich aber keine weitern Zierrathen befinden, als eine Kan-zel für den Prediger, Bänke für die Zuhörer und eine Orgel. Nirgends sieht man weder Gemählde noch Bildsäulen. Die Schüler Calvins sind wahre Ikono-klasten; sie haben alle Feierlichkeiten aus den Ceremo-nien der Religion abgeschafft, und die sämmtlichen Künste aus ihren Tempeln verbannt. In den neuesten Zeiten hat die katholische Religion, nachdem sie drei Jahrhunderte hindurch auf das strengste aus Genf ver-bannt gewesen war, wieder freien Zutritt daselbst ge-funden, und geht jetzt Hand in Hand mit ihrer Neben-buhlerinn ohne allen Zank und Streit. Der gegensei-tige Haß dieser beiden Religionen ist endlich erloschen, und keine scheint mehr an Eroberungen und an die Herrschaft über die andere zu denken. Es entsteht hier-bey allerdings die Frage, ob diese Erscheinung auch wirklich von der höhern Aufklärung des Verstandes und den Fortschritten der Toleranz herrührt? Ich

glaube es nicht, sondern messe sie vielmehr einer fast allgemein überhandnehmenden Gleichgültigkeit gegen die Form des Gottesdienstes überhaupt bei. Wenn zwei Religionen, die lange Zeit hindurch die erklärtesten Feindinnen gewesen sind, sich einander nähern, und neben einander bestehen, ohne daß sie sich ferner bekämpfen, so ist dies ein offenbarer Beweis, daß die Herrschaft von beiden in ihren Grundfesten erschüttert ist, und der Glaube an die eine wie an die andere nur noch äußerst schwach ist.

Unter den öffentlichen Gebäuden zu Genf ist die Bibliothek eines der interessantesten. Sie enthält ungefähr 40,000 Bände und 200 Manuscripte; die meisten Werke sind ernsthaften und lehrreichen Inhaltes, und geben das treuste Gemählde von dem Charakter der Genfer. Dieses ernsthafte besonnene Volk zieht in allen Stücken das Nützliche dem Angenehmen vor, und zeigt auch in den Wissenschaften den nämlichen Geist, wie in dem Handel. Es beobachtet, es zerlegt, es berechnet; die Wissenschaft der Thatsachen und der Meinungen, die von den Gesetzen der Natur und der gesellschaftlichen Ordnung gehören wesentlich in sein Fach; die Dichtkunst hingegen und die Beredtsamkeit sind gänzlich davon ausgeschlossen.

Die Bibliothek ist auch zu gleicher Zeit eine Art von Gemähldesammlung; denn man sieht in derselben die Bildnisse aller großen Männer, die Genf hervorgebracht hat, so wie die der Oberhäupter der Reformation und derjenigen Fürsten, welche die letztere unterstützt und begünstigt, oder aber verfolgt haben. So findet man z. B. neben Karl IX. und Heinrich III. den Admiral von Coligny und den Herzog von Rohan; noch mehrere andere ähnliche Zusammenstellungen sind offenbar das Werk der Dankbarkeit und des Hasses.

In dem nämlichen Gebäude, wo sich die Biblio-

thek befindet, ist auch das Gymnasium, das im sechszehnten Jahrhundert errichtet worden ist, wie man aus der über dem Eingange befindlichen Inschrift: Post tenebras lux, 1561. sieht. Ueber derselben ist eine Sonne angebracht, die aus den Wolken hervorbricht, was eine sehr glückliche Anspielung auf das Wiederaufleben der Wissenschaften ist, die eine Reihe von tausend Jahren hindurch in der tiefsten Nacht begraben gewesen waren. Die Art des Unterrichts ist übrigens noch ganz alt, und hat in neuern Zeiten keine Abänderungen erlitten. Die jetzige fast allgemeine Methode, nach welcher so vielerlei gelehrt und so wenig gelernt wird, hat in Genf keine Anhänger gefunden. Auch bei der jetzigen Vereinigung der Stadt mit Frankreich hat dieselbe auf eine deshalb eingereichte Vorstellung das Recht erlangt, ihre bisherige Lehrart ferner beizubehalten. Dieser Zug verdient bei dem jetzigen allgemeinen Schwindel der Neuerungen allerdings bemerkt zu werden.

Mit dem Gymnasium ist auch eine Universität verbunden, wo die höhern Wissenschaften gelehrt werden. Die Errichtung beider Anstalten hat man den Calvin zu verdanken, der zu gleicher Zeit der Reformator der Religion, der Gesetze und der Sitten seiner Vaterstadt gewesen ist. Unter den Professoren haben sich von jeher Männer gefunden, die sich durch ihre Talente und durch den Umfang ihrer Kenntnisse auszeichneten. Sie genießen in der öffentlichen Meinung einen hohen Grad von Achtung, und die Stelle eines Professors wird auch in den ältesten und reichsten Familien für die größte Ehre gehalten.

Durch diese sorgfältige Erziehung der Jugend ist in der ganzen Stadt eine allgemeine Nacheiferung entstanden, und die Wissenschaften sind dadurch, wenn ich mich so ausdrücken darf, populär geworden. Es ist kein Mensch in Genf, der nicht wenigstens lesen,

schreiben

schreiben und rechnen kann, und einige Kenntniß von Geschichte und Geographie besitzt; auch die Talente für Musik und Zeichnen sind nichts weniger als selten, und man schämt sich daselbst der Unwissenheit eben so sehr, wie der Armuth. Den ganzen Tag hindurch ist jedermann in der Stadt beschäftigt; man trifft in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen nicht einen einzigen Menschen an, der müßig geht, und wenn die Einwohner Abends die Spaziergänge oder Gesellschaften besuchen, so geschieht es nicht, um der langen Weile zu entgehen, oder einen läppischen Luxus zur Schau auszulegen, sondern bloß, um sich von den Arbeiten des Tages auszuruhen.

Die Genfer sind große Freunde vom Schauspiel, aber noch größere vom Landleben. In der schönen Jahreszeit strömt daher an den Sonntägen eine zahllose Menge von Menschen zum Thore hinaus, und die Stadt gleicht alsdann einem von seinen Einwohnern verlassenen Orte. Die Woche hindurch besuchen die Männer ihre Zirkel, und die Frauenspersonen ihre sogenannten Cotterien. Zuweilen werden auch Gesellschaften gegeben, in denen die Fremden Zutritt haben; in diesen wird Thee, mancherlei Obst und verschiedene Arten Backwerk herum gereicht; alsdann setzt man sich an den Spieltisch, oder vertreibt sich die Zeit mit Musik, und vor 11 Uhr geht jedermann wieder nach Hause. Es herrscht zu Genf der allgemeine Grundsatz, daß die Vergnügungen des Abends den Arbeiten des folgenden Tages keinen Eintrag thun dürfen, und niemals werden ihnen daher weder die Geschäfte, noch das Studiren, noch die Besorgung der häuslichen Wirthschaft aufgeopfert.

Die Genferinnen besitzen bei einem hohen Grade von Schönheit einen äußerst gebildeten Geist; sie legen sich größten Theils und oft mit dem glücklichsten Erfolg auf das Zeichnen und die Musik, und sind große

Freunde von Geschichte, Reisebeschreibungen und besonders von Romanen; durch das häufige Lesen dieser letztern bekommt ihre Imagination einen melancholischen etwas empfindsamen Anstrich. Die Männer haben bei sehr vieler Gelehrsamkeit, im Durchschnitt genommen, ein kaltes und trocknes Aussehen. Sie denken, sie untersuchen, aber sie können keine gesellschaftliche Unterhaltung führen; sie fassen mit vielem Scharfsinn die Fehler von andern auf, aber sie haben nicht Nachsicht genug, um sie zu entschuldigen, um zu verzeihen. Unter allen fremden Nationen sind die Franzosen diejenigen, denen sie am wenigsten wohlwollen; anstatt stolz zu seyn, auf den Ruhm ihrer neuen Mitbürger, halten sie sich im Gegentheil bloß für die Besiegten, die an ihren Triumph-Wagen gefesselt sind, und beklagen immerfort auf das schmerzlichste ihre verlorne Souveränität und Anarchie. Seitdem ihnen das gefährliche Vorrecht, sich selbst zu regieren, entzogen worden ist, und sie gezwungen sind, im Frieden mit einander zu leben, seitdem glauben sie Sclaven zu seyn.

Wenn man zu Genf ist, kann man unmöglich unterlassen, auch einen kleinen Spaziergang nach Ferney zu machen, in dieses Dorf, das vor Voltaire gänzlich unbekannt war und durch ihn in ganz Europa berühmt geworden ist. Auch wir stellten eine Wanderung dahin an, und schlugen dabei den Weg nach dem kleinen Städtchen Gex am Genfer See ein. Er geht immer aufwärts bis man das Dorf, le grand Sacconex zurückgelegt hat; alsdann führt er in eine weite Ebene hinab, die mit Getreidefeldern, Wiesen, Weinbergen und Obstbäumen bedeckt und von dem Jura-Gebirge begränzt ist. Die verständige Art, die Wiesen zu bewässern, muß hier jedem Fremden besonders auffallen; denn die Einwohner benutzen hierzu nicht nur das Quellwasser, sondern auch das Regenwasser, das

sie in großen Behältern sammeln und es alsdann bei eintretender großer Dürre durch hölzerne Rinnen auf die Wiesen leiten.

Bei der Ankunft zu Ferney wird man durch die Zierlichkeit und Reinlichkeit der Häuser in Erstaunen gesetzt; sie scheinen sämmtlich eher für wohlhabende Bürger als für Bauern erbauet zu seyn, und haben fast alle Voltaire ihre Entstehung zu verdanken; er hatte dieselben mit Handwerkern bevölkert, deren Industrie zu wecken und aufzumuntern er sich sehr angelegen seyn ließ. Vor dem Schlosse zieht sich eine Allee von Pappelbäumen hin, an deren äußerstem Ende eine kleine Kirche steht, die mit Ziegeln gedeckt, ohne Thurm und von der allereinfachsten Bauart ist. Das Schloß selbst ist nichts weniger als prächtig; es besteht aus einem sehr bescheidenen Hauptgebäude und zwei ähnlichen Seitenflügeln. Man zeigt in demselben noch das Zimmer, das Voltaire bewohnt hat, und das der jetzige Besitzer des Schlosses ganz so, wie es damals war, gelassen hat. Es enthält nichts merkwürdiges, als die Portraits von einigen berühmten Personen, und eine Art von Grabmahl, auf welchem sich folgender Vers befindet:

Son esprit est partout, et son coeur est ici.

Der Komödiensaal existirt nicht mehr. Bei dem Schlosse ist ein mit Eichen, Ulmen und Tannen bepflanzter Park, und die Aussicht aus demselben ist die schönste und erhabenste, die man sich denken kann. Gegen Osten sieht man die Alpen und gegen Westen den Jura; aber was für eine Verschiedenheit herrscht zwischen diesen beiden Gebirgen! — Der Jura scheint in der Ferne nur eine lange fast einförmige Kette zu seyn, und seine höchsten Gipfel betragen nicht mehr als acht bis neunhundert Toisen. Auf der entgegengesetzten Seite hat man dagegen den mannigfaltigsten Anblick; im Vordergrunde rechts liegen der große und der kleine

jenseitige Ufer hin; man sieht sein bläuliches und durchsichtig helles Wasser noch eine weite Strecke hin mit der graulichen und trüben Arve in dem nämlichen Bette, aber ganz von derselben getrennt, hinfließen. Die Arve führt übrigens einzelne, jedoch fast nicht mehr zu erkennende Goldstäubchen mit sich, und besonders eine unermeßliche Menge abgeschliffener Kieselsteine, deren Schönheit und Mannigfaltigkeit von den Mineralogen ausnehmend bewundert wird. Sie werden von den Eigenthümern der an dem Ufer gelegenen Grundstücke zu Aufführung von Dämmen gegen die Ueberschwemmungen des Flusses benutzt.

Von den Ufern der Arve kamen wir über den Plein-Palais wieder nach Genf zurück. Diese Stadt liegt an dem äußersten Ende eines prächtigen Sees. Aus demselben fließt die Rhone in zwei breiten und reißenden Strömen heraus, durch welche die Stadt in drei ungleiche Theile getheilt wird, nämlich in die eigentliche Stadt und in das Quartier St. Gervais, welche beide durch vier Brücken mit einander verbunden sind, die einen unvergleichlichen Anblick gewähren. Den dritten Theil macht eine durch diese beiden Arme des Flusses gebildete Insel aus, die zwar klein, aber ausnehmend bevölkert ist. In der Mitte derselben steht ein alter Thurm, der im zwölften Jahrhundert auf dem Fundament von demjenigen erbauet worden ist, den Cäsar hatte aufführen lassen, um die Helvetier an dem Uebergang über die Rhone zu verhindern. In einer geringen Entfernung von demselben befindet sich eine hydraulische Maschine, durch welche das Wasser in eine solche Höhe empor gehoben wird, daß alle Theile der Stadt reichlich damit versorgt werden können; man findet daher auch auf allen öffentlichen Plätzen große Springbrunnen, die sämmtlich mit einer Urne, einer Pyramide oder einer Säule geziert sind.

In dem untern Theile der Stadt ist eine lange jedoch unregelmäßige Straße, die sie fast ihrer ganzen Länge nach durchschneidet; auf beiden Seiten derselben laufen 60 Fuß hohe, offene Schwibbogen hin, die außerhalb von hölzernen Säulen getragen werden, und inwendig auf den Häusern aufliegen. Sie machen zwar die Straße um ein beträchtliches enger, und gewähren überhaupt keinen angenehmen Anblick; allein man verzeiht ihnen diesen Nachtheil, in Rücksicht des großen Nutzens, den sie leisten: denn sie dienen nicht nur an Regentagen zu einem angenehmen Spaziergange, sondern sie beschirmen auch gegen die Witterung eine Reihe kleiner Baracken, in denen sich Obsthändler und alle Arten von kleinen Krämern und Handwerkern aufhalten, und die gegen den reichen und prächtigen Waarenmagazinen auf der innern Seite der Gallerie gerade über liegen. Unter diesen Arkaden und auf den benachbarten Plätzen wird auch zweimal in der Woche öffentlicher Markt gehalten.

Die Fleischbänke liegen an dem äußersten Ende der Stadt, dicht an dem Ufer des Sees; diese Lage ist vortrefflich gewählt, denn es wird weder Ekel dadurch erregt, noch auch die Luft verdorben; zwei Umstände, auf die jede Polizei sorgfältig Rücksicht nehmen sollte. In der Nähe der Fleischbänke befindet sich der Käficht mit den Adlern, die sonst von dem Staate, als das Symbol seines Wappens, beständig unterhalten worden sind. Der Käficht ist zwar noch vorhanden, aber die Adler nicht mehr; diese sind mit der Freiheit davon geflogen.

Die Häuser in Genf sind sämmtlich außerordentlich hoch, und diejenigen, die um den Platz la Treille herum liegen, und noch einige andere, verrathen einen hohen Grad von Wohlstand. Die übrigen sind zwar fast durchgängig ebenfalls hübsch gebaut, allein von einer braunen Steinart, wodurch, verbunden mit der

Höhe derselben, das Innere der Stadt ein finsteres Ansehen bekommt. Da sie jedoch, ungeachtet ihrer starken Bevölkerung, nicht sehr groß ist, so braucht man nur wenige Minuten, um auf den Wall zu kommen, wo man eine Aussicht genießt, an der man sich nicht satt sehen kann. Es ist nicht möglich, eine mannigfaltigere, majestätischere und doch zu gleicher Zeit lieblichere Landschaft zu sehen. Die Berge stellen bald Pyramiden, bald Thürme, bald spitze Nadeln bald gewölbte Kuppeln vor, und bald ziehen sie sich wieder in einem langen flachen Rücken fort; einige von ihnen sind auf ihrem Gipfel mit Wäldern und Wiesen, andere mit ewigem Schnee bedeckt. Die Felder sind überall außerordentlich fruchtbar, und mit der größten Sorgfalt bearbeitet; nimmt man nun hierzu noch den schönen, ungeheuer großen See, den breiten Fluß und die Menge der anmuthigen Spaziergänge, so kann man sich einen ungefähren Begriff von der Lage von Genf machen. Wer wird sich aber nun noch wundern, daß diese Stadt nicht nur für ihre Einwohner selbst einen so bezaubernden Reiz hat, sondern daß sie auch alle Fremde mit Enthusiasmus erfüllt?

Genf ist übrigens nicht nur wegen seiner unvergleichlich schönen Lage berühmt, sondern auch wegen der Thätigkeit des dasigen Kunstfleißes und Handels. Außer der Bank, wodurch die Stadt mit ganz Europa in den engsten Verhältnissen steht, findet man daselbst auch unermeßliche Fabriken von Bijouteries-Waaren, von Hüten und Kattun, und eine zahllose Menge von Gerbereien. Die beträchtlichste und berühmteste Fabrik ist jedoch die von Uhren, denn von ihr allein nährt sich ein starkes Drittel aller Einwohner, und sie beschäftigt zugleich beide Geschlechter. Während der eine Arbeiter die goldenen und silbernen Gehäuse verfertigt, den Stahl härtet, und ihn in Federn und Räder verwandelt, mahlt der andere die Zifferblätter,

schneidet die Zähne in die Räder, polirt sie, und verfertigt Zeiger und Ketten. Diese Absonderung der Arbeit, wodurch unendlich mehr und alles in einem höhern Grade der Vollkommenheit verfertigt wird, ist wirklich höchst bewundernswerth. Die Industrie ist die Seele der Genfer, und das Geld ihre erste und letzte Leidenschaft. Dabei besitzen sie eine seltene Kenntniß der Geschäfte. Kein Volk weiß besser als sie jede Gelegenheit zu einem größern oder kleinern Gewinn zu benutzen, keines versteht in einem höhern Grade die Geheimnisse des Geldumsatzes und der Kunst, seine Capitalien gehörig anzulegen; auch würde ohne den Bankerott von Frankreich, der alle ihre Rechnungen zu Schanden machte, ihre Wohlstand sich gewiß in kurzer Zeit auf eine gränzenlose Art vermehrt haben. Eine mittelmäßig große Stadt, mit einem äußerst kleinen Gebiete würde es, ohne dieses durchaus nicht vorher zu sehende Unglück, in Rücksicht des Reichthums, in kurzer Zeit mit den größten Städten Europa's aufgenommen und sie wahrscheinlich übertroffen haben.

Höchst merkwürdig ist es übrigens, daß dieses allgemeine Streben nach Gewinn doch niemals in Genf der Cultur der Wissenschaften Eintrag gethan hat. Schon von den ältesten Zeiten her, besonders aber seit der Reformation, hat die Stadt immer dem Plutus und der Minerva zu gleicher Zeit geopfert, und war von jeher eine Pflanzschule von Männern, die sich in allen Fächern menschlicher Kenntnisse ausgezeichnet haben. Sehr viele ihrer Bürger haben sich in der Theologie, dem Staatsrecht, der Geschichte, der Arzeneikunde und der Naturgeschichte auf das vortheilhafteste bekannt gemacht, und mehrere sogar bleibenden Ruhm dadurch erworben. Die Künste der bloßen Einbildungskraft hingegen sind von den Genfern nicht mit dem nämlichen Erfolg getrieben worden, wie diejenigen Kenntnisse, bei denen es bloß auf Fleiß und

Beharrlichkeit ankommt; ungeachtet ihres vortrefflichen Klima's hat doch die Stadt keinen einzigen Dichter, und nur einen wirklich beredten Schriftsteller, nämlich J. J. Rousseau, hervorgebracht.

Die öffentlichen Gebäude zu Genf, das Zeughaus, das Rathhaus, das große Hospital und die sämmlichen Kirchen haben ein sehr bescheidenes Aeußere, und gereichen mehr der Aufrechthaltung aller republikanischen Sitten zur Ehre, als daß sie ein Zeugniß von dem Geschmack der Einwohner ablegten. Hiervon muß jedoch die dem heil. Peter geweihte Cathedral-Kirche ausgenommen werden. Diese wurde, nach einer alten Tradition, auf den Ruinen eines Tempels der Sonne erbaut, und gleich im Anfang dem Heiligen, dessen Namen sie noch jetzt führt, geweihet. Die Vorderseite derselben ist mit einem Säulengange von korinthischer Ordnung geziert; das Innere besteht aus einem sehr schönen gothischen Schiffe, worin sich aber keine weitern Zierrathen befinden, als eine Kanzel für den Prediger, Bänke für die Zuhörer und eine Orgel. Nirgends sieht man weder Gemählde noch Bildsäulen. Die Schüler Calvins sind wahre Ikonoklasten; sie haben alle Feierlichkeiten aus den Ceremonien der Religion abgeschafft, und die sämmtlichen Künste aus ihren Tempeln verbannt. In den neuesten Zeiten hat die katholische Religion, nachdem sie drei Jahrhunderte hindurch auf das strengste aus Genf verbannt gewesen war, wieder freien Zutritt daselbst gefunden, und geht jetzt Hand in Hand mit ihrer Nebenbuhlerinn ohne allen Zank und Streit. Der gegenseitige Haß dieser beiden Religionen ist endlich erloschen, und keine scheint mehr an Eroberungen und an die Herrschaft über die andere zu denken. Es entsteht hierbey allerdings die Frage, ob diese Erscheinung auch wirklich von der höhern Aufklärung des Verstandes und den Fortschritten der Toleranz herrührt? Ich

glaube es nicht, sondern messe sie vielmehr einer fast allgemein überhandnehmenden Gleichgültigkeit gegen die Form des Gottesdienstes überhaupt bei. Wenn zwei Religionen, die lange Zeit hindurch die erklärtesten Feindinnen gewesen sind, sich einander nähern, und neben einander bestehen, ohne daß sie sich ferner bekämpfen, so ist dies ein offenbarer Beweis, daß die Herrschaft von beiden in ihren Grundfesten erschüttert ist, und der Glaube an die eine wie an die andere nur noch äußerst schwach ist.

Unter den öffentlichen Gebäuden zu Genf ist die Bibliothek eines der interessantesten. Sie enthält ungefähr 40,000 Bände und 200 Manuscripte; die meisten Werke sind ernsthaften und lehrreichen Inhaltes, und geben das treuste Gemählde von dem Charakter der Genfer. Dieses ernsthafte besonnene Volk zieht in allen Stücken das Nützliche dem Angenehmen vor, und zeigt auch in den Wissenschaften den nämlichen Geist, wie in dem Handel. Es beobachtet, es zerlegt, es berechnet; die Wissenschaft der Thatsachen und der Meinungen, die von den Gesetzen der Natur und der gesellschaftlichen Ordnung gehören wesentlich in sein Fach; die Dichtkunst hingegen und die Beredtsamkeit sind gänzlich davon ausgeschlossen.

Die Bibliothek ist auch zu gleicher Zeit eine Art von Gemähldesammlung; denn man sieht i·· derselben die Bildnisse aller großen Männer, die Genf hervorgebracht hat, so wie die der Oberhäupter der Reformation und derjenigen Fürsten, welche die letztere unterstützt und begünstigt, oder aber verfolgt haben. So findet man z. B. neben Karl IX. und Heinrich III. den Admiral von Coligny und den Herzog von Rohan; noch mehrere andere ähnliche Zusammenstellungen sind offenbar das Werk der Dankbarkeit und des Hasses.

In dem nämlichen Gebäude, wo sich die Biblio-

thek befindet, ist auch das Gymnasium, das im sechszehnten Jahrhundert errichtet worden ist, wie man aus der über dem Eingange befindlichen Inschrift: Post tenebras lux, 1561. sieht. Ueber derselben ist eine Sonne angebracht, die aus den Wolken hervorbricht, was eine sehr glückliche Anspielung auf das Wiederaufleben der Wissenschaften ist, die eine Reihe von tausend Jahren hindurch in der tiefsten Nacht begraben gewesen waren. Die Art des Unterrichts ist übrigens noch ganz alt, und hat in neuern Zeiten keine Abänderungen erlitten. Die jetzige fast allgemeine Methode, nach welcher so vielerlei gelehrt und so wenig gelernt wird, hat in Genf keine Anhänger gefunden. Auch bei der jetzigen Vereinigung der Stadt mit Frankreich hat dieselbe auf eine deshalb eingereichte Vorstellung das Recht erlangt, ihre bisherige Lehrart ferner beizubehalten. Dieser Zug verdient bei dem jetzigen allgemeinen Schwindel der Neuerungen allerdings bemerkt zu werden.

Mit dem Gymnasium ist auch eine Universität verbunden, wo die höhern Wissenschaften gelehrt werden. Die Errichtung beider Anstalten hat man den Calvin zu verdanken, der zu gleicher Zeit der Reformator der Religion, der Gesetze und der Sitten seiner Vaterstadt gewesen ist. Unter den Professoren haben sich von jeher Männer gefunden, die sich durch ihre Talente und durch den Umfang ihrer Kenntnisse auszeichneten. Sie genießen in der öffentlichen Meinung einen hohen Grad von Achtung, und die Stelle eines Professors wird auch in den ältesten und reichsten Familien für die größte Ehre gehalten.

Durch diese sorgfältige Erziehung der Jugend ist in der ganzen Stadt eine allgemeine Nacheiferung entstanden, und die Wissenschaften sind dadurch, wenn ich mich so ausdrücken darf, populär geworden. Es ist kein Mensch in Genf, der nicht wenigstens lesen,

schreiben

schreiben und rechnen kann, und einige Kenntniß von Geschichte und Geographie besitzt; auch die Talente für Musik und Zeichnen sind nichts weniger als selten, und man schämt sich daselbst der Unwissenheit eben so sehr, wie der Armuth. Den ganzen Tag hindurch ist jedermann in der Stadt beschäftigt; man trifft in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen nicht einen einzigen Menschen an, der müßig geht, und wenn die Einwohner Abends die Spaziergänge oder Gesellschaften besuchen, so geschieht es nicht, um der langen Weile zu entgehen, oder einen läppischen Luxus zur Schau auszulegen, sondern bloß, um sich von den Arbeiten des Tages auszuruhen.

Die Genfer sind große Freunde vom Schauspiel, aber noch größere vom Landleben. In der schönen Jahreszeit strömt daher an den Sonntagen eine zahllose Menge von Menschen zum Thore hinaus, und die Stadt gleicht alsdann einem von seinen Einwohnern verlassenen Orte. Die Woche hindurch besuchen die Männer ihre Zirkel, und die Frauenspersonen ihre sogenannten Cotterien. Zuweilen werden auch Gesellschaften gegeben, in denen die Fremden Zutritt haben; in diesen wird Thee, mancherlei Obst und verschiedene Arten Backwerk herum gereicht; alsdann setzt man sich an den Spieltisch, oder vertreibt sich die Zeit mit Musik, und vor 11 Uhr geht jedermann wieder nach Hause. Es herrscht zu Genf der allgemeine Grundsatz, daß die Vergnügungen des Abends den Arbeiten des folgenden Tages keinen Eintrag thun dürfen, und niemals werden ihnen daher weder die Geschäfte, noch das Studiren, noch die Besorgung der häuslichen Wirthschaft aufgeopfert.

Die Genferinnen besitzen bei einem hohen Grade von Schönheit einen äußerst gebildeten Geist; sie legen sich größten Theils und oft mit dem glücklichsten Erfolg auf das Zeichnen und die Musik, und sind große

Freunde von Geschichte, Reisebeschreibungen und besonders von Romanen; durch das häufige Lesen dieser letztern bekommt ihre Imagination einen melancholischen etwas empfindsamen Anstrich. Die Männer haben bei sehr vieler Gelehrsamkeit, im Durchschnitt genommen, ein kaltes und trocknes Aussehen. Sie denken, sie untersuchen, aber sie können keine gesellschaftliche Unterhaltung führen; sie fassen mit vielem Scharfsinn die Fehler von andern auf, aber sie haben nicht Nachsicht genug, um sie zu entschuldigen, um zu verzeihen. Unter allen fremden Nationen sind die Franzosen diejenigen, denen sie am wenigsten wohlwollen; anstatt stolz zu seyn, auf den Ruhm ihrer neuen Mitbürger, halten sie sich im Gegentheil bloß für die Besiegten, die an ihren Triumph-Wagen gefesselt sind, und beklagen immerfort auf das schmerzlichste ihre verlorne Souveränität und Anarchie. Seitdem ihnen das gefährliche Vorrecht, sich selbst zu regieren, entzogen worden ist, und sie gezwungen sind, im Frieden mit einander zu leben, seitdem glauben sie Sclaven zu seyn.

Wenn man zu Genf ist, kann man unmöglich unterlassen, auch einen kleinen Spaziergang nach Ferney zu machen, in dieses Dorf, das vor Voltaire gänzlich unbekannt war und durch ihn in ganz Europa berühmt geworden ist. Auch wir stellten eine Wanderung dahin an, und schlugen dabei den Weg nach dem kleinen Städtchen Gex am Genfer See ein. Er geht immer aufwärts bis man das Dorf, le grand Sacconex zurückgelegt hat; alsdann führt er in eine weite Ebene hinab, die mit Getreidefeldern, Wiesen, Weinbergen und Obstbäumen bedeckt und von dem Jura-Gebirge begränzt ist. Die verständige Art, die Wiesen zu bewässern, muß hier jedem Fremden besonders auffallen; denn die Einwohner benutzen hierzu nicht nur das Quellwasser, sondern auch das Regenwasser, das

sie in großen Behältern sammeln und es alsdann bei eintretender großer Dürre durch hölzerne Rinnen auf die Wiesen leiten.

Bei der Ankunft zu Ferney wird man durch die Zierlichkeit und Reinlichkeit der Häuser in Erstaunen gesetzt; sie scheinen sämmtlich eher für wohlhabende Bürger als für Bauern erbauet zu seyn, und haben fast alle Voltaire ihre Entstehung zu verdanken; er hatte dieselben mit Handwerkern bevölkert, deren Industrie zu wecken und aufzumuntern er sich sehr angelegen seyn ließ. Vor dem Schlosse zieht sich eine Allee von Pappelbäumen hin, an deren äußerstem Ende eine kleine Kirche steht, die mit Ziegeln gedeckt, ohne Thurm und von der allereinfachsten Bauart ist. Das Schloß selbst ist nichts weniger als prächtig; es besteht aus einem sehr bescheidenen Hauptgebäude und zwei ähnlichen Seitenflügeln. Man zeigt in demselben noch das Zimmer, das Voltaire bewohnt hat, und das der jetzige Besitzer des Schlosses ganz so, wie es damals war, gelassen hat. Es enthält nichts merkwürdiges, als die Portraits von einigen berühmten Personen, und eine Art von Grabmahl, auf welchem sich folgender Vers befindet:

Son esprit est partout, et son coeur est ici.

Der Komödiensaal existirt nicht mehr. Bei dem Schlosse ist ein mit Eichen, Ulmen und Tannen bepflanzter Park, und die Aussicht aus demselben ist die schönste und erhabenste, die man sich denken kann. Gegen Osten sieht man die Alpen und gegen Westen den Jura; aber was für eine Verschiedenheit herrscht zwischen diesen beiden Gebirgen! — Der Jura scheint in der Ferne nur eine lange fast einförmige Kette zu seyn, und seine höchsten Gipfel betragen nicht mehr als acht bis neunhundert Toisen. Auf der entgegengesetzten Seite hat man dagegen den mannigfaltigsten Anblick; im Vordergrunde rechts liegen der große und der kleine

Salève und jenseits die Berge Brezon und Vergi; links sieht man die Voirons, die runde Kuppe des Buets, und die Nadel von Argentières; in der Mitte liegt die unermeßliche Pyramide des Mole's und die Gränze des Horizonts schließt eine Reihe himmelhoher Gebirge, über welche der Mont-Blanc sein majestätisches Haupt empor hebt. Wir hatten dieses Schauspiel schon zwanzigmal betrachtet und sahen es immerfort mit neuem Entzücken an; denn mit jeder Minute bekam es durch die veränderte Schattirung des Schnees und durch das mannigfaltige Zurückprallen der Sonnenstrahlen eine andere Gestalt. Als endlich die Sonne anfing sich zu verbergen, so schien die Stadt von Argentières eine feurige Pyramide zu seyn, und der Buet glich einem ungeheuern brennenden Pallaste; es war ein wahres Zauberspiel von Feen, das aber nur kurz dauerte und mit dem Gestirn des Tages verschwand. Die Entfernung von Genf beträgt nur anderthalb Stunden und wir kamen mit einbrechender Nacht wieder dahin zurück. Erst unterwegs fiel es mir ein, daß ich mehrere Stunden in dem Park von Ferney zugebracht, und über der Betrachtung der Natur den ehemaligen Besitzer desselben fast ganz vergessen hatte. Der Grund davon liegt unstreitig darin, daß das Andenken an diesen unsterblichen Mann, der alle Arten von Talenten und Geisteskräften in sich vereinigte, mit keinen sanften, herzlichen, wohlthuenden Ideen verbunden ist. Die Neugierde ist der einzige Grund, weshalb man nach Ferney geht, und man hält sich nur so lange dort auf, bis diese befriedigt ist. Hätte aber anstatt Voltaire ein Mann wie Fenelon dort gewohnt, so würde man sich durch einen geheimen Zauber daselbst gefesselt fühlen; man würde Mühe haben sich loszureissen, sich vornehmen bald wiederzukommen, und man würde gewiß auch kommen. Dies ist der Triumph der mit dem Genie verbundenen Tugend!

La Bonneville. — Cluse. — Servoz. — Der Berg Buet.

Nachdem wir alle Merkwürdigkeiten von Genf zur Genüge besehen hatten, traten wir am 19ten Julius unsere Reise in das Chamouny-Thal an. Der Tag war kaum angebrochen, so befanden wir uns schon zu Chene, einem Dorfe, durch welches mitten hindurch ein Bach fließt, der ehemals die Gränze zwischen dem Herzogthum Savoyen und der Republik Genf gemacht hat. Frankreich hat dadurch, daß es beide Staaten mit sich vereinigte, den wesentlichen Charakter, wodurch sie sich von jeher auf eine äußerst auffallende Art von einander unterschieden haben, nicht verwischen können; das eine ist dadurch arm geworden, aber das andere keinesweges reich. Bei dem Flüßchen Chêne nimmt der sichtbare Wohlstand, der bisher bei jedem Schritte den Reisenden erfreut hat, plötzlich ein Ende, und es ist nun nirgends auch nur die geringste Spur von Industrie mehr zu finden. Dagegen gewährt aber die Natur noch fortdauernd den mannigfaltigsten und erhabensten Anblick. Bei jedem Schritte hat man eine neue unvergleichliche Aussicht, und der Weg selbst ist im höchsten Grade interessant; denn bald geht er, auf beiden Seiten von Obstbäumen beschattet, in dem Thale fort, bald zieht er sich auf dem Abhang senkrechter Felsen hin, und scheint gleichsam über der Arve zu schweben.

La Bonneville, wo wir frühstückten, ist durch nichts merkwürdig, als durch seine dreieckige Gestalt und durch einen großen öffentlichen Platz, der aber weder mit Bäumen bepflanzt noch auf irgend eine andere Art verziert ist. Das Städtchen liegt an der Arve, und beherrscht ein Thal, von welchem der Ein-

gang durch zwei natürliche Festungen, den Môle gegen Norden, und den Brezon gegen Süden, verschlossen wird. Es ist anfänglich sehr enge, hierauf erweitert es sich, und wird auf's neue wieder enge, wenn man sich dem kleinen Städtchen Cluse nähert, in welchem man eben so wie zu Genf auf beiden Seiten der Straßen Arkaden findet, die auf hölzernen Säulen ruhen. Jenseits dieses Städtchens kommt man in eine enge und wilde Bergschlucht. Der Weg durch dieselbe führt auf Felsen hin, die manchmal senkrecht abgeschnitten, manchmal aber in einer Wölbung herübergebogen sind, und jeden Augenblick den Einsturz zu drohen scheinen; auf der andern Seite fließt die Arve, deren schäumende Wellen häufig über den Weg hinschlagen, und den Reisenden an der weitern Fortsetzung seines Weges verhindern zu wollen scheinen; zuweilen sieht man dann wieder kleine Stückchen Land, die der Fleiß des Menschen urbar gemacht hat, frische Wiesen, Gruppen von herrlichen Bäumen und tausend andere erfreuliche Bilder. Die Berge allein sind schon hinreichend, um den Reisenden auf das Angenehmste zu unterhalten; einige sind ganz mit Waldungen und einzeln stehenden Sennhütten bedeckt, andere sind nackt, und man sieht auch nicht die geringste Vegetation auf denselben; von den meisten aber ragen nackte Felsenklippen empor, die unter hunderterlei verschiedenen Gestalten ihre Gipfel in die Wolken emporheben. Eine Stunde von Cluse sahen wir linker Hand in einiger Entfernung den Eingang in die Höhle von Balme, welche die Unwissenheit lange Zeit hindurch für ein Werk der Feen gehalten hat. Habsüchtige Menschen haben in derselben häufig nach Schätzen gegraben, aber niemals etwas anderes gefunden, als Steine. Wir waren nicht im geringsten begierig, diesen entzauberten Pallast im Innern zu besehen.

Alle Dörfer in Savoyen, durch die wir bis jetzt ge-

[illegible] waren, hatten ein ärmliches elendes Ansehen; das Dorf Maglan hingegen zeichnet sich vor ihnen allen auf das vortheilhafteste aus. Der Grund davon liegt in der Gewohnheit der Einwohner nach Deutschland zu gehen, wo sie einen kleinen Handel treiben, und alsdann wieder in ihr Vaterland zurückkehren, um daselbst die Früchte ihrer Arbeit und ihrer Sparsamkeit zu genießen. In einer kleinen Entfernung von Maglan befindet sich der Wasserfall von Arpenaz; der Bach, der ihn hervorbringt, fällt von einer 800 Fuß hohen senkrecht abgeschnittenen Felsenwand herab. Die Höhe des Falles erregt Erstaunen, aber die Wassermasse ist nicht bedeutend genug, um eine besonders große Wirkung hervorzubringen. Das Dorf St. Martin, welches das Ziel unserer Tagereise war, liegt auf dem rechten Ufer der Arve, gegen Sallenche über. Dieses Städtchen ist schlecht gebaut, aber für seine Größe ziemlich stark bevölkert. Der Regen, der uns schon den ganzen Tag über gedroht hatte, fing endlich gegen Abend an herab zu fallen, und zwang uns, den ganzen folgenden Tag in unserm Gasthofe zuzubringen.

Als sich am 21sten der Himmel wieder aufgehellt hatte, nahmen wir Maulesel, und setzten unsere Reise weiter fort. In dem Dörfchen Chede zeigte man uns einen Wasserfall, der weit interessanter ist, als der von Arpenaz; der Bach stürzt sich von einem hohen Berge zwischen zwei mit Gesträuchen bedeckten Felsenklippen in ein erstes Becken, und aus diesem in zwei Armen in einen unermeßlich tiefen Abgrund hinab. Die Schönheit dieses Anblicks wurde noch dadurch erhöht, daß gerade die Sonnenstrahlen in dem fast ganz in Dunst aufgelösten Wasser einen prächtigen Regenbogen bildeten.

Als wir zu Servoz ankamen, schickten wir sogleich in das Dorf du Mont und ließen den Führer Maria Deville holen, an den wir empfohlen waren. Er stellte

sich auch sogleich mit seinem Sohn und seinem Neffen ein, und unter ihrer Leitung unternahmen wir es nunmehr, den Gipfel des Buet's zu ersteigen, dieses durch die von Saussure, de Luc und Pictet angestellten Versuche in der gelehrten Welt so berühmten Berges. Kaum hatten wir einige hundert Schritt zurückgelegt, als wir an das Monument eines jungen Dänen kamen, der vor ungefähr acht Jahren auf diesem Berge durch einen unglücklichen Fall um's Leben kam *). Wir näherten uns dem Denkmahl und lasen folgende, mit großen Buchstaben darauf befindliche Inschrift:

„Reisender! du hast hier einen vorsichtigen und
„starken Führer nöthig; entferne dich nicht von
„ihm und folge dem Rathe der Erfahrung. Mit
„Besonnenheit und Ehrfurcht muß man die Orte
„besuchen, welche die Natur mit dem Stempel
„ihrer Macht und ihrer Majestät bezeichnet hat."

Das schreckliche Ende dieses unglücklichen Mannes, der in der Blüthe der Jahre den Wissenschaften und der Freundschaft entrissen worden ist, erfüllte uns mit einem Gefühl von Traurigkeit, das durch den Rückblick auf uns selbst noch vermehrt wurde. Wir waren wie er jung und kühn; wie er waren wir mit Stärke und Muth ausgerüstet, und standen im Begriff, den nämlichen Gefahren Troß zu bieten, in denen er umgekommen ist. Diese Art von Furcht, die jedoch bald wieder vorüber ging, war uns äußerst heilsam, denn sie flößte uns Vorsicht ein, ohne unsern Muth niederzuschlagen.

Unser Anzug war bescheiden und den Umständen angemessen; er bestand bloß in einer Tuchjacke, einem

*) Dies war Hr. Eschen, ein junger Gelehrter, dem Deutschland eine vortreffliche Uebersetzung in Versen der Oden von Horaz verdankt. Als er am 7ten August 1800 den Buet bestieg, fiel er in eine unabsehlich tiefe oberhalb mit Schnee überdeckte Eisspalte hinab, in welcher er umkam.

A. d. V.

Paar langer Beinkleider, in dicken mit Nägeln besetzten Schuhen, in einem Stock mit einer eisernen Spitze und in einem Tornister, den wir über die Schultern hängen hatten. Ungeachtet die Witterung außerordentlich heiß war, versahen wir uns dennoch mit Oberröcken; denn diese Vorsicht darf man auf Reisen durch Gebirge niemals aus den Augen lassen, weil in denselben die Temperatur der Luft außerordentlich abwechselnd ist.

Nachdem wir das Dorf du Mont und die benachbarten Viehtriften zurückgelegt hatten, kamen wir in einen Wald, in dessen Mitte der Weg anfängt sehr steil bergauf zu gehen. Je weiter wir vorwärts kamen, desto kleiner wurde das eben zurückgelegte Thal von Servoz; die tobende, ungestüme Arve schien ganz ruhig hinzufließen, und nur die weiße Farbe verrieth uns noch die Heftigkeit ihres Laufes. Ich übergehe die Waldbäche, über die wir setzen mußten, und die Eis- und Schneefelder, die wir antrafen, so wie auch die entzückend-schönen Aussichten, die sich uns hin und wieder darboten, mit Stillschweigen; auch will ich mich nicht bei der Vegetation aufhalten, die am untern Abhang des Berges kräftig und üppig ist, aber nach und nach immer mehr abnimmt, und endlich gänzlich erstirbt. Nach einem fünfstündigen Marsch kamen wir zu den Sennhütten von Villy, die ein Haufen schlechter, von rohen Steinen erbaueter Hütten sind. Man kann sich nichts elenderes und armseligeres denken, als diese menschlichen Wohnungen. Jede Hütte ist in zwei Theile abgesondert, wovon der eine die Wohnung der Hirten, und der andere ihre Milchkammer ausmacht. Dicht an der Wohnung befinden sich die Ställe, die von der erstern nur dem Namen nach verschieden sind. Diese Hütten liegen theils einzeln und zerstreut, theils mehrere derselben beisammen; sie werden in Frühlingshütten eingetheilt,

die weniger in der Höhe liegen, und in Sommerhütten, die sich um ein beträchtliches weiter oben befinden. Die Hirten steigen aus der einen in die andern hinauf, und nach den Jahreszeiten wieder hinab; die Ebene verlassen sie im Monat April, und im September kommen sie wieder dahin zurück. Die Weiden selbst gehören theils ganzen Gemeinden, theils Privatpersonen eigenthümlich zu, und die Bedingungen, unter welchen die Heerden dahin getrieben werden dürfen, sind an jedem einzelnen Orte verschieden.

Wir kehrten in der Hütte einer wackern alten Frau ein, einer wahren Baucis, die aber ihren geliebten Philemon verloren hatte. Da wir von Kälte ganz erstarrt waren, so suchte sie, um uns wieder zu erwärmen, ein kleines Bündel von grünem Holz anzuzünden, wodurch wir in kurzer Zeit wie Lappländer durchräuchert wurden. Ohne die Lebensmittel, die wir von Servoz mitgebracht hatten, würden wir auch eine schlechte Mahlzeit haben halten müssen; denn unsere Wirthinn konnte uns nichts geben, als Milch und schwarzes Brot; dies bot sie uns jedoch mit der größten Gutmüthigkeit an, und trieb sogar die Gastfreundschaft so weit, daß sie mir ihr eigenes Bett abtrat, und sich mitten unter meine Reisegefährten auf die bloße Erde schlafen legte. Ich muß jedoch bekennen, daß sie sehr wenig bei diesem Tausche verlor; denn ihr Bett stand unter dem Abhang des Daches und an einer Mauer, die bloß von unbehauenen Steinen aufgeführt war, so daß der durchdringend kalte Wind ungehindert durch dieselben hindurchblies. Wenn ich nicht so äußerst ermüdet gewesen wäre, so würde ich die ganze Nacht hindurch kein Auge haben zuthun können.

Sobald die Morgenröthe anbrach, verließen wir die Hütte; der helle Himmel und die reine frische Luft ließen uns das beste Wetter hoffen. Jenseits der Sennhütte von Villy giebt es keinen gebahnten Weg

mehr, und man muß von nun an auf das pünktlichste seinem Führer nachgehen, weil man sonst Gefahr läuft, sich zu verirren oder gar um's Leben zu kommen. Nach zwei Stunden erreichten wir den Col von Sashenton, von welchem wir eine gränzenlose Aussicht über Thäler von festem Schnee hatten, die von ähnlichen Hügeln durchschnitten waren. Nun waren wir zwar nicht mehr weit von dem Gipfel des Buets entfernt, allein weil es ganz unmöglich war, ihn in gerader Linie zu ersteigen, so mußten wir äußerst beträchtliche Umwege machen; unerwartet schnell umzog sich auch der Himmel mit schwarzen Wolken, aus denen zu verschiedenen Malen tüchtige Güsse von Regen und Hagel auf uns herabfielen, und nirgends war auch nur das allergeringste Obdach zu erblicken. Allein ob wir gleich ganz durchnäßt waren, und die Kälte mit jedem Schritte empfindlicher wurde, so gingen wir doch immer muthig fort, als auf einmal ein dem Anschein nach unbesiegbares Hinderniß vor uns lag. Wir befanden uns nämlich an dem Fuße zweier paralleler, fast senkrecht abgeschnittener Felsen; der Raum, der sie von einander trennte, war ganz mit Eis angefüllt, und diese furchtbare Wand mußten wir schlechterdings hinauf klettern. Ich kann nicht läugnen, daß wir uns einige Augenblicke bedachten, ob wir dieses Wagestück bestehen wollten; allein Eigenliebe, verbunden mit Neugierde, gewann in uns bald die Oberhand über die Klugheit. Unsere Führer kletterten zuerst hinauf, und bahnten uns vermittelst ihrer mit Eisen beschlagenen Schuhe den Weg; wir folgten ihnen auf dem Fuße nach, hielten uns mit den Händen an den Seitenwänden der Felsen fest, und kamen endlich insgesammt glücklich hinauf.

Kaum hatten wir jedoch diese Schwierigkeit besiegt, so stellte sich uns auch schon wieder eine andere entgegen, die uns nicht weniger mit Schrecken erfüllte.

Fast eine ganze Stunde lang mußten wir auf einem aus Schieferstein bestehenden schmalen Vorsprung des Berges hingehen, neben welchem ein unermeßlicher Abgrund war. Hierzu kam noch, daß die körperlichen Beschwerden, die man auf den Gipfeln hoher Berge gewöhnlich zu empfinden pflegt, sich bei mir einzustellen anfingen; mein Kopf wurde mir schwer, ich bekam Schwindel, Neigung zum Erbrechen, und ein unwiderstehlicher Schlaf bemächtigte sich meiner. Der Führer gab mir jedoch einen Schluck Branntwein zu trinken, wodurch meine Kräfte wieder gestärkt und meine Lebensgeister auf's neue rege wurden. Wir ruhten einige Minuten in dem Schlosse Pictet aus, einer kleinen Baracke, die der gelehrte Professor dieses Namens hier hat erbauen lassen, und nachdem wir hierauf noch über eine mit Schnee bedeckte Strecke, die so abhängig war wie ein Dach, hinauf geklettert waren, befanden wir uns endlich auf dem Gipfel des Buets.

Der Dichter hat nicht Bilder und der Mahler nicht Farben genug, um die bewundernswürdige Scene zu schildern, die sich hier unsern Augen darstellte. Diese zahllosen Thäler, diese unermeßlichen Gebirgsmassen, diese Städte, diese Flüsse, diese Seen, die zu unsern Füßen lagen, und die ganze unendlich weite Aussicht, die durch nichts als durch die Schwäche unserer Gesichtsorgane begränzt wurde. Wir waren nunmehr über 1600 Toisen über die Meeresfläche erhaben, und vielleicht hätte sich ein Gefühl von Stolz unserer bemächtiget, wenn wir nicht den Montblanc und noch einige andere Berggipfel erblickt hätten, die ihre Häupter stolz über uns empor hoben und uns daran erinnerten, daß in der Welt immer noch etwas übrig ist, was der Mensch nicht zu erreichen vermag.

Die schreckliche Kälte und der heftige Wind nöthigten uns bald wieder diesen unvergleichlichen Standpunct zu verlassen; mit Bedauern sahen wir

diese ganze entzückende Scene nach und nach immer mehr vor unsern Blicken verschwinden. In der Nähe des Cols von Salhenton schlugen wir einen andern Weg nach den Sennhütten von Villy ein; er ist zwar um eine gute Stunde kürzer als der vorige, aber äusserst gefährlich, denn er führt eine lange Strecke hindurch an dem Rande steil abgeschnittener Felsen hin, wo man beständig an einem unermeßlichen Abgrunde schwebt, in dessen unergründlicher Tiefe ein reissender Waldstrom hinfliest. In den Sennhütten, hielten wir uns nur so lange auf als wir brauchten, um ein wenig auszuruhen, und noch vor anbrechender Nacht kamen wir wieder nach Servoz zurück.

Chamounythal. — Gletscher des Buissons. — Montanvert. — Eismeer. — Quelle des Arveyrons.

Am 23sten des Morgens brachen wir von Servoz auf, gingen auf einer hölzernen Brücke über die Arve und kletterten alsdann den wilden und steilen Weg, der unter dem Namen les Montées bekannt ist, hinauf. Unter der Menge von Pflanzen, die auf den benachbarten Felsen wachsen, bemerkten wir besonders eine, die uns ausnehmend viel Vergnügen gewährte; dies ist das Rhododendron, eine unvergleichlich schöne Staude, deren immer grüne Zweige mit purpurfarbenen Blüthen, die einen balsamischen Wohlgeruch verbreiten, geschmückt sind.

Sobald wir diese wilde Bergschlucht zurückgelegt hatten, betraten wir das Chamounythal. Schon sehr viele Reisende haben alle ihre Kräfte aufgeboten, um von diesem kleinen Landstrich, in welchem man die sonderbarsten Naturerscheinungen und die auffallendsten

Contraste antrifft, eine treue Schilderung zu geben, aber keiner unter allen kann sich rühmen, sein Urbild wirklich erreicht zu haben. Die Natur hat allen ihren Producten einen Stempel von Größe und Erhabenheit aufgedrückt, dagegen aber die Fähigkeiten und Kräfte des Menschen in sehr enge Schranken eingeschlossen; bei jedem Schritte setzt sie den letztern in das größte Erstaunen, und doch ist es ihm selten möglich ihr anders als in stummer Bewunderung zu huldigen. Dies ist gerade auch der Fall bei dem Chamounythal; dennoch aber will ich mich bemühen hier eine kurze Schilderung von demselben zu entwerfen.

Das Chamounythal hat eine Länge von fünf Stunden, und eine halbe Stunde in seiner mittlern Breite. Der Grund und Boden ist gänzlich mit fruchtbaren Weiden bedeckt, durch welche sich der Weg hindurch schlängelt; die Arve durchströmt dasselbe von einem Ende bis an das andere, und himmelhohe Gebirge umschließen es auf allen Seiten, ausgenommen gegen Abend zu. Die Gletscher, durch welche es so berühmt geworden ist, kommen alle nach einander zum Vorschein, und das Ganze, mit Inbegriff der Tannen- und Lerchenwälder und der in hohe Obeliske zugehauenen Granitfelsen, deren höchste Spitze man kaum in den Wolken erblicken kann, und über die der Montblanc sein königliches Haupt empor hebt, gewähren einen Anblick, den sich die menschliche Imagination nicht größer und erhabener denken kann. Wir kehrten in dem Hauptorte des Thales, Namens le Prieuré ein. Dieses Dorf, das an den Ufern der Arve auf dem Abhange eines Hügels liegt, welcher aus lauter aufgehäuften Ruinen von Bergen besteht, ist schon 528 Toisen über das mittelländische Meer erhaben. Wir hatten kaum den Fuß in dasselbe gesetzt, so sahen wir uns von Führern umringt, die uns ihre Dienste anboten. Mehrere unter ihnen haben sich durch ihre

glückliche Kühnheit berühmt gemacht, und es sind ihnen deshalb, so wie mehrern Feldherren der alten Römer, Beinahmen beigelegt worden, die Beweise ihres Ruhmes sind. Von diesen Gebirgshelden nenne ich nur Balmat, Montblanc genannt, und Cachat den Riesen, und übergehe die übrigen alle mit Stillschweigen, die, ohne einen eben so berühmten Namen erlangt zu haben, sich durch Muth, Klugheit und eine mannigfaltige Erfahrung vor den übrigen auszeichnen. Cachat der Riese war derjenige, den wir uns zum Führer auswählten.

Ein ununterbrochener Regen hielt uns jedoch in diesem Dorfe mehrere Tage lang in gänzlicher Unthätigkeit zurück. Sobald es aber die Witterung nur einigermaßen erlaubte, besuchten wir den Gletscher des Buissons, der ungefähr anderthalb Stunden von le Prieuré entfernt ist und auf der entgegengesetzten Seite des Thales liegt. Schon von ferne erblickten wir seine zahllosen, blendend weissen Pyramiden, die über die schwarzen Tannenwälder, von denen er auf allen Seiten umringt ist, hoch empor ragen; als wir endlich den Fuß desselben erreicht hatten, so kletterten wir über den Wall von Erde und Felsentrümmern, der uns noch von ihm trennte, und der wie alle seines Gleichen in der Landessprache den Namen Moraine führt, hinauf, und nun stand auf einmal ein wirklich bezaubernder Gegenstand vor unsern Augen. An der himmelhohen Eismasse wurden die Sonnenstrahlen wie in tausend funkelnden Prisma's zerlegt, und strahlten in allen Farben des Regenbogens auf alle Seiten hin.

Den andern Tag besuchten wir den Montanvert, welchen Namen man einer Viehtrift beilegt, die 954 Toisen hoch und nicht weit von dem Gletscher des Bois entfernt ist. Der dahin führende Weg zieht sich beständig durch einen Tannen- und Lerchenwald hinauf, und wird von drei großen Schluchten durchschnitten, die

den Schnee- oder Stein-Lavinen zu Ableitern dienen. In der Gegend dieser Schluchten legen die Führer den Reisenden ein unverbrüchliches Stillschweigen auf, weil der geringste Schall der Stimme eine Erschütterung in der Luft hervorbringen könnte, durch welche kleine Steine oder Schneestückchen losgerissen und durch ihren Sturz von der unermeßlichen Höhe den Untergang der Reisenden bewirken könnten. Auf der Hälfte des Weges trifft man den Brunnen Cayet an, der in jeder Jahreszeit ein frisches krystallhelles Wasser enthält. Ringsumher ist er mit Bäumen eingefaßt, unter deren kühlem Schatten die ermüdeten Wanderer gewöhnlich auszuruhen pflegen. Jenseits dieses Brunnens wird der Weg weit steiler als er vorher gewesen war, und man ist hier genöthigt, die Maulthiere zurückzuschicken. Anderthalb Stunden nach unserer Abreise von le Prieuré erreichten wir den Gipfel des Montanverts, auf welchem ein Engländer, Namens Blair, eine hölzerne Rotunde hat erbauen lassen. Jetzt war das Chamounythal mit seinen fruchtbaren Feldern und lachenden Wiesen vor unsern Augen verschwunden und ein anderes nicht weniger großes, mit hohen spitzigen Granitfelsen eingefaßtes lag vor uns; dies war ein Eisthal. Wir stiegen über den Wall desselben oder die Moraine hinüber, und gingen auf unsere mit Eisen beschlagene Stäbe gestützt, auf demselben fort. Ich glaube meinen Lesern durch nichts einen deutlichern Begriff von dem Schauspiel, das uns hier umringte, geben zu können, als wenn ich es mit einem stürmischen Meere vergleiche, dessen tobende Wellen plötzlich von einer furchtbaren Kälte ergriffen und in feste Massen verwandelt worden sind. Einige von ihnen sind ganz flach und horizontal, andere einigermaßen emporgehoben, noch andere in Berge aufgehäuft, und viele von ihnen sind ganz geöffnet, so daß sich furchtbare, bodenlose Abgründe zwischen ihnen befinden; in diese

Abgründe

Abgründe sahen wir bald silberhelle Bäche, die mit dem herrlichsten Azurblau prangten, hinabstürzen, bald hörten wir in der Tiefe derselben Wasserfluthen rauschen. Wir gingen über eine Viertelstunde Weges, von der Moraine an, auf diesem erstarrten Eismeere fort. Ich kann jedoch die Empfindungen nicht beschreiben, die mich in dieser schrecklichen Einöde überfielen, und das Entsetzen, womit meine Seele in ihrer ganzen Tiefe erfüllt war, als ich mich hier mir selbst überlassen und von der ganzen lebenden Natur abgeschnitten fühlte. Ich eilte wieder an das Ufer zurückzukommen, und es machte mir eine unbeschreibliche Freude als ich wieder festen Boden unter meinen Füßen fühlte, als ich wieder den grünen Schmuck der Erde, Bäume und Blüten erblickte.

Im Hinuntersteigen von dem Berge besahen wir noch die Quelle des Arveyrons. An dem Fuße des Gletschers des Bois, setzt sich in jedem Winter ein unermeßliches Gewölbe von Eis an, das immer in dem darauf folgenden Sommer mit einem Donner ähnlichen Getöse einstürzt. Mitten aus dieser Höhle, die ein sprechendes Bild von den bezauberten Grotten der Feen ist, stürzt sich der Arveyron schäumend heraus, um sich in einer nicht sehr großen Entfernung in die Arve zu ergießen.

Ehe wir nach le Prieuré zurückkehrten, begaben wir uns noch in das kleine Dörfchen des Bois, um daselbst eine Naturerscheinung zu sehen, die in Europa außerordentlich selten gefunden wird. Dies sind nämlich zwei Albinos oder Kakerlaken, die Brüder von einander und beide etwas mehr oder weniger als vierzig Jahr alt sind. Die Physiognomie des ältern unter ihnen ist plump und unbedeutend, die des jüngern hingegen hat ziemlich viel Lebhaftigkeit und Ausdruck. An beiden ist die Iris der Augen roth, die Haare aber,

der Bart, die Augenlieder und Augenbraunen sind weiß; übrigens scheinen sie von einer sehr guten körperlichen Constitution zu seyn. Das Tageslicht, so wie überhaupt jede Helle verursacht ihnen ein unaufhörliches Blinzeln. Höchst merkwürdig ist es, daß sie diesen Naturfehler keinesweges von ihren Eltern geerbt haben, denn sowohl ihr Vater als ihre Mutter sollen eine braune Gesichtsfarbe und schwarze Haare gehabt haben; auch hat einer von ihnen, der mit einer ziemlich hübschen Frauensperson verheirathet ist, ein Kind, an welchem dieser Naturfehler nicht im geringsten zu bemerken ist.

Ich kann das Chamounythal nicht verlassen, ohne noch wenigstens einige kurze Nachrichten von dem interessanten Völkchen, das in demselben wohnt, beizufügen. Es ist noch kein halbes Jahrhundert verflossen, daß man dieses Thal noch für den Aufenthaltsort einer Räuberbande gehalten hat, die der Himmel wegen ihrer Verbrechen dahin verbannt habe. Der berühmte Pococke war der erste, der es im Jahr 1741 wagte, in Gesellschaft eines seiner Freunde eine Reise in dasselbe zu unternehmen, und er traf dabei eben solche Vorsichtsmaßregeln zu seiner Vertheidigung, als wenn er auf einer unbekannten wilden Insel gelandet wäre, von deren Einwohnern er Feindseligkeiten aller Art zu erwarten hätte. Seine anscheinende Verwegenheit hatte aber einen so unerwartet glücklichen Ausgang, daß bald noch mehrere andere Gelehrte seinem Beispiele folgten; die Erfahrung zeigte nunmehr, wie lächerlich das bisherige Vorurtheil gewesen war, und heut zu Tage ist es die Mode eben so gut wie die Neugierde, welche Reisende von allen Nationen in das Chamounythal herbeizieht.

Die Einwohner haben auch wirklich nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit der Vorstellung, die man sich in blinder Unwissenheit von ihnen gemacht hatte,

Sie sind ehrlich, treu und gottesfürchtig; sie haben einen lebhaften, scharfen Verstand, fassen äußerst schnell alles Lächerliche an einem Fremden auf, und verstehen meisterhaft die Kunst, dasselbe nachzuahmen. Eine Menge unter ihnen widmet sich gänzlich der Führung der Fremden, und sie treiben dieses Gewerbe mit einem Muthe, einer Besonnenheit und einer Klugheit, die man nicht genug bewundern und loben kann. Eine große Anzahl der Einwohner begiebt sich jährlich während der schönen Jahreszeit in die Grafschaft Tarentaise und in das Thal von Aosta, um daselbst bei der Fabrication der Käse behülflich zu seyn und etwas zu verdienen; nur wenige von ihnen lassen sich aber durch ein unruhiges Temperament oder durch Hoffnung auf großen Gewinn verleiten, ihr Vaterland ganz zu verlassen und ihr Leben in fremden Ländern zuzubringen. Viele von ihnen geben sich auch mit Aufsuchen der Krystallstufen ab; besonders aber ist die Gemsen- und Murmelthier-Jagd sehr gewöhnlich unter ihnen, ob sie gleich mit außerordentlich vielen Gefahren verbunden ist, und auch einer großen Anzahl von ihnen das Leben kostet. Dies sind die Beschäftigungen der Männer; die Frauenspersonen verrichten dagegen nicht nur die meisten Geschäfte der Haushaltung, sondern auch alle Arbeiten des Feldbaues. Sie sind es, die alles benöthigte Holz fällen, die Wiesen mähen und das Getreide dreschen.

Man bauet in dem Chamounythale Gerste, Hafer, Puffbohnen, Kartoffeln und Flachs; das Getreide gedeiht nur in der Ebene und wird in geringer Quantität gewonnen. Alle Besitzer von Feldgütern theilen dieselben in zwei gleiche Hälften ein, deren Bestimmung alle sechs Jahre verändert wird; die eine davon wird immer zum Feldbau, und die andere zu Wiesen bestimmt. Die Nothwendigkeit einer solchen Eintheilung ist in einem Lande, dessen vorzüglichster

Reichthum in Viehzucht besteht, allerdings sehr begreiflich.

Obstbäume können in dem Thale nicht fortkommen, weil die Winter daselbst viel zu lange dauern und zu strenge sind, und weil auch mitten im Sommer noch sehr häufig starke Fröste eintreten. Die Bienen im Chamounythal geben einen Honig, der weit und breit berühmt ist; allein die Zucht derselben erfordert ausserordentlich viele Sorgfalt. Die strenge Kälte ist nicht die einzige Gefahr, gegen die sie geschützt werden müssen, sondern sehr häufig lassen sich diese Thierchen durch die anscheinende Rückkehr der guten Jahreszeit täuschen, fangen an zu schwärmen, und da sie nirgends eine schickliche Stelle finden, wo sie sich niederlassen können, so setzen sie sich auf den Schnee herab, wo sie insgesammt umkommen. Das einzige Mittel, sie gegen diese Gefahr zu schützen, besteht darin, daß man die Stöcke sämmtlich in die Ebene hinab trägt, und sie so lange dort läßt, bis das Thal gänzlich von Schnee und Eis befreit ist. Die Kühe bringen den ganzen Sommer auf den Bergen zu. Acht Tage, nachdem sie dahin getrieben worden sind, steigen auch die sämmtlichen Eigenthümer derselben hinauf und melken sie.

In dem ganzen Chamounythale giebt es kein Hospital, noch irgend eine andere Art von milder Stiftung; allein die allgemeine Wohlthätigkeit der Einwohner macht sie auch durchaus überflüssig. Die Waisen und dürftigen Alten werden in jedem Orte von den sämmtlichen Einwohnern abwechselnd beköstigt und durchaus unterhalten, und wenn irgend ein Einwohner durch Krankheiten oder sonstige Unglücksfälle verhindert wird, sein Feld entweder selbst zu bestellen oder durch andere für Geld bestellen zu lassen, so verrichten diese Arbeit die andern Einwohner an seiner Stelle umsonst.

Es fehlt diesen Menschen, die durch die angeborne Reinheit ihres Charakters und ihrer Sitten so sehr verdienen glücklich zu seyn, nichts als die Errichtung einiger Fabriken in ihrem Thale, damit sie auch im Winter Beschäftigung finden, und dadurch von denjenigen Fehlern abgehalten werden, die bei ihnen eine nothwendige Folge des Müßigganges sind, nämlich von der Spielsucht und der Ausschweifung im Trinken. Seitdem das Thal von allen reisenden Europäern so häufig besucht wird, hat sich auch die Bevölkerung desselben ausnehmend vermehrt, und in dem nämlichen Verhältniß hat auch die Masse der jährlich gewonnenen Lebensmittel zugenommen. Hin und wieder hat man große Strecken von Waldungen ausgerodet, und der Anbau des Getreides und besonders der Kartoffeln hat sehr zugenommen. Außerdem sind auch die Landstraßen in einen bessern Stand gesetzt, und dadurch der Handel mit Butter, Käse, Honig und Rindvieh sehr erleichtert worden. Unter allen Zweigen ihrer jährlichen Einkünfte darf ich endlich auch den einen nicht vergessen, der, obgleich in seinem Ertrage wandelbar, im Ganzen doch immer sicher und gewiß ist, nämlich die Neugierde der Fremden.

Der Col de Balme. — Martigny. — Das Walliserland. — Großer St. Bernhardsberg. — Kloster auf demselben.

Wir verließen nunmehr das Chamounythal, um den Col de Balme zu übersteigen, der dasselbe gegen Nordosten begränzt, und eine Höhe von 1200 Toisen hat. Nach einem zweistündigen Marsch erblickten wir zu unserer Rechten den schönen Gletscher Argentière, und eine kleine Stunde weiter hin den unter dem Na-

men des Thurmes bekannten Gletscher mit seinen blendend-weißen Pyramiden, die unmittelbar aus dem Wiesengrunde empor zu steigen schienen. Das an dem Fuße desselben gelegene Dörfchen ist das allerhöchste im ganzen Chamounythale; der Winter ist daselbst außerordentlich strenge, und der Schnee wird zuweilen von dem Wind in zehn bis zwölf Fuß hohe Haufen um die Häuser herum zusammengeweht. Die Arve, deren schlammiges Wasser wir noch ganz kürzlich mit einem so verheerenden Ungestüm hatten dahin rauschen sehen, war jetzt bloß ein kleines krystallhelles Bächelchen, das durch Wiesen und Blumen ruhig dahin floß. Sie kam uns wie das Bild eines liebenswürdigen unschuldigen Kindes vor, das, wenn es in der Laufbahn seines Lebens weiter vorrückt, ein trauriges Spiel der Leidenschaften wird, die es zu allen Ausschweifungen verleiten, so daß es endlich diejenigen in Verzweiflung stürzt, die ihre ganze Glückseligkeit von ihm erwartet hatten.

Wir brauchten vier volle Stunden, um den unermeßlichen Rücken des Col de Balme hinauf zu klettern. Er ist von unten bis oben mit herrlichen Viehweiden bedeckt; in der obern Hälfte hat man in gewissen Entfernungen Pfähle aufgesteckt, die im Winter bei tiefem Schnee den Reisenden die Richtung zeigen, die sie einschlagen müssen. Auf einem sehr steilen Abhange stiegen wir den Berg wieder herab, und kamen nunmehr in ein enges Thälchen oder vielmehr in eine Bergschlucht, die alles übertrifft, was man sich von einer wilden und rauhen Gegend denken kann. Es ist rings umher durch himmelhohe, mit schwarzen Waldungen und ewigem Schnee bedeckte Berge von der ganzen übrigen Welt abgesondert, und nirgends erblickt man auch nur die geringste Oeffnung, durch die man wieder hinaus kommen kann. Auf der Südseite desselben befindet sich ein Gletscher, aus welchem ein

Bach herausfließt, der das Thälchen seiner ganzen Länge nach bewässert. Hin und wieder liegen einzelne elende hölzerne Hütten, die mit einigen Stückchen Wiesen für das Vieh, und mit etlichen wenigen Flecken Landes, auf welchem Gerste, Hafer und Kartoffeln für die Menschen wachsen, umringt sind. Wir kehrten in eine von diesen Hütten ein, und hielten daselbst eine im strengsten Verstande ländliche Mahlzeit; denn sie bestand bloß aus Butter, Käse, Honig und Erdbeeren.

So frugal jedoch diese Mahlzeit auch war, so stellte sie doch unsere erschöpften Kräfte wieder her, und setzte uns in den Stand, jenseits des Thälchens einen andern Berg, der la Forclaz heißt und ungefähr 800 Toisen hoch ist, zu übersteigen. Der Hinaufweg ist zwar sehr steil, aber doch weder gefährlich noch auch besonders mühsam; der Herunterweg hingegen ist im höchsten Grade beschwerlich, denn er ist durchaus mit größern und kleinern runden Steinen bedeckt, die bei jedem Tritte unter den Füßen wegrollen. Bis auf die Hälfte dieses Weges ist die Aussicht ziemlich eingeschränkt, alsdann aber erblickt man das Walliserland in seiner ganzen Länge und alle Krümmungen der Rhone, die sich durch dasselbe hindurch schlängelt. Hier fangen auch die Buchen und Eichen an, die Stelle der Tannen und Lerchenbäume zu ersetzen, und es dauerte nicht mehr lange, so kündigten uns die häufigen Obstbäume an, daß wir uns der Ebene näherten.

An dem Fuße des Berges liegt Martinach, in einem kleinen Thale, das von der Dranse bewässert wird. Der Ort theilt sich in die Stadt und in dem Flecken, welche beide durch eine prächtige Allee von Nußbäumen mit einander verbunden sind. Martinach ist ein sehr häufig besuchter Handlungsort und die Hauptniederlage von allen Kaufmannsgütern, die theils in das Walliserland, theils über den großen St. Bernhards-

berg nach Italien geführt werden. In der umliegenden Gegend wachsen zwei sehr gute und berühmte Sorten von Wein, nämlich der sogenannte La Marque und der Coquempin. In der Nähe des Städtchens sieht man auch die Ruinen eines alten Schlosses, in welchem die Bischöfe residirten, ehe ihr Sitz nach Sitten verlegt wurde. Wir hatten einen Empfehlungsbrief an den Prior Murrith, regulirten Chorherrn von dem Kloster auf dem St. Bernhardsberg bei uns, und wurden von diesem ehrwürdigen Geistlichen mit vieler Güte und großem Wohlwollen aufgenommen. Er hat in seiner frühern Jugend den Berg Velan erstiegen, der 1630 Toisen hoch ist, und das von ihm angelegte Cabinet enthält eine reiche Sammlung von Pflanzen und Mineralien, so wie auch eine kleine Anzahl von römischen und karthaginensischen Münzen.

Das Walliserland gränzt an die Schweiz, Italien und Savoyen, und ist von Osten nach Westen ungefähr vierzig Stunden lang und in einigen Gegenden neun bis zehn Stunden breit. Gegen Mitternacht und Mittag wird es durch zwei hohe Gebirgsketten eingeschlossen, und die Rhone, die am Fuß des Furkaberges entspringt und sich jenseits St. Moritz in den Genfersee ergießt, durchströmt es seiner ganzen Länge nach. Es wird in Ober- und Unter-Wallis eingetheilt, zwischen welchen der Bach Morges, der unterhalb Sitten vorbeifließt, die natürliche Gränze ausmacht. Die Einwohner des ganzen Landes, deren Anzahl sich ungefähr auf 1000000 Seelen beläuft, bekennen sich sämmtlich zur römisch-katholischen Religion. Das Land ist vorzüglich auch durch die auffallende Verschiedenheit seines Clima's, und folglich auch seiner Producte merkwürdig; während die Gipfel der Berge mit ewigem Schnee und die Seitenflächen derselben mit Waldungen, Viehweiden und magern Feldern bedeckt sind, auf denen eine spärliche Gerste, Hafer und etwas weniges von

spätern Gemüsen wächst, reifen in mehreren Gegenden des Thales die Trauben, die Feigen und die Granaten neben dem vortrefflichsten Weizen. Aber ungeachtet dieser Mannigfaltigkeit von Producten ist dennoch das Walliserland keinesweges ein reiches Land; denn die Natur hat es so enge zwischen zwei hohe Gebirgsreihen eingeschlossen, daß nur wenig Platz für den Ackerbau übrig bleibt, und der Fluß, der den Boden befruchten sollte, macht ihn durch seine häufigen Ueberschwemmungen an vielen Orten ganz zur Cultur untauglich und äußerst ungesund. Es würde viele Arbeit und Mühe kosten, um diesem Nachtheil abzuhelfen, und die Walliser sind eben sowohl wegen ihrer Unthätigkeit und Faulheit als wegen ihrer Nachlässigkeit bekannt. — Hier sollte ich nun auch noch einiges von den Kröpfen und den Cretinen sagen, die in dem Walliserlande so äußerst häufig gefunden werden; allein man lies't schon in mehrern Schriftstellern die ekelhaftesten, aber keinesweges übertriebenen Beschreibungen davon. Diese Uebel werden bald dem Mangel an Reinlichkeit, bald der schädlichen Eigenschaft des Wassers, bald der heißen und nur selten durch Winde in Bewegung gesetzten Luft zugeschrieben; da jedoch alle diese angeführten Ursachen nichts als bloße Vermuthungen sind, die durch keine überzeugenden Gründe erwiesen werden können, so übergehe ich die ganze Sache mit Stillschweigen und fahre in der Beschreibung meiner Reise fort.

Der Ursprung der Walliser verliert sich, wie der aller Nationen, in der Nacht der Jahrhunderte, und die Verager und Sedunen, ihre ursprünglichen Vorfahren, haben kein einziges Denkmal ihrer Existenz hinterlassen. Beide Nationen wurden nach einander von den Römern, den Burgundern und von Karl dem Großen unterjocht; nachdem aber unter den schwachen Nachfolgern dieses berühmten Eroberers die Monar-

chie in eine Menge kleiner unabhängiger Staaten zerfiel, riß auch der Bischoff von Sitten die Obergewalt über den größten Theil des Walliserlandes an sich. Die Unterthanen wußten sich jedoch dieser allzuhäufig gemißbrauchten und deshalb äußerst verhaßten Gewalt in der Folge wieder zu entziehen oder sie wenigstens einzuschränken. Kaum war aber dieses geschehen, so entstanden zwischen Ober- und Unter-Wallis selbst blutige Streitigkeiten wegen der Oberherrschaft. Das untere Wallis wurde besiegt und die Einwohner sind von dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts an bis auf unsere Zeiten beständig Unterthanen von Ober-Wallis geblieben. Durch die siegreichen französischen Waffen ist jedoch endlich dieser entehrende Unterschied aufgehoben und der Sieger dem Besiegten gleich gestellt worden. Sitten ist der Hauptort der neuen Republik, die in zwölf Zehnden oder Distrikte eingetheilt worden ist. Die Verfassung, die sie erhalten hat, ist übrigens noch zu neu, als daß man über die Güte derselben urtheilen könnte. Um den Einwohnern Ehrfurcht und den Ausländern Achtung einzuflößen, muß erst ihr Werth auf dem großen Probirstein der Zeit als gültig anerkannt werden.

Zu Martinach trafen wir einen alten Bekannten von Genf an, der sich erbot, uns auf der höchst interessanten Reise, die wir nun noch zu machen hatten, zu begleiten. Das Kloster auf dem großen St. Bernhardsberge war das Ziel derselben. Wir machten uns mit dem Aufgang der Sonne auf den Weg und gingen dabei immer an den Ufern der Dranse hin, die sich hier tobend und schäumend durch eine enge Schlucht hinwälzt.

Erst in St. Branchier verließen wir diese Schlucht und kamen in das Thal Orsieres. Hier veränderte sich plötzlich der Schauplatz und wurde so heiter und lachend, als er vorher rauh und düster gewesen war; die

Berge entfernten sich weiter von einander, waren mit Hütten, Viehweiden und gut bestellten Feldern bedeckt, und ihr sanfter Abhang verlor sich allmählich in dem Thale, in dessen Mitte die Dranse durch Wiesen und Wälder ruhig hinfloß. Diese auffallenden Verschiedenheiten, diese plötzlichen, scharf abgeschnittenen Uebergänge von unangenehmen düstern Eindrücken zu höchst angenehmen und erfreulichen, machen einen der höchsten, wohlthuendsten Genüsse aus, die man auf einer Reise durch die Alpen zu erwarten hat.

Eine Stunde jenseits St. Branchier kommt man in das Dorf Liddes; von hier an verengt sich das Thal und die ganze Landschaft sieht wiederum unfreundlich und finster aus. In dem kleinen Dörfchen Aleve sahen wir große hölzerne Gestelle vor allen Häusern hängen, auf denen die Einwohner ihre eingeerndteten Puffbohnen dürre werden lassen, und dadurch den gehörigen Grad von Reife, den sie auf dem Lande durchaus niemals erlangen können, zu ersetzen suchen. In dem Flecken St. Pierre, der noch drei Stunden von dem Kloster auf dem großen St. Bernhardsberg entfernt ist, aßen wir zu Mittag. Die Gegend umher ist außerordentlich rauh, und man fängt an zu fühlen, daß man sich dem Wohnsitze der Unfruchtbarkeit nähert. In einiger Entfernung von dem Flecken kamen wir durch einen Wald von Lerchenbäumen; jenseits desselben führt der Weg über nackte Felsen hin, wobei man immer den Gipfel des Berges Velan mit seinem ungeheuern Gletscher vor Augen hat. Bald nachher kamen wir in eine unermeßliche durchaus öde Gegend, in welcher die tiefe Stille nur durch das Brausen der Waldströme und durch den furchtbaren, donnerähnlichen Fall der Lavinen unterbrochen wird; menschliche Wohnungen, Bäume, Wiesen und jede Art von Cultur sind hier gänzlich verschwunden; nirgends ist mehr Leben, nirgends Bewegung, nirgends eine Spur von Vege-

tation zu finden: die Erde liegt in einem todtähnlichen Schlafe und giebt nicht das leiseste Lebenszeichen von sich. Um die Schrecknisse dieser Einöde für uns noch zu erhöhen, mußte sich gerade die Sonne verhüllen, schwarze Wolken sich über unserm Haupte zusammenhäufen, und der Südwind, den wir bisher gehabt hatten, von einem schneidenden Nordwinde verdrängt werden. Der Thermometer fiel innerhalb weniger Stunden von 20° der Wärme bis auf 3° unter den Gefrierpunkt herab; wir gingen plötzlich aus der Hitze der Hundstage in eine strenge Winterkälte über.

Dicht neben unserm Wege sahen wir zwei kleine, in Form eines Gewölbes erbaute Hütten. Ich näherte mich aus Neugierde der einen davon, fuhr aber sogleich mit einem schaudervollen Entsetzen wieder zurück; es war weiter nichts als ein Beinhaus, in welches die Leichname der Unglücklichen gebracht werden, die auf diesen Gebirgen vor Kälte oder in Schneewirbeln um's Leben kommen; man legt sie in dieses Gewölbe in der nämlichen Kleidung hin, worin man sie gefunden hat, damit sie desto leichter von Personen, die sie aufsuchen, erkannt werden können. Die andere Hütte dient Verirrten oder von einem Ungewitter überfallenen Wanderern zu einem Zufluchtsorte. Die Mönche aus dem Kloster sorgen dafür, daß von Zeit zu Zeit ein kleiner Vorrath von Brot, Käse und Wein dahin gebracht wird.

Von hieraus stiegen wir noch ungefähr eine Stunde lang auf einem steilen Fußpfade in die Höhe, ohne daß wir rings um uns her irgend etwas anders erblickten, als nackte oder mit langen Streifen von Schnee bedeckte Felsen. Der Gipfel des Berges war in einen dichten, schwarzen Nebel eingehüllt, und bald fiel auch ein heftiger Regenguß auf uns herab; von Minute zu Minute wurde es finsterer um uns her, und wir konnten endlich kaum mehr den Weg erkennen, auf den wir

gehen mußten. In einer solchen Lage fühlt der eitle, übermüthige Mensch auf das lebhafteste die Hinfälligkeit seines Wesens und die Ohnmacht seiner Kräfte; er glaubt das Ziel seines Lebens wie die Gränzen der Erde erreicht zu haben. Der erschrockene, zitternde Wanderer darf jedoch muthig fortschreiten, denn wenn ihn hier die ganze Natur verläßt, so reicht ihm die Religion eine schützende Hand dar!

Mitten in einer engen Schlucht erblickten wir das Kloster, wie einen sichern Hafen im Seesturme. Die Mönche in demselben empfingen uns auf das wohlwollendste, und behandelten uns mit einer nicht zu beschreibenden Güte; einige von ihnen machten in aller Geschwindigkeit Feuer in dem Zimmer an, das man uns angewiesen hatte, während andere uns Kleider brachten, um sie mit unsern durchaus nassen und halb gefrornen zu vertauschen. Nach dem thätigen Eifer und der wohlwollenden Theilnahme, womit sie sich um uns beschäftigten, zu urtheilen, hätte man uns für ihre nahe Verwandte, für Freunde ihrer Kindheit halten sollen; wir hatten aber nicht nöthig, dies zu seyn, um von diesen treuen Dienern der menschenfreundlichsten Religion wie Brüder behandelt zu werden.

Wir aßen mit den Mönchen in dem allgemeinen Speisesaal zu Nacht. Es war gerade Fasttag und wir hielten deshalb keine vorzüglich leckerhafte Mahlzeit; allein durch die starke Bewegung waren wir so hungrig geworden, daß uns auch die allereinfachsten Speisen vortrefflich schmeckten. Ueberdies wäre auch die Leckerhaftigkeit an einem Orte, wo es an allem, was sie befriedigen kann, so gänzlich fehlt, sehr übel angebracht gewesen. Alle Arten von Lebensmitteln müssen aus den benachbarten, in unermeßlicher Tiefe gelegenen Thälern herauf geholt werden. Im Anfang des Herbstes wird in dem Kloster eine gewisse Anzahl von

Ochsen, Kühen und Hämmeln geschlachtet und für den Winter eingesalzen. Das Brennholz aber, wovon jährlich eine unermeßliche Quantität verbraucht wird, muß alles durch Maulthiere, auf Fußsteigen, die kaum sechs Wochen das Jahr hindurch gangbar sind, hinauf getragen werden.

Das Kloster liegt in einer mit Felsen umringten Schlucht, auf der Gränze zwischen dem Walliserland und dem Fürstenthum Piemont, und ist 1257 Toisen über die Meeresfläche erhaben; auf der ganzen übrigen Erde gibt es sonst keine andere menschliche Wohnung in einer solchen Höhe. Der Winter dauert daselbst neun volle Monate hindurch, und oft friert es auch sogar in der Mitte des so sehr kurzen Sommers. Der Wind weht fast unaufhörlich und zuweilen mit einer solchen Heftigkeit, daß er ungeheure Massen von Schnee in die Höhe hebt und die ganze Atmosphäre dadurch verdunkelt. Selten hat man den Anblick eines ganz hellen Himmels zu genießen; denn gewöhnlich ist der Gipfel des Berges mit finstern Wolken umhüllt, so daß man auch das Kloster nicht eher erblickt, als bis man nur noch wenige Schritte davon entfernt ist.

Ob es gleich den Morgen nach unserer Ankunft nicht recht hell werden wollte, und auch den ganzen Tag hindurch eine finstere Dunkelheit auf dem Gebirge liegen blieb, so gingen wir doch um einen See herum, der einen Theil dieser Schlucht anfüllt. Durch seine unermeßliche Tiefe und den Schnee, der ihn von allen Seiten umringt, hat das Wasser in demselben eine dunkel schwarze Farbe. An dem Fuße einiger Felsen haben die Mönche auf einer Art von Terrasse mit unsäglicher Mühe kleine Gärtchen angelegt, jämmerlich elende Gärten, in denen kaum im Monat August einige wenige magere Gemüse gewonnen werden.

Wir besuchten auch die letzte Ruhestätte der Bewohner des Klosters und der Reisenden, die ihr Leben

darin beschließen; es ist ein ziemlich großes viereckiges Gebäude, in welchem die, bloß mit Leintüchern bedeckten Leichname reihenweise neben einander gestellt werden. Dies ist eine schreckliche Art zu begraben, die Schaudern und Abscheu erregt; allein an diesem Orte ist keine andere möglich. Denn die undankbare Erde beraubt hier nicht nur den Menschen aller Mittel zum Unterhalte des Lebens, sondern sie weigert sich auch, ihn in ihren Schooß aufzunehmen, wenn er aufgehört hat zu existiren.

Es ist außer allem Zweifel, daß schon die Römer diesen Paß zwischen Italien und dem Walliserlande gekannt haben. Nahe an dem Orte, wo jetzt das Kloster steht, hatte Jupiter einen Tempel, und nach ihm wurde der ganze Berg Mons Jovis genant, was in der Folge in Mont Joux verwandelt wurde. Nach der großen Menge von ex voto, die in den Ruinen des Tempels gefunden worden sind, zu urtheilen, muß dieser Paß schon damals sehr häufig besucht und für äußerst gefährlich gehalten worden seyn. Mehrere daselbst gefundene Medaillen enthalten die Inschrift: Jovi Poeno, und aus diesem Worte haben einige Gelehrte geschlossen, daß dieser Jupiter ein karthaginensischer Gott gewesen, und Hannibal über den St. Bernhardsberg nach Italien gegangen sey. Ohne mich in eine Untersuchung dieses Gegenstandes einzulassen, will ich nur die einzige Bemerkung machen, daß eine solche Unternehmung heut zu Tage nicht mehr, wie es sonst häufig geschehen ist, für ganz unmöglich erklärt werden kann, seitdem wir in unsern Tagen eine ganze große Armee unter der Führung eines zweiten Hannibals, mit ihrer gesammten Artillerie, ihren Pferden und allem ihrem Gepäck diese kühne Unternehmung haben wagen und auch glücklich bestehen sehen. Ich kehre jedoch jetzt wieder zu der Beschreibung des Klosters zurück.

Im Jahre 962 soll, wie man versichert, der heil. Bernhard von Menthon, der aus einer adelichen Familie in Savoyen herstammte, und Archidiaconus zu Aosta war, die Verehrung der falschen Götter auf diesem Berge zerstört, und ein Kloster daselbst erbauet haben, an dessen Spitze er selbst noch vierzig Jahre hindurch gestanden hat. Dieses Kloster wurde bald allgemein berühmt, und erwarb sich in mehrern Ländern von Europa äußerst ansehnliche Güter. Von diesen verlor es jedoch den größern Theil im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert durch die Nachlässigkeit und schlechte Wirthschaft seiner Vorsteher. Im Jahre 1752 wurden ihm auch bei Gelegenheit eines Streites zwischen dem König von Sardinien und der Republik Wallis alle seine Besitzungen in Savoyen entzogen, und heut zu Tage hat es von seinen ehemaligen großen Reichthümern nichts mehr übrig, als einige unbedeutende Grundstücke und Zinsen in dem Walliserlande und dem Canton Bern, nebst der Erlaubniß, in der ganzen Schweiz jährliche milde Beiträge zur Verpflegung der armen Reisenden einsammeln zu dürfen.

Die Mönche sind regulirte Chorherren des Augustiner Ordens. Die Anzahl derselben ist nicht fest bestimmt; gewöhnlich beläuft sie sich aber auf etliche und zwanzig bis dreißig, wovon sich jedoch nur zehn oder zwölf in dem Kloster selbst aufhalten, die übrigen aber in den Pfarreien leben, die von dem Kloster besetzt werden. Der Superior hat den Titel eines Probstes, wird von dem Capitel gewählt, und erhält von dem Papste die Bullen; die rauheste Zeit des Jahres bringt er zu Martinach zu, und in seiner Abwesenheit steht das Kloster unter der Aufsicht eines Priors. Die Ordensregel, der die Mönche unterworfen sind, ist keinesweges sehr strenge; sie stehen um fünf Uhr des Morgens auf, müssen täglich der Messe und der Vesper beiwohnen, dürfen sich aber den ganzen übrigen Tag hindurch in einem gemeinschaftlichen Saale mit Studiren oder andern Arbeiten beschäftigen. Schon aus diesem Gesichtspunkte betrachtet führen sie ein harmloses, erbauliches Leben; allein mit der höchsten Bewunderung wird man für sie erfüllt, wenn man sie in der Ausübung der Menschenliebe und der Gastfreundschaft beobachtet.

Das

Das Hospital auf dem grossen St. Bernhards-berg steht allen Reisenden ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, des Vaterlandes und der Religion zu allen Zeiten offen; die Mönche behandeln dieselben alle mit der grössten Sorgfalt und der wohlthätigsten Güte, und fordern von ihnen für Aufwand und Mühe nicht die geringste Bezahlung.

Den Sommer hindurch ist der Weg über den Berg ziemlich gangbar und sicher; allein sobald es anfängt zu schneien, wird er äußerst gefährlich. Die furchtbare Kälte, die dicken schwarzen Nebel, bei denen man kaum seinen Weg vor sich erkennen kann, und die oft plötzlich entstehenden Wirbelwinde, die den Wanderer in eine Wolke von Schnee einhüllen, sind nicht die einzigen Gefahren, denen man auf diesem Wege ausgesetzt ist: man muß auch bei jedem Schritte befürchten, von herabrollenden Lavinen verschüttet oder in unermeßliche Abgründe gestürzt zu werden.

Die Anzahl der Personen, die jährlich über den grossen St. Bernhardsberg ziehen, beläuft sich nach einer angestellten Berechnung, im Durchschnitt genommen, auf achtzehn- bis zwanzigtausend; besonders aber wird dieser Weg zur Zeit der verschiedenen Messen in der Lombardei, oder wenn auf der einen oder der andern Seite der Alpen ein Mangel an Lebensmitteln eintritt, häufig besucht.

Vom Anfang des Novembers bis zu Ende des Mai's gehen täglich zwei Dienstboten des Klosters, die den Namen Maronniers führen, bis auf eine gewisse Strecke den Berg hinab, und zwar der eine auf der Seite gegen das Walliserland, und der andere gegen Italien zu. Sie nehmen dabei einen Vorrath von Brot und Wein mit, und haben grosse Hunde bei sich, die besonders dazu abgerichtet sind, daß sie immer den Weg, auch wenn er mit hohem Schnee bedeckt ist, erkennen, und die Spuren der verirrten Wanderer auffinden. Wenn diese Maronniers nicht zur bestimmten Stunde wieder in's Kloster zurückgekommen sind, oder wenn der Fall eintritt, daß ein Reisender, der glücklicher war als seine Gefährten, in's Kloster kommt und die Nachricht dahin bringt, daß die letztern verunglückt sind: so machen sich die sämmtlichen Mönche mit langen Stöcken, an denen sich eiserne Spitzen be-

finden, bewaffnet, sogleich auf den Weg, um mitten durch den unermeßlichen Schnee zu ihrem Beistande hinzueilen. Wenn es ihnen glückt, sie wieder zu finden, so suchen sie vorerst ihre Kräfte wieder anzufachen, führen sie alsdann am Arm fort, gehen vor ihnen her, um ihnen den Weg zu bahnen, und tragen sie auch sehr häufig wechselsweise auf ihren Schultern. Besonders zeichnet sich ihr Muth und ihre Geschicklichkeit bei Aufsuchung derjenigen Reisenden aus, die durch Lavinen verschüttet worden sind. Wenn diese Unglücklichen nicht allzu tief begraben liegen, so wittern sie die Hunde durch den Geruch aus; allein da der Instinct dieser Thiere sich nicht in eine große Tiefe erstreckt, so müssen die Mönche alle verdächtigen Stellen mit langen Stangen durchwühlen. Sobald sie nun einen Widerstand fühlen und vermuthen können, daß es ein menschlicher Körper ist, so suchen sie in der größten Geschwindigkeit und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte den Schnee bei Seite zu räumen, und haben auch nicht selten das Glück, daß sie die bedauernswürdigen Menschen, die im Begriff waren zu sterben, wieder in's Leben zurückbringen. Sie führen dieselben alsdann im Triumph in ihr Kloster, und behalten sie so lange dort, als dieselben ihrer Pflege noch benöthigt sind.

Dies ist die Bestimmung dieser edeln Menschen, dieser Schutzengel der Unglücklichen und Leidenden. Sie ist der höchste Triumph der Religion; denn Menschenliebe allein ist keiner solchen Hingebung, keiner solchen gänzlichen Aufopferung fähig!

Wir kehrten von dem großen St. Bernhardsberg wieder nach Martinach zurück, von wo ich durch die Schweiz in mein Vaterland zurückreis'te.

